Napoleon in Deutschland.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung.

Napoleon und Königin Louise.

Erster Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Napoleon

und

Königin Louise.

Von

L. Mühlbach.

Erster Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Buch.

Nach der Schlacht bei Jena.

I.

Ferdinand von Schill.

Tiefe Stille herrschte jetzt auf den weiten Thalgründen von Jena und Auerstädt. Die Schlachten waren beendet, die siegreichen Franzosen waren nach Jena gezogen zu kurzer Rast, die besiegten Preußen hatten sich nach Weimar geflüchtet, oder schweiften angstvoll umher auf den Feldern und Bergen, nach irgend einem Versteck, einer Zufluchtstätte suchend, um sich vor dem verfolgenden Feinde zu bergen.

Ein panischer Schrecken hatte die ganze Armee ergriffen; alle Besinnung, alles Ehrgefühl schien verloren. Jeder war nur bedacht, sein Leben zu erretten und sich zu flüchten vor dem mächtigen Arm der unüberwindlichen Franzosen. Hier und da gelang es freilich den Bitten und Vorstellungen der Officiere, die flüchtenden Soldaten aufzuhalten und sie zu kleineren Corps zu vereinigen,

mit denen die Officiere sich auf den Weg machten, um sich zur geschlagenen und retirirenden Hauptarmee zu begeben. Aber wo war diese Hauptarmee? Wohin hatte sich der Fürst Hohenlohe mit seinem besiegten Heer gewandt? Was war aus dem Herzog von Braunschweig mit seinen Schaaren geworden? Weder die Officiere, noch die Soldaten wußten es, sie zogen planlos auf den Landstraßen umher, nicht wissend, wohin sie ihre Schritte zu lenken hätten. Aber sobald ihre umherirrenden Augen nur in der Ferne französische Soldaten zu erblicken glaubten, stürzten die preußischen Soldaten in regelloser Flucht von dannen, warfen ihre Gewehre bei Seite, um desto schneller laufen zu können, oder, wenn keine Flucht mehr möglich war, sich auf Gnade und Ungnade den Franzosen zu ergeben. Es kam vor, daß ein Trupp von hundert Preußen sich vier daher sprengenden französischen Dragonern ergaben, und von diesen als Gefangene fortgeführt wurden, daß ein anderer Trupp einige in der Ferne vorüber reitende Grenadiere, die vielleicht auf ihrem Streifzuge von dem Herannahen der in so überlegener Zahl heranmarschirenden Preußen erschreckt, retiriren wollten, mit lauter Stimme herbei rief, und ihnen durch Zeichen und das Niederlegen ihrer Gewehre zu erkennen

gab, daß man nichts weiter wolle als sich ergeben und dem Feinde die Waffen überantworten.*)

Mit der stolzen Gewißheit des Sieges waren die Preußen nach Jena und Auerstädt gekommen, jetzt hatten sie das Schlachtfeld verlassen, um, einer Schaar unheilkrächzender Raben gleich, die blutige Todesbotschaft weiter zu tragen durch das erzitternde Deutschland hin.

Das Schlachtfeld, auf dem einige Stunden zuvor der Tod seinen blutigen Triumphzug gehalten und Tausende und aber Tausende zu Boden geschleudert hatte, das Schlachtfeld war jetzt öde und vereinsamt. Die Nacht mit ihren Schleiern deckte die Schrecknisse dieser Schädelstätte des preußischen Ruhmes zu; der heulende Herbstwind allein singt denen das Todtenlied, welche da mit offenen Wunden, mit schmerzverzerrten Zügen in endlosen Reihen am Boden liegen.

Endlich ist die Nacht des Grauens vorüber, der Sturm legt sich, die schwarzen Schleier der Dunkelheit zerreißen und traurig und blaß steigt die Sonne eines neuen Tages empor; traurig und blaß beleuchtet sie das von dem Blute so vieler Tausende dampfende Schlachtfeld.

*) Höpfner: Der Krieg von 1806 u. 1807. Th. II.

Welch ein Anblick ist dies! Wie viel verstümmelte Leichen liegen da hingestreckt, die weitgeöffneten Augen zum Himmel emporstarrend, und zwischen ihnen, den Beglückten und Beneidenswerthen, wie viel lebende, ächzende, blutende Menschencreaturen, wimmernd vor Schmerz, unfähig ihre verstümmelten Körper empor zu heben und sich aufzurichten von dem blutigen Lager des Todes und der Schmerzen.

Die Sonne enthüllt das furchtbare Bild, das die Nacht verborgen gehalten, die Sonne beleuchtet das Antlitz der im Tode Erstarrten, aber die Lebenden und Leidenden, die Verwundeten und Blutenden, die weckt sie aus dem Schlummer der Erstarrung und ruft sie zum Bewußtsein, zur schreckensvollen Erkenntniß ihres Daseins wach!

Und das Bewußtsein kommt mit Seufzern und Wehklagen, und die Erkenntniß öffnet die Lippen zum Schrei des Schmerzes und des Entsetzens.

Beneidenswerth und selig die Todten, welche da liegen mit ihren klaffenden Wunden, die nicht mehr bluten und schmerzen, elend und beklagenswerth die Lebendigen, welche da liegen mit ihren klaffenden Wunden, die der heulende Nachtwind allein getrocknet hat, die nicht mehr bluten aber desto heftiger schmerzen.

Die Sonne hat sie geweckt, die armen, verlassenen Verwundeten, und durch das Thal und über die Hügel hin tönt die Luft jetzt wieder vom Jammergeschrei, von Flüchen und Gebeten, von Verwünschungen der Verzweiflung, von flehentlichen Bitten der Hülfebegehrenden.

Aber keine Hülfe naht ihnen, keine Stimme des Erbarmens giebt Antwort auf ihren Hülferuf! Hunderte und Tausende wohl hat man bei der eiligen Flucht auf die Wagen geladen, und mit ihnen sind die Aerzte und Chirurgen davon gefahren, Hunderte und Tausende sind zurück geblieben, und Keiner kommt, sich ihrer zu erbarmen!

Aus dem Gewirr und Gemengsel der Todten und Verwundeten richtete sich auf dem Schlachtfeld von Auerstädt jetzt Einer der Verwundeten empor. Die Sonne hatte ihn geweckt aus dem Halbschlummer, in welchen der Blutverlust und der Hunger mit seiner Erschöpfung ihn versenkt hatte, die Sonne erwärmte jetzt seine erstarrten Glieder, und linderte ein wenig den Schmerz seines verwundeten rechten Armes und der blutigen Wunde an seiner Stirn. Er versuchte sich empor zu richten unter dem Leichnam seines Pferdes, das mit seiner Wucht schwer auf ihm ruhte, und

er fühlte mit einem unaussprechlichen Entzücken, daß es ihm gelang, seinen Fuß aus dem Steigbügel und unter dem Pferde hervorzuziehen. Jetzt, mit dem linken gesunden Arm sich an den Sattel des Pferdes anklammernd, richtete er sich langsam empor; die Bewegung machte, daß das Blut aus seiner Stirnwunde in großen Tropfen hervorrieselte, aber er achtete nicht darauf, er fühlte nur, daß er sich von dem Bette des Todes wieder aufgerichtet, daß er noch athme und lebe. Einen Moment lehnte er sich wieder erschöpft an das Pferd, das ihm jetzt als Ruhesessel diente; er fühlte einen brennenden Durst, einen verzehrenden Hunger, und seine dunkeln glühenden Augen schweiften umher, als suchten sie nach einem Labetrunk für seinen verschmachtenden Gaumen, nach einem Stückchen Brot seinen Hunger zu stillen.

Aber überall begegnete sein Auge nur hingestreckten Leichen, nur dem Elend und Jammer eines verödeten Schlachtfeldes. Und er wußte, daß, wenn er auch in den Taschen und Tornistern der Todten wühlen wolle, er da doch keine Nahrung finden würde. Denn seit zwei Tagen hatte der Hunger in der preußischen Armee gewüthet, seit zwei Tagen hatte der Soldat kein Brot und keinen Trunk mehr in seinem Tornister gehabt;

der Hunger war der vorarbeitende Gehülfe des französischen Kaisers gewesen, er hatte die Preußen entkräftet und ihren Muth gebrochen.

Ich muß hier fort, murmelte der Verwundete, ich muß mich retten, so lange ich noch Kraft und Bewußtsein habe, sonst sterbe ich am Hungertode! Oh, mein Gott, gieb mir Kraft einem so fürchterlichen Tode zu entfliehen. Stärke meine Füße auf dieser grauenvollen Wanderung!

Einen einzigen brennenden Blick hob er zum Himmel empor, einen Blick, in welchem seine ganze Seele lag, dann trat er die Wanderung an. Langsam, schwankend schritt er vorwärts, mitten hindurch durch die Reihen der Leichen, vorüber an den noch zuckenden und ächzenden Sterbenden, an den in Qualen ringenden Verwundeten. Er konnte ihnen keine Linderung schaffen für ihre Schmerzen, keine Hülfe für ihren grenzenlosen Jammer. Es blieb ihm nur übrig neben ihnen niederzusinken, um mit ihnen zu sterben, oder sein Auge von ihnen abzuwenden, sein Ohr ihren Klagen zu verschließen und dieser Atmosphäre des Blutes und der Verwesung mit eilendem Fuß zu entfliehen, um für sich selber das Leben dem Tode wieder abzuringen!

Er floh also, aber seine von Thränen umdüsterten Blicke grüßten die armen Leidenden, an denen er vorüberschritt, seine schmachtenden zitternden Lippen flüsterten leise ein Gebet für sie.

Endlich war der erste, der grauenvollste Theil seiner fürchterlichen Wanderung zurückgelegt, endlich hatte er sich gerettet aus dem Gewühl der Todten und Verwundeten; das Feld, über welches er jetzt dahin schritt, war weniger blutgetränkt, die Leichen lagen vereinzelter. Hier und da sah man eine in Schlamm und Blut festgefahrene Kanone, Trümmer zerbrochener Wagen und Gewehre, leere Tornister und Montirungsstücke, Alles im wirren und wüsten Durcheinander.

Beute für die Marodeurs, flüsterte der verwundete Officier, an allen diesen Dingen vorüberschreitend. Sie sind noch nicht hier gewesen, wie es scheint. Gott sei mir gnädig, wenn sie jetzt kommen, und mich auch als Beute betrachten!

Er warf einen angstvollen, scheuen Blick umher, und dabei fiel sein Auge auf einen entblößten, mit Blut bespritzten Säbel, der zu seinen Füßen lag. Er hob ihn mühsam auf, nicht achtend, daß bei der raschen Bewegung das Blut wieder mächtiger aus seiner Stirnwunde hervorquoll.

Nun, sagte er laut und drohend, ich werde ihnen mein Leben wenigstens theuer verkaufen, nicht lebend sollen mich die verhaßten Feinde in ihre Hände bekommen. Vorwärts denn, vorwärts mit Gott! Er wird den treuen Soldaten nicht verlassen!

Und sich auf sein Schwert, wie auf einen Stab stützend, ging der Officier weiter. Ueberall begegnete er denselben Zeichen der Verwüstung und des Krieges, überall lagen Trümmer, verstreute Leichname, blutige Kanonenkugeln oder Gewehre, welche die Flüchtenden von sich geworfen.

Oh, nur einen Tropfen Wasser! seufzte der Officier, indem er langsam über das Feld weiter schritt. Meine Lippen verschmachten!

Schwankend und taumelnd stützte er sich auf sein Schwert, und nur seinem festen energischen Wollen und der Kraft seiner Seele gelang es, noch einmal die wachsende Schwäche seines Körpers zu besiegen.

Mit raschern Schritten eilte er wieder vorwärts, und jetzt beflügelte die Hoffnung seine Schritte, denn dort hinten neben dem kleinen Gebüsch sah er ein Haus, dort also waren Menschen, dort war Hülfe!

Endlich, nach unsäglichen Anstrengungen, nach qualvollem Ringen mit seinen Schmerzen und seiner

Erschöpfung, endlich hatte er sein Ziel erreicht! Er stand vor dem Bauernhaus und rief mit lauter Stimme, sehnsuchtsvoll zu den Fenstern hinschauend: oh, gebt mir einen Trunk Wasser! Erbarmt Euch des Verschmachtenden!

Aber keine Stimme antwortete ihm, kein Menschenantlitz zeigte sich hinter den grünen kleinen Fensterscheiben, Alles blieb öde und still!

Der Officier seufzte tief auf, und ein Ausdruck bittern Schmerzes malte sich in seinen Zügen.

Meine Füße tragen mich nicht mehr weiter, murmelte er. Vielleicht war meine Stimme zu schwach und sie haben mich nicht gehört. Ich will näher gehen!

Mühsam, gestützt auf sein Schwert, wie ein Trunkener schwankend, ging er dem Hause zu. Die Thür war nur angelehnt, der Officier öffnete sie und trat ein.

Alles war still hier innen wie da außen, kein menschliches Wesen zeigte sich, keine Stimme gab Antwort auf sein lautes Rufen. Das Innere der Hütte selbst bot einen traurigen Anblick dar. Alle Thüren standen offen, der lehmgeschlagene Fußboden war hier und da mit Blut getränkt, die kleinen niedrigen Zimmer waren leer und ausgeräumt, nur einzelne Stücke

zerschlagener Meubles, einige zerbrochene Töpfe und Geräthschaften lagen umher. Entweder waren die Bewohner vor dem Feind geflohen, oder sie waren von demselben vertrieben worden.

Keine Hülfe, keine Rettung, seufzte der Officier, mit einem trostlosen Blick diese Scene der Verlassenheit überschauend. Oh, warum war es mir nicht vergönnt auf dem Schlachtfeld zu sterben, warum hat nicht eine mitleidige Kanonenkugel sich meiner erbarmt, daß ich gefallen wäre auf dem Bette der Ehre. Dann wäre ich doch gestorben als ein tapferer Krieger und man würde meinen Namen mit Ehren genannt haben, während ich jetzt dazu verdammt bin, nur unter den Verschollenen genannt zu werden. Oh, es ist traurig und bitter so verlassen und einsam zu sterben, unbeklagt von seinen Freunden, ohne eine Thräne des Mitleids aus den schönen Augen meiner Königin! Oh Luise, Luise, Deine Augen werden viel weinen um Deine Krone, um Dein Land und Dein Volk, aber sie werden nicht Eine Thräne haben für den armen Lieutenant Deiner Dragoner, der hier einsam stirbt, und Dich segnet, indem er stirbt! Lebe wohl, Königin, Gott gebe Dir Kraft, und —

Seine Lippen verstummten, eine tödtliche Blässe

überzog sein Antlitz, es schwindelte vor seinen Blicken, in wirbelnden Kreisen drehte sich Alles vor seinen Augen umher, wie Sturmwind heulte und brauste es vor seinen Ohren.

Der Tod! Der Tod! murmelte er leise, und mit einem Seufzer sank er bewußtlos zusammen.

Wieder ward nun Alles still in der Hütte; kein menschlicher Laut unterbrach das Schweigen des Todes, welches jetzt in dem verödeten kleinen Gemach herrschte. Nur das Summen einiger Fliegen, die mit ihren Köpfen gegen die trüben Fensterscheiben stießen, unterbrach dieses Schweigen; einmal auch raschelte es in der Ecke und eine Maus schlüpfte über den Boden dahin; ihre klugen glänzenden Augen schauten neugierig umher, und der Anblick dieser blutigen, bewegungslosen Gestalt, die da am Boden lag, schien sie zu erschrecken, denn sie wandte sich um und rascher noch, als sie gekommen, schlüpfte sie wieder fort und verschwand in der Ecke.

Die Sonne stieg höher empor und schien auf die trüben Fenster der Hütte; sie zeichnete die gelben Umrisse derselben auf den Fußboden hin, und machte die goldenen Schnüre erglänzen, welche die Uniform des Officiers schmückten, der noch immer bewegungslos dalag.

Auf einmal ward die Stille durch das Herannahen eiliger Schritte unterbrochen, auf einmal hörte man draußen eine laute Stimme, welche rief: Niemand in der Hütte?

Dann ward Alles still; offenbar harrte der Frager auf eine Antwort; dann nach einer Pause näherten sich die Schritte noch mehr, jetzt waren sie schon außen auf dem Gange, jetzt erschien auf der Schwelle des Gemachs die schlanke Gestalt eines preußischen Officiers, mit verbundenem Haupt und Arm.

Wie er die regungslose Gestalt da am Boden gewahrte, drückte sein bleiches Gesicht Staunen und Mitleid aus.

Ein Officier von den Königin-Dragonern! rief er überrascht und mit einem Sprung war er neben ihm, kniete er an seiner Seite nieder und legte forschend seine Hand auf das Herz und die Stirn des Hingesunkenen.

Er ist noch warm, murmelte er, und wie mir scheint, schlägt sein Herz noch! Vielleicht ist er nur ohnmächtig vom Blutverlust, wie ich es war, ehe man mir den Verband angelegt. Wir wollen einmal sehen!

Mit hastiger Eilfertigkeit zog er eine Feldflasche aus seiner Brust hervor, und von dem Inhalt der-

selben ein wenig in seine Hand gießend, wusch er damit die Stirn und Schläfen des Bewußtlosen.

Jetzt flog es wie ein leises Zucken durch alle seine Glieder, jetzt öffnete er die Augen und schaute mit halb noch bewußtlosen, träumerischen Blicken in das Antlitz des Fremden, der sich mit dem Ausdruck innigster Theilnahme über ihn geneigt hatte.

Wo bin ich? fragte er mit leiser, zitternder Stimme.

Bei einem Kameraden, sagte der Andere freundlich, bei einem Unglücksgefährten, der verwundet und flüchtig ist wie Sie. Ich bin ein Officier vom Regiment Hohenlohe und habe bei Jena gefochten. Seit gestern Abend irre ich umher, immer in Gefahr in die Hände des Feindes zu fallen. Mein Name ist Pückler, ein guter Preußenname. Sie sehen also, es ist ein Freund, der dem armen verwundeten Kameraden zur Seite steht, und Sie haben nichts zu fürchten. Nun sagen Sie was kann ich für Sie thun!

Wasser! Wasser! ächzte der Verwundete. Ich verschmachte!

Nehmen Sie lieber einen Schluck von meinem Wein hier, sagte der Officier, der stillt den Durst und giebt Ihnen zugleich Kraft.

Er hielt dem Kameraden die Flasche an die Lippen und ließ ihn langsam einige Züge thun.

Jetzt ist es genug, sagte er dann, ihm die Flasche entziehend; nun Sie getrunken haben, Kamerad, was meinen Sie jetzt zu einem Stückchen Brod und einem Bissen Fleisch? Ach, Sie lächeln, Sie wundern sich, daß ich Ihre Wünsche errathe und Ihre Leiden richtig erkannt habe? Das kommt daher, Kamerad, daß ich dieselben Qualen erduldet und wie Sie gelitten habe! Vor allen Dingen also, essen Sie!

Er hatte, während er sprach, aus seinem Tornister ein Brot und die Hälfte eines gebratenen Huhns hervorgeholt und von Beiden einige Bissen abgeschnitten, die er jetzt sorgsam dem Andern in den Mund schob. Dann schaute er mit lächelnder Freude, wie er erst langsam und dann immer rascher und eifriger seine Kinnladen rührte.

Nun wieder einen Schluck Wein, Herr Kamerad, sagte er, und dann kann ich es wagen, Ihnen etwas mehr Essen zu geben! Still, sprechen Sie kein Wort, es ist eine heilige Arbeit, welche Sie da vorhaben, eine Arbeit, durch welche Sie eben im Begriff sind ein Menschenleben zu erretten. Sie dürfen dieselbe also durch keine überflüssigen Dankesworte unterbrechen.

Ihre Worte stehen überdies in Ihren Augen geschrieben und Sie können mir nicht mehr und nichts Schöneres sagen, als was ich darin lese. Trinken Sie! So! Und hier ist ein Stück Brot und ein Hühnerflügel! Während Sie essen, will ich einmal in Hof und Garten umher schauen, ob ich da nicht etwas Wasser finde, Ihre Wunden auszuwaschen.

Er eilte, ohne dem Andern Zeit zu einer Antwort zu lassen, hinaus und ließ den Wiedererwachten allein mit dem Brod, dem Hühnerflügel und der Weinflasche. Als er nach einer Viertelstunde mit einem Krug Wasser wiederkehrte, war das Brod und das Fleisch verschwunden, aber statt des bleichen, erstarrten leichenähnlichen Wesens, das er in dem Gemach gefunden, saß da jetzt halb aufgerichtet ein junger Mann mit blitzenden Augen, mit einem leisen Schimmer von Röthe auf den Wangen, mit einem sanften Lächeln um die wieder gerötheten Lippen.

Sie haben mich gerettet, sagte er, dem Wiedereintretenden seine beiden Hände entgegenstreckend, ich wäre gestorben vor Hunger und Ermattung, wenn Sie sich meiner nicht erbarmt hätten.

Kamerad, sagte der Officier lächelnd, Sie wiederholen da die Worte, welche ich vor zwei Stunden

einem andern Kameraden sagte, dem ich auf der Flucht begegnete, oder vielmehr, der mich im Graben liegend fand. Er, der Glückliche, hatte ein Pferd, er bot mir an, mich hinter ihm sitzen zu lassen, aber ich sah, daß das Thier zu erschöpft war, um uns Beide zu tragen, ich nahm daher seinen Vorschlag nicht an, aber ich nahm die Erfrischungen, die er mir bot und mit denen er jetzt nicht bloß mir, sondern auch Ihnen das Leben gerettet hat. Sie sehen also, daß Sie nicht mir, sondern unserm gemeinsamen Retter zu Dank verpflichtet sind.

Ich sehe, daß Sie ebenso gut als großmüthig sind, sagte der Andere sanft, während seine Hand unwillkürlich nach seiner Stirn empor fuhr.

Und ich sehe, daß Sie Schmerzen haben, rief der Officier, und daß Ihre Kopfwunde Sie brennt. Die meinige ist, wie Sie sehen, schon verbunden, auch mein zerschossener Arm liegt schon in der Binde, denn ich erhielt beide Wunden schon gestern während der Schlacht, und der Chirurg verband mich, während die Kugeln um uns sausten.

Ich erhielt meine Wunden erst ganz zuletzt, als Alles schon verloren war, seufzte der Andere. Einer von der verruchten Kaisergarde hieb mich zusammen.

Ich hoffe, Sie haben ihm eine vollgültige Quittung über den Empfang Ihrer Wunden ausgestellt? fragte der Officier, indem er sorglich damit beschäftigt war, die Wunde mit dem Wasser, das er in einem halb zerbrochenen Topf hereingebracht hatte, auszuwaschen.

Der Gefragte schaute mit blitzenden Augen zu ihm empor. Ich habe ihm eine Quittung ausgestellt, die er jetzt da oben dem lieben Herrgott vorgezeigt haben wird, sagte er, wenn anders es einen Herrgott für diese verwünschten Franzosen giebt. Mein Schwert blieb in seinem Schädel haften, aber ich fiel mit ihm zusammen nieder.

Ihre Wunde hier an der Stirn ist unbedeutend, sagte der Officier, der Hieb ist nur schräg durch die Stirnhaut gegangen. Legen wir dies angefeuchtete Tuch um dasselbe.

Oh, wie das wohl thut, seufzte der Andere. Jetzt erst, da die Wunde nicht so brennt, fühle ich, wie das Leben wieder durch alle meine Adern strömt.

Und wie ist es mit Ihrem Arm? Schmerzt der sehr?

Ein Lancier hat ihn durchstochen, ich hoffe, er hat die Gefälligkeit gehabt, den Knochen zu verschonen und der Arm braucht nicht amputirt zu werden! Er

schmerzt freilich sehr, aber Sie sehen, ich kann ihn ein wenig heben, ein Zeichen, daß er nicht zerschmettert ist. Nun, Kamerad, erzeigen Sie mir noch einen Liebesdienst. Helfen Sie mir aufzustehen.

Hier lehnen Sie sich fest auf meinen Arm! So! Ich ziehe Sie empor, da stehen Sie! Stützen Sie sich noch ein wenig auf mich, wenn es Ihnen schwindelt!

Nein, mir schwindelt nicht, ich fühle mich wieder wohl und stark genug, die Last des Lebens auf meine Schultern zu nehmen. Gott sei Dank, daß ich wieder stehe! Denn wie zerschmettert und zerschlagen wir auch sein mögen, so wollen wir doch aufrecht stehend unser Schicksal hinnehmen, es soll dem Welteroberer und Tyrannen nicht gelingen, unser Haupt zu beugen, wenn er auch unsere Herzen gebeugt hat! Ach, Kamerad, was war das für ein entsetzlicher Tag, den wir gestern erleben mußten, ein Tag, an dem ganz Preußen in Trümmer sank.

Sie waren stark in der Affaire? Das Regiment Königin-Dragoner stand bei Auerstädt, nicht wahr?

Ja, es stand bei Auerstädt und es machte es, wie all die Uebrigen, es desertirte. Nur einige wenige Schwadronen folgten dem dringenden Mahnruf des Königs, der uns gegen die bei Hassenhausen auf-

gestellten Quarré's des Feindes führte. Ihm selber ward das Pferd unter dem Leibe fortgeschossen, wir Officiere hielten wohl Stand, aber die Dragoner liefen von dannen!*) Ach, ich weinte vor Wuth, und hätten sich meine Thränen in Kugeln verwandeln können, so würden sie nicht gegen den Feind, sondern gegen unsere feigen Dragoner sich gerichtet haben. Die Schlacht war gewonnen, wenn unsere Soldaten nicht wie feige Memmen davon gelaufen wären. Vergebens war alles Rufen und Schreien, die Soldaten liefen, obwohl gar kein Feind hinter ihnen war, der Schrecken hatte sie wahnsinnig gemacht.

Und glauben Sie wirklich, Kamerad, daß nur die Feigheit und Muthlosigkeit der Soldaten die Schuld trägt an der verlorenen Schlacht? fragte der Officier. Haben unsere Feldherrn gar nichts verschuldet? Sie sehen düster vor sich hin? Sie sind also meiner Meinung! Aber von allen diesen Dingen lassen Sie uns nachher sprechen, jetzt zuerst von uns!

Ja, zuerst von uns! rief der Andere, aus düsterm Sinnen emporschreckend. Herr Graf Pückler, Sie haben mir mit zuvorkommender Güte Ihren Namen

*) Historisch.

gesagt, als Sie des Namenlosen und Unbekannten sich erbarmten und ihm das Leben retteten. Jetzt erlauben Sie, daß ich Ihnen auch meinen Namen sage, damit Sie wenigstens in der Zukunft wissen, wer stets mit Liebe und Dankbarkeit Ihrer gedenken wird. Ich bin der Seconde-Lieutenant Ferdinand von Schill. Sie sehen, ein Name von gar keiner Bedeutung, und doch hatte ich mir feierlich gelobt, ihm in diesen Tagen unserer Schlachten einen guten Klang zu geben!

Und ich sehe auf Ihrer Stirn, Kamerad, daß Sie später das nachholen werden, woran das Schicksal Sie jetzt verhindert hat, sagte Graf Pückler freundlich, dem Lieutenant von Schill die Hand darreichend. Jetzt aber lassen Sie uns nicht der Zukunft, sondern der Gegenwart gedenken. Wir sind Beide verwundet, Beide hülflos, wenn uns das Wundfieber packt, und es wird gewiß heut Abend kommen. Wir müssen also vorher uns nach einem Zufluchtsort umgesehen haben, denn wenn wir hier bleiben, ohne Pflege, ohne Hülfe, ohne Nahrung, sind wir verloren!

Sie haben Recht, wir müssen hier fort, sagte Schill, wir müssen suchen, eine Stadt, ein Dorf zu erreichen. Kommen Sie und lassen Sie uns gehen. Sie haben Waffen und auch ich habe meinen Degen.

Lassen Sie uns gehen, aber zuvor schwören wir einander, daß wir nicht in französische Gefangenschaft gerathen, sondern daß wir lieber sterben und uns selber den Tod geben wollen! Sie haben ein Messer, und wie Sie vorhin das Brot damit schnitten, sah ich, daß es scharf war. Wollen Sie es mir geben?

Wozu?

Um es mir in's Herz zu stoßen, wenn ich dem Feind nicht mehr entrinnen kann.

Und ich? Was soll aus mir werden?

Bevor ich mich selber tödte, werde ich Sie mit meinem Degen durchstoßen. Sind Sie es zufrieden?

Ich bin es zufrieden. Nur geben Sie wohl Acht, mein Herz zu treffen und mich nicht bloß zu verwunden, sondern auch zu tödten.

Ach, ich sehe, daß wir Beide uns verstehen und dasselbe Herz im Busen tragen, rief Schill freudig. Lieber sterben, als in französische Gefangenschaft gerathen, und von der Gnade des corsischen Tyrannen abhängig sein! Jetzt, Kamerad, lassen Sie uns gehen! Denn Sie haben wohl Recht, mit dem Abend kommt das Wundfieber und wir sind verloren, wenn wir dann keine Pflege haben.

Kommen Sie, sagte Pückler, legen Sie Ihren gesunden Arm in den meinen. Sie sehen, das Schicksal hat uns für einander bestimmt, denn es hat Ihnen den rechten, mir nur den linken Arm ruinirt, so können wir wenigstens neben einander gehen und uns gegenseitig unterstützen. Ich werde Ihre rechte Hand sein, Sie werden mir Ihren linken Arm leihen, wenn ich Jemand zu umarmen habe. Aber freilich, es wird sich Niemand mehr nach unser Umarmung drängen, Jedermann wird uns verspotten und verhöhnen, mit blutigen Zügen wird Jeder auf unserer Stirn zu lesen suchen: er ist auch einer von den Besiegten!

Kamerad, sagten Sie nicht vorher, wir wollten zuerst uns mit unsern eigenen Angelegenheiten beschäftigen, bevor wir von den andern Dingen sprechen?

Es ist wahr, lassen Sie uns gehen!

Und Einer auf den Andern gestützt traten die beiden Officiere aus der Hütte.

II.

Das deutsche Lied.

Es war ein klarer sonniger Herbstmorgen; in langen Zügen athmeten die beiden verwundeten Officiere die erquickliche Luft ein und ließen ihre Augen hinschweifen über den klaren blauen Himmel und das herrliche Hügelland.

Und zu denken, daß meine Augen dies Alles niemals wieder gesehen hätten, wenn Sie sich meiner nicht erbarmten! sagte Schill mit einem dankbaren Blick auf seinen Gefährten.

Ach, mein Freund, seufzte Graf Pückler traurig, wir werden nicht immer bloß den Himmel und die schöne stille Welt erschauen, und leicht kann es kommen, daß wir heute noch so viel Unheil und Jammer erblicken, daß Sie Ihre Augen verwünschen, weil sie das sehen müssen! Aber doch haben Sie Recht, es ist immer

noch besser, selbst in Noth und Kummer zu leben, als in Noth und Kummer zu sterben, denn wer lebt, hat noch eine Zukunft vor sich und kann in ihr Rache und Ersatz für die Vergangenheit erstreben. Unsere nächste Zukunft wollen wir uns jetzt aber von jenem Hügel aus erschauen und von dort aus unsere Richtung bestimmen.

Sie schritten weiter dem nahen Hügel zu. Oft mußten sie inne halten auf ihrem Wege, oft sanken sie keuchend und bis auf den Tod erschöpft zusammen, aber ihr Wille und ihre Jugend überwand ihre Schwäche und endlich hatten sie ihr Ziel erreicht, endlich standen sie auf dem Gipfel und ließen ihre Augen weit umherschweifen über die Gegend.

Da drüben, wo die fürchterlichen Dämpfe aufsteigen, da liegt Auerstädt, sagte Schill nach einer langen Pause, in der sie Beide ihre erschöpften Lungen hatten ausathmen lassen.

Ja, und jenseits jener Hügel liegt Jena, sagte Pückler traurig. Das sind zwei melancholische Namen für ein preußisches Ohr und ich möchte, wie Ulysses, meine Ohren verstopfen, damit sie nichts mehr von dieser Sirenenstimme des Todes hören könnten, denn ich sage Ihnen, wenn ich die beiden Namen höre,

möchte ich mich vor Verzweiflung in den Abgrund stürzen.

Mein Freund, mir scheint, wir sind schon in dem Abgrund und unser erstes und heiligstes Bestreben muß sein, uns aus demselben zu erretten, sagte Schill achselzuckend. Der erste Schritt vorwärts ist, daß wir uns durchzuschmuggeln versuchen, um der Gefangenschaft zu entfliehen. Wohin also wenden wir uns zunächst. Haben Sie bestimmte Pläne, Herr Graf?

Da ich nun einmal durch meine Wunden zur Unthätigkeit verdammt bin, so will ich nach Schlesien auf mein Gut gehen und da bleiben, bis ich genesen bin. Und Sie, Herr Kamerad? Wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen? Wenn Sie noch nichts Festes bestimmt haben, so sollten Sie mich begleiten und bei mir bleiben, bis Ihre Wunden geheilt sind. Ich habe auf meinem Gut schöne Waldungen und Fischereien, und wenn Sie die Jagd und das Angeln lieben, so bin ich sicher, Ihnen Zerstreuungen anbieten zu können.

Aber Sie vergessen, daß mein rechter Arm verwundet ist, Graf, sagte Schill mit einem trüben Lächeln, ich werde also ein schlechter Gefährte für Sie sein und darf daher Ihr freundliches Anerbieten nicht

annehmen. Auch gestehe ich Ihnen, daß meine Seele zu unruhig und mein Herz zu traurig ist, um den Frieden des Landlebens ertragen zu können. Ich muß in der Welt und im Getümmel bleiben und zuschauen, wie Preußens Schicksal sich gestaltet. Ich gedenke nach Kolberg zu gehen, die Festung ist stark und unbesiegbar, sie wird ein uneinnehmbares Bollwerk gegen den Feind sein, und ich habe in der Festung gute Freunde. Bei ihnen will ich bleiben bis zu meiner Genesung.

Unsere Wege werden sich also bald wieder trennen, Sie gehen nach Norden, ich nach Osten. Aber einige Tage bleiben wir doch noch zusammen, das Wundfieber wird schon dafür sorgen, daß wir nur langsam vorwärts kommen. Unsere nächste Sorge muß sein, uns ein Mittagsmahl und ein sicheres Nachtlager zu verschaffen.

Und mir scheint, ich sehe da hinten am Horizont schon Beides empor dämmern, sagte Schill, mit seiner Linken nach einem kleinen Punkt am Ende des Horizonts hindeutend. Sehen Sie jene Kirchthurmspitze? Da ist ein Dorf, da sind also Menschen, und da es nordöstlich liegt, so paßt es ganz genau für uns Beide.

Sie haben Recht, dahin wollen wir unsere Schritte

lenken, rief Graf Pückler. Möge das Schicksal uns gnädig sein und die Franzosen von unserm Wege fern halten.

Sie stiegen den Hügel auf der andern Seite hinab und begannen nun, Arm in Arm über das weite Stoppelfeld dahin zu wandern, das sich vor ihnen ausdehnte. Nichts regte sich um sie her, kein Laut, selbst nicht das Zwitschern eines Vogels oder das Summen eines Käfers unterbrach die tiefe Stille, nirgends sah man ein Haus oder irgend ein Zeichen menschlichen Daseins.

Welch eine Grabesstille es hier ist, flüsterte Graf Pückler.

Der Tod ist vermuthlich über dies Feld dahin geschritten, als er nach Jena und Auerstädt wanderte, sagte Schill, und deshalb scheint die ganze Natur den Athem anzuhalten, aus Furcht, er möchte wiederkehren.

Er kehrt aber sobald nicht wieder, denn ich meine, der Tod selbst müßte erschöpft sein von der furchtbaren Arbeit, die er auf dem Schlachtfeld gehabt hat. Jetzt, Kamerad, da wir unser Ziel kennen und unsere eigenen Angelegenheiten geordnet haben, jetzt können wir uns wohl ein wenig von unsern Erlebnissen des gestrigen Tages erzählen. Sie waren bei Auerstädt. Wissen Sie wohl, daß wir bei Jena gar nichts ahnten von

der Schlacht bei Auerstädt, und erst gegen Abend, als bei uns schon Alles verloren war, davon Nachricht erhielten? Keinen einzigen Ihrer Schüsse haben wir gehört!

Uns ging es ebenso. Wir ahnten bei Auerstädt nichts von der Schlacht bei Jena, vor dem Donner unserer eigenen Kanonen hörten wir nichts von den Ihrigen.*) Erst als der König Staffetten absandte, um vom Prinzen Hohenlohe und General Rüchel unsern Rückzug decken zu lassen, erfuhren wir von dem heimkehrenden Jäger, daß man auch bei Jena eine Schlacht geliefert und daß von Hohenlohe und Rüchel keine Hülfe zu erwarten sei. Welch ein Schrecken und Entsetzen dies bewirkte, ist unbeschreiblich. Jeder dachte nur daran sich selber zu retten, es gab keine Subordination, kein Ehrgefühl, keine Tapferkeit mehr. Die Generäle waren zu verwirrt, um zu befehlen und die Soldaten zu sehr von Furcht gejagt, um noch Befehle hören zu können.

Und der König?

Der König suchte offenbar den Tod, sein Antlitz war todesbleich, seine Lippen bebten, wo die Kugeln

---

*) Historisch. Siehe: Häusser II.

am dichtesten fielen, da ritt er hin, immer war er im ärgsten Kugelregen, im hitzigsten Gefecht. Zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, er selbst blieb unversehrt. Das Schicksal scheint den König von Preußen nicht zum Tode haben begnadigen, sondern ihn erhalten zu wollen, damit er durch die schwere Schule des Leidens und der Erfahrungen zur Erkenntniß dessen komme, was Preußen Noth thut.

Und der Herzog von Braunschweig? Der kommandirende General en chef?

Ah, Sie wissen also nicht, welches Geschick ihn betroffen hat? Eine Kugel ist ihm mitten durch den Kopf gefahren, in die rechte Seite eindringend und auf der linken Seite wieder hinausgehend. Es war noch am Anfang der Schlacht, der Herzog ward ohnmächtig nach Auerstädt zurückgebracht, dort verbunden und dann auf einer Bahre nach Blankenburg gebracht.

Der Herzog ist also noch nicht todt, trotz dieser fürchterlichen Verwundung?

Nein, sagte Schill feierlich, Gott hat nicht gewollt, daß er sterben sollte, ohne die Frucht dessen zu erndten, was er gesäet hatte. Für die Blindheit seines Geistes hat Gott ihn gestraft mit der Erblindung seiner Augen. Die Kugel hat ihm beide Augen zerschossen.

Entsetzlich! flüsterrte Graf Pückle leise.

Sie haben Mitleid mit ihm? fragte Schill harte Haben Sie vielmehr Mitleid mit den Tausenden, welche auf den blutigen Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt liegen und die den Herzog anklagen als ihren Mörder, haben Sie vielmehr Mitleid mit Preußen's Schmach und Unglück, das der Herzog verschuldet hat! Denn ich sage Ihnen, die Unschlüssigkeit, das Schwanken, Zaudern und Zurückweichen des Herzogs ist an Allem Schuld. Wir fühlten und wußten das Alle. Keiner der jüngern Officiere und Generäle täuschte sich darüber, Jeder wußte, daß diese alten Herren, welche sich überlebt haben, und immer noch in den Kriegstagen Friedrichs des Großen zu sein glaubten, dieser neuen Zeit und diesen neuen Kriegen nicht gewachsen wären. Weil wir das wußten und klar erkannt hatten, wagten wir das Aeußerste. Eine Deputation von Officieren ward aus unserer Mitte erwählt und begab sich zum General Kalkreuth, um ihm unsere Bitten und Klagen mitzutheilen und um ihn zu beschwören, daß er den König veranlasse, dem Herzog das Commando abzunehmen und es in jüngere, entschlossenere Hände zu legen. Die Deputation bestand aus lauter kenntnißreichen, angesehenen und

redlichen Officieren, und sie sprach mit muthigen und kühnen Worten ihre Ueberzeugung aus, daß der König in Gefahr sei, seine Krone und sein Land zu verlieren, wenn der Herzog das Ober-Commando behalten solle.*)

Und was antwortete ihnen der General von Kalkreuth?

Der General forderte mit strengem Ton eine weitere Erläuterung ihrer Worte, und die Officiere gaben sie ihm. Sie tadelten des Herzogs Idee, bei Weimar ein Lager aufzuschlagen und sprachen sich über die Gründe, welche den Herzog dazu bewogen haben könnten, mit Verachtung aus. Sie bewiesen aus dem ganzen Thun und Handeln des Herzogs, daß er weder wisse, was er thue, noch was er thun wolle, weder wo er sei, noch wo er hingehen werde, und von einem Ende der Armee bis zum andern seien deshalb auch schon die außerordentlichsten und schreckenvollsten Gerüchte im Umlauf.**) Aber all ihr Bitten, ihre Vorstellungen, ihr Zürnen und Prophezeihen war umsonst. Graf Kalkreuth wollte sich nicht entschließen, dem König die

*) Siehe: Friedrich von Gentz gesammelte Schriften, herausgegeben von Gustav Schlesier. Th. II. S. 314.

**) Ebendaselbst. II. 315.

Gefahr vorzustellen, obwohl er selbst ebensogut von der Wirklichkeit derselben überzeugt war, wie jeder jüngere Officier in der Armee. Und so sind wir untergegangen und zu Grunde gerichtet, trotz aller Warnungen, aller Erkenntniß und aller Prophezeihungen. Dies Mal ist es nicht die Unerfahrenheit und der Ungestüm der Jugend, sondern die überlebten Erfahrungen und die Langsamkeit des Alters gewesen, das uns Verderben gebracht hat.

Ja, Sie haben Recht, seufzte Graf Pückler, unsere alten Generäle, das ist unser Unheil!

Wissen Sie zum Beispiel, fragte Schill heftig, weshalb wir den für uns so wichtigen Paß von Kösen verloren haben? Wegen des Nachtschweißes des Generals von Schmettau!

Ach, Sie sind noch aufgelegt zu Scherzen! sagte Pückler traurig.

Ich scherze nicht, sondern rede im vollen Ernst! Der General hatte vom Herzog von Braunschweig am Tage vor der Schlacht den Befehl erhalten, in der Frühe des nächsten Morgens mit seiner Division aufzubrechen und den Paß von Kösen zu besetzen. Vergebens kam sein Adjutant Lieutenant von Pfuel mehrmals zu ihm in's Quartier, um ihn an die Dringlichkeit

des Aufbruchs zu mahnen, und ihn zu beschwören endlich aufzustehen. „Aber mein Herr, antwortete ihm der alte General, so lassen Sie mich doch meinen Nachtschweiß erst abwarten! Ich höre, es soll ein recht kalter Herbstmorgen sein!"*) Erst um neun Uhr erhob sich der alte General und brach mit seiner Division um zehn Uhr gen Kösen auf. Als sie endlich bei dem Paß anlangten, hatte General Davoust ihn kaum eine Stunde zuvor von einem Infanterie-Regiment besetzen lassen. Dieser Nachtschweiß des alten Generals ist vielen tapfern Preußen zum Todesschweiß geworden und über dem weißen Haar der alten Generäle wird jetzt das Haar der Jugend vor Gram und Schaam erbleichen und ergrauen.

Es ist eine furchtbare Schmach, welche über uns hereingebrochen ist, und kaum weiß ich, wie wir Alle sie mit Mannesmuth und Würde ertragen sollen! seufzte Graf Pückler. In diesen traurigen und verzweiflungsvollen Stunden wird man sich erst seiner Liebe, seiner Hingabe zum Vaterlande ganz und voll bewußt, erkennt man erst, mit welchen starken und unzerreißbaren Banden unser Herz an dasselbe geheftet

---

*) Förster. Neuere und neueste preußische Geschichte. I. 757.

ist. Ich möchte mein Blut hinströmen in Jammer und Thränen um dieses zertretene, geschmähete und doch so geliebte Vaterland, und ich fühle und weiß es, wenn wir uns nicht bald und glorreich erheben aus unserer Erniedrigung, so werde ich sterben vor Gram oder vor Verzweiflung.

Sie werden nicht sterben, sagte Schill ernst, denn wir Alle, die wir Preußen lieben und an seiner Ehre hangen, wir haben jetzt nicht Zeit zu sterben, denn wir Alle müssen Hand anlegen, damit Preußen sich wieder aus dem Staube erhebe, damit es sich kühn wieder dem Tyrannen entgegen stelle und seine Rache fordere für sich und für Deutschland! Denn Preußen ist jetzt Deutschland, weil Preußen noch die einzige Macht ist, welche in Deutschland dem corsischen Welteroberer widerstanden und ihm getrotzt hat. Gott hat aber dieses Preußen erst aus seinem Uebermuth und seiner Eitelkeit zur Erkenntniß seiner Schwäche und Abgelebtheit erwecken wollen, damit es in edler Verjüngung und mit verdoppelter Kraft sich wieder erhebe. Aus dem Tode erwächst das Leben und Preußen mußte so tief fallen, damit es sich seine alten morschen Glieder, die noch mit dem Ruhm des siebenjährigen Krieges zusammengeleimt waren, zerschlage, und aus

der alten Hülle des vorigen Jahrhunderts der junge neugeschaffene Soldat des neuen Jahrhunderts sich aufrichte und das Schwert nehme zur Vertheidigung seines unterjochten Vaterlandes, zur Rache seiner geschmähten Ehre!

Sie hoffen also noch auf eine Wandlung unseres Schicksals? fragte Graf Pückler traurig.

Ich hoffe auf Preußens guten Stern, rief Schill begeistert, ich hoffe auf die Zukunft, auf den Zorn und Schmerz, der jetzt in allen preußischen Herzen erwachen und die Schlafenden wecken, die Lauen befeuern, die Schwankenden festigen wird. Ich hoffe auf Königin Louisens Thränen, welche Hülfe vom Himmel und Rächer auf Erden erwecken werden. Und wir, mein Kamerad, wir mit unsern Wunden und mit unserer Schmach, wir müssen jetzt sein wie die Rachegeister, welche über die Haide im Sturmgeheul des Unglücks dahin fahren und mit unserm Geschrei die dürren Halme wecken, daß sie sich in Schwerter verwandeln und die Schläfer wachrufen, die sich friedlichen Träumen überlassen möchten! Preußen darf jetzt keinen Frieden machen mit seinem Unglück, es muß den Krieg hineinbohren in alle Gemüther und in alle Herzen, damit sie sich erheben in schmerz-

licher Wuth und den Feind aus ihrem Herzen und aus ihrem Vaterlande verjagen. Freund, wir haben jetzt den Fall Preußens gesehen, aber von nun an müssen wir arbeiten, daß wir auch seine Wiedergeburt erleben! Wir selber müssen die Geburtshelfer dieser neuen Zeit sein, wir —

Still, unterbrach ihn Pückler leise und hastig. Sehen Sie dort hin und nehmen Sie Ihren Degen!

Sie standen jetzt unfern von einem Feldweg, der sich bis zu einem kleinen Gehölz hinzog. Aus diesem Gehölz war soeben eine männliche schlanke Gestalt hervorgetreten und kam jetzt mit raschen Schritten den Pfad daher, grade den beiden Officieren entgegen. Noch indeß war er zu weit entfernt, um sein Antlitz, oder seine Kleidung erkennen zu können, um zu sehen ob er ein bewaffneter Soldat, oder ein friedfertiger Wanderer sei.

Gewiß ein Franzose und seine Kameraden lauern im Hinterhalt, murmelte Graf Pückler, indem er die Hand an seinen Degen legte.

Wenn er uns attakiren will, so mag er sein Todesgebet sprechen, sagte Schill ruhig. Wir sind Zwei und jeder von uns hat einen gesunden Arm.

Die Gestalt war jetzt näher gekommen und deutlich konnte man nun erkennen, daß sie keine Uniform trug.

Es ist ein blutjunger Mensch, flüsterte Pückler, und einer vom Civil. Er hat uns noch nicht bemerkt, wie es scheint, jener Dornstrauch verbirgt uns seinen Blicken. Bücken wir uns ein wenig tiefer, und da der Pfad jenseits ist, geht er vielleicht vorüber, ohne uns zu bemerken.

Sie ließen sich hinter dem Dorngebüsch Beide auf ein Knie nieder, aber indem sie es thaten, nahmen sie zugleich das Schwert in die Hand und machten sich zum Angriff bereit.

Nun hielten sie den Athem an und horchten. Eine tiefe Stille herrschte ringsum, man hörte nichts als die raschen Schritte des Wandernden, welche näher und näher herankamen. Plötzlich ward diese Stille durch eine frische jugendliche Stimme unterbrochen, welche gleichsam wie zur Introduction die Melodie eines beliebten Liedes sang.

Ach, er singt, murmelte Schill, wer heute singen kann, der ist harmlos und ungefährlich, und es verlohnt sich nicht der Mühe ihn zu tödten.

Still, still, hören wir, was er singt, flüsterte Pückler. Er legt jetzt seiner Melodie auch Worte unter! Hören Sie nur!

Die Stimme kam den beiden Lauschenden näher

und näher, und deutlich konnte man jetzt die Worte verstehen, welche sie sang.

Diese Worte lauteten:

Keine Thräne, Hermann, für Dein Volk?
Keine Thräne, und die Schande brennet,
Und der Feind gebietet, wo die Freien
Siegten und fielen?

Keine Stimme laut, wo Luther sprach?
Alle Donner, die der Himmel sendet
Sollten rufen: Volk erwache! feiges;
Greife zum Schwerte.

Rache! Rache! heißen blut'gen Tod
Sklavenfürsten und dem Knecht, der fliehet!
Männerwort gefürchtet und gepriesen
Männliche Tugend!

Ach wohin? wo Winkelried erlag,
Wilhelm schlug, und Ruyter tapfer siegte;
Auf den höchsten Alpen, in den tiefsten
Sümpfen ist Knechtschaft.

Auch Du, Hermann's, auch Du, kühnes Volk?
Auf! Erwache! Schüttle Deine Ketten,
Daß die Schmach die Welt vernehme, bald auch
Blutige Rache!

Lieder helfen hier und Mäler nicht.
Mäler? Tief im Herzen sei das Denkmal,
An dem Thurm der selbstgebornen Tugend
Hebe Dich, Jüngling!

Und voran geworfen kühn die Brust,
Und empor das Auge zu dem Himmel,
Hoch die Fahne! Hoch zum Himmel! Höher
Flammende Herzen.

Tod, Du süßer, für das Vaterland,
Süßer als der Brautgruß, als das Lallen
Auf dem Mutterschooß des ersten Kindes,
Sei mir willkommen!

Was das Lied nicht löset, löst das Schwert,
Blinkend Heil, umgürte meine Hüften!
Von der Schande kannst Du Tapfre retten,
Zierde der Tapfern!*)

Eben, wie der Jüngling mit schallender, frohlockender Stimme den letzten Vers beendigt hatte, war er auf seinem Wege grade bis zu dem Dorngebüsch gekommen und jetzt erhoben sich über demselben zwei bleiche, mit weißen, blutbefleckten Tüchern umwundene Männerköpfe, und mit begeisterter Stimme sangen sie den letzten Vers des eben beendeten Liedes:

Was das Lied nicht löset, löst das Schwert!
Blinkend Heil, umgürte meine Hüften:
Von der Schande kannst Du Tapfre retten,
Zierde der Tapfern!

---

*) Lieder für Deutsche. Von E. M. Arndt. Dies Lied trägt die Ueberschrift: „An die Deutschen." 1806.

III.

Der Schwur der Rache.

Sprachlos vor Erstaunen und Ueberraschung hatte der Jüngling dem Gesang zugehört und seine großen Augen unverwandt auf die beiden Offiziere geheftet, deren Uniform und Wunden ihm ihr trauriges Schicksal der nächsten Vergangenheit enthüllten.

Jetzt, als die Beiden schwiegen, näherte er sich ihnen mit einem Ausdruck ehrfurchtsvollster Hochachtung. Tapfere Offiziere von Auerstädt oder Jena, sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, erlaubt einem armen jungen Wanderburschen, daß er Euch seine Ehrfurcht bezeuge, und Euch im Namen des deutschen Vaterlandes danke für die Wunden auf Eurer Stirn; solche Wunden sind auch eine „Zierde der Tapfern."

Und solche Worte sind eine Zierde edlen Herzens! rief Schill, dem Jüngling seine Hand darreichend.

Er nahm sie mit einer freudigen Bewegung, und sich rasch auf ein Knie niederlassend, drückte er einen glühenden Kuß auf die fieberheiße Hand des Verwundeten.

Mein Gott, rief Schill überrascht, was thun Sie? Wie kann ein Mann dem andern die Hand küssen, und vor ihm auf den Knieen liegen! Stehen Sie auf!

Ich bin kein Mann, sagte der Jüngling tief bewegt; ich bin nur ein armer Knabe, der noch nichts für sein Vaterland gethan hat, und vielleicht niemals Etwas für dasselbe wird thun können, der aber eine andächtige Verehrung empfindet für Diejenigen, welche glücklicher waren als er. Ich küsse also Ihre Hand, wie die Katholiken die Hände ihrer Heiligen und Märtyrer küssen. Denn sind Sie nicht zu dieser Stunde ein Märtyrer der deutschen Freiheit? Deshalb geben auch Sie mir Ihre Hand, Herr, lassen auch Sie mich meine armen Lippen auf dieselben pressen, ich habe ja nichts Anderes, um Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeugen.

Nein, sagte Graf Pückler tief bewegt, nicht meine Hand sollen Sie küssen, sondern meine Wange und

meine Lippen. Kommen Sie an mein Herz, junger Mann, lassen Sie Sich umarmen für die Wohlthat, welche Sie uns Beiden erzeigt haben durch Ihre Worte. An mein Herz, sage ich!

Der junge Mann stieß einen Freudenschrei aus, und rasch empor springend warf er sich mit jugendlichem Ungestüm in des Grafen Arme.

Ich will und muß auch meinen Theil haben an der Umarmung, rief Schill lächelnd, haben Sie mich nicht vorher ausdrücklich aufgefordert, Kamerad, Ihnen zu jeder Umarmung meinen linken Arm zu leihen? Nun also, da ist er!

Er schlang seinen linken Arm rasch um die Nacken der beiden Andern, und drückte sie fest an sich. Als sie dann sich wieder losließen, waren es nicht allein die Augen des Jünglings, welche von Thränen erglänzten.

Das Unglück und der Schmerz verbrüdert rasch, sagte Schill, und so sind wir drei denn von heute an Brüder.

Ihr wollt meine Brüder sein? rief der junge Mann freudig. Ihr wollt dem armen Knaben erlauben, zwei Kriegshelden Brüder zu nennen?

Kriegshelden! seufzte Pückler. Sie wissen also

nicht, mein Freund, daß wir gestern schmachvoll besiegt und in den Staub getreten sind?

Ich weiß das, aber ich weiß auch, daß das Glück der Schlachten nicht den Maßstab abgiebt für die Tapferkeit der Krieger. Sie Beide wenigstens sind nicht geflohen und wie echte Kriegshelden tragen Sie die Wunden auf Ihrer Stirn, Ihre Mütter werden Sie also freudig willkommen heißen, Ihre Bräute oder Frauen werden mit Thränen des Entzückens Sie umschlingen, und Ihre Freunde werden mit Stolz auf Sie blicken.

Ist es nicht, als habe er unsere traurigen und verzagten Worte gehört und wolle uns trösten? fragte Schill, dem Grafen zugewandt. Seine blauen Augen scheinen nicht blos unsere äußern Wunden zu sehen, sondern auch die, welche unser Herz bluten machen, und er will uns einen Balsam auflegen mit seinen süßen Schmeichelworten.

Er will die armen Besiegten trösten und mit ihrem Schicksal versöhnen, sagte Pückler, dem Jüngling freundlich zunickend.

Ihr denkt besser und hochherziger von mir, als ich bin, sagte er, traurig sein Haupt neigend, so daß die langen blonden Locken, welche von demselben nieder=

fielen, sich schüttelten und bewegten. Ich habe nur ganz einfach gesagt, was ich denke, und was Jeder denken wird und muß, der Sie Beide anschaut.

Wollte Gott, Sie redeten die Wahrheit, junger Mann, sagte Pückler traurig. Aber glauben Sie mir, nur Wenige denken wie Sie, die Mehrzahl wird ihr Vergnügen daran haben, uns so gedemüthigt und zerschlagen zu sehen.

Statt uns zu beklagen, werden sie uns verhöhnen, rief Schill; statt mit uns zu weinen, werden sie uns schelten!

Wer wird das wagen? rief der Jüngling, in edlem Zorn erglühend. Vergeßt Ihr denn, daß Ihr in Deutschland seid, und daß Ihr Euer Blut für Euer Vaterland vergossen habt? Eure deutschen Brüder werden Euch nicht verhöhnen, Sie werden nicht Vergnügen haben an Euren Leiden, Sie werden mit Euch hoffen auf einen bessern und glücklichern Tag, wo dieser übermüthige und verhaßte Feind uns Revanche geben muß für die Schlachten von Jena und Auerstädt.

Beten Sie, mein junger Freund, daß das bald geschieht, sagte Graf Pückler seufzend.

Beten? rief der junge Mann ungestüm. In solcher Zeit, wie die unsrige ist, genügt es nicht zu beten und

auf Gott zu hoffen; man muß vielmehr handeln und wirken, und statt die Hände zu falten, muß man sie bewaffnen, sei's mit dem Schwert oder dem Dolch.

Mit dem Dolch? fragte Schill. Der Dolch geziemt sich nur für Meuchelmörder.

War Möros ein Meuchelmörder, weil er den Tyrannen Dionysos erdolchen wollte? fragte der Jüngling zurück. War er nicht vielmehr ein edler und hochherziger Mann, den unser großer Schiller seines Liedes werth gehalten? Wenn das Vaterland in Gefahr, ist jede Waffe geheiligt, und jeder Weg ist erlaubt, den ein kühnes Herz wandeln will zur Befreiung des Vaterlandes.

Nun, ich sehe schon, Ihr Herz wird die rechten Wege wandeln und der Gefahren nicht scheuen, sagte Pückler freundlich. Aber sagen Sie uns jetzt zunächst, welche Wege Ihre Füße wandeln wollen, damit wir es ermessen können, ob es uns vergönnt ist, mit Ihnen zu gehen?

Ich komme von Erfurt, wo meine Eltern wohnen, sagte der junge Mann, bin die letzte Nacht in Weimar gewesen, und will jetzt thun, was ich meinem Vater feierlich in seine rechte Hand geschworen habe, zu thun. Ich will nach Leipzig gehen.

Und darf man fragen, was Sie in Leipzig wollen?

Der junge Mann schwieg, und eine brennende Röthe überflog einen Moment sein zartes, unschuldvolles Angesicht. Ich soll dort, dem Wunsche meines Vaters gemäß, die Handlung erlernen, sagte er leise und tief beschämt.

Wie? Sie, welcher eine so edle Begeisterung für das Vaterland und dessen Krieger hegen, Sie wollen Kaufmann werden? fragte Schill erstaunt.

Der Jüngling hob seine blauen Augen zu ihm empor, und große Thränen hingen an seinen Wimpern.

Ich s o l l Kaufmann werden, sagte er leise. Mein Vater ist ein frommer Prediger, der haßt und verabscheut das Kriegshandwerk; er nennt es eine Sünde, daß Menschen auf ihre menschlichen Brüder ihre Waffen richten, wie auf wilde Thiere, gegen welche man sich nicht anders vertheidigen kann, als indem man sie erschlägt. Meine Mutter hat in frühern Tagen auch alle Gräuel des Krieges kennen gelernt, sie fürchtet daher die Schrecknisse desselben für ihren einzigen Sohn, und möchte mich gegen dieselben schützen. Mit Thränen, mit gerungenen Händen, ja fast auf ihren Knieen vor mir liegend, hat sie mich angefleht, abzulassen von meinem Vorhaben, Soldat zu werden,

und nicht zu machen, daß ihr Herz vor Kummer und Angst bräche. Meine Mutter bat und weinte, mein Vater schalt und drohte, und so mußte ich mich wohl fügen, und ein gehorsamer Sohn sein! Vor drei Tagen reichte mir mein Vater das Abendmahl, und vor dem Altar habe ich dann in seine Hand geschworen, treu dem Beruf zu bleiben, den er mir erwählt, und niemals Soldat zu werden!

Er schwieg, und die Thränen, welche so lange in seinen Augen gestanden, rollten jetzt wie durchsichtige Perlen über seine Wangen nieder.

Armer Freund, murmelte Pückler leise.

Beklagenswerther Bruder, sagte Schill unwillig. Verdammt zu sein, die Elle statt des Schwertes zu führen! Wie kann ein Vater so grausam sein, das in unserer Zeit von seinem Sohn zu verlangen.

Mein Vater ist nicht grausam, sagte der Jüngling sanft, er will nur mein Bestes, aber er will es in *seiner* Weise, nicht in der meinen! Dem Sohn ziemt es, nachzugeben und zu gehorchen. Ich werde also nicht Soldat werden, aber Gott weiß, ob es so zu meinem Besten ist. Schon Manchen hat die Verzweiflung über einen verfehlten Beruf zu einem Verbrechen geführt! Aber reden wir nicht mehr von mir, fuhr er fort, sein

Haupt unwillig schüttelnd, als wolle er die Thränen aus seinen Augen verjagen, reden wir nicht mehr von meinem kleinen erbärmlichen Kummer, sondern von Ihrem großen Kummer, den ganz Deutschland mit Ihnen theilt. Sie wissen jetzt Alles, was mich betrifft, und nur mein Name bleibt mir noch zu sagen übrig. Ich heiße Staps; Friedrich Staps wird dereinst die Firma meiner Handlung sein, wenn ich die Zeit erlebe!

Sie heißen Friedrich, wie Preußens großer König, sagte Schill tröstend, und wer kann wissen, ob Sie nicht auch noch, wie er, ein großer Soldat werden.

Ich sagte Ihnen ja, daß ich meinem Vater vor dem Altar geschworen, niemals Soldat zu werden, seufzte Friedrich Staps. Ich werde den Schwur nicht brechen, den ich meinem Vater gethan, aber auch den nicht, den ich mir selber gethan!

Den Schwur, ein redlicher und braver Mann zu werden, nicht wahr? fragte Pückler.

Das braucht man nicht zu schwören, das versteht sich von selber, sagte Friedrich Staps rasch. Mein Schwur lautet anders, aber Niemand außer Gott darf ihn kennen. Wenn die Zeit gekommen ist, sollen Sie von mir erfahren! Vergessen Sie meinen Namen nicht,

und wenn Sie einst von mir hören, so gedenken Sie dieser Stunde und der Thränen, die Sie mich weinen sahen um ein verfehltes Lebensziel.

Und damit Sie auch unserer gedenken können, müssen Sie auch unsere Namen wissen, rief Graf Pückler, indem er sich nannte.

Und ich heiße Schill, sagte dieser. Wir haben gefochten bei Auerstädt und Jena, und irren jetzt umher, nach einem Lager und Quartier für die nächste Nacht suchend.

Das finden Sie dort in dem Dorf hinter dem Busch, sagte Friedrich Staps. Kommen Sie, ich führe Sie in das Dorf zurück und zu dem Prediger, dem ich eben im Vorbeigehen die Grüße meines Vaters gebracht habe. Er ist ein braver und guter Mann, Sie werden bei ihm und seiner Frau freundliche Aufnahme und Pflege finden, und wenn wirklich Franzosen kommen sollten, wird er Sie nicht verrathen, sondern Sie verbergen!

O, welche köstliche Worte Sie da sprechen, rief Schill freudig. Gesegnet seien Ihre Lippen, die uns das Heil und die Rettung verkünden, denn ich sage Ihnen nur dies: wir würden den Tod der französischen Gefangenschaft vorziehen!

Ich begreife das, sagte Friedrich Staps einfach. Kommen Sie, ich geleite Sie dorthin.

Und wir nehmen Ihr Erbieten an, wie es Freunden vom Freunde geziemt, sagte Graf Pückler. Wir sagen nicht: „wir machen Ihnen Mühe und Zeitverlust, lassen Sie uns also unsern Weg allein suchen," sondern wir sagen: „in diesen schlimmen Tagen sind wir alle Brüder und Gefährten im Unglück, und sind Einer angewiesen auf die Hülfe des Andern! Kommen Sie also, Bruder, und führen Sie uns!"

Er legte seinen gesunden Arm auf Friedrichs Schulter, Schill nahm seinen andern Arm, und so gingen sie langsam dem kleinen Gehölz zu, aus welchem sie Staps vorher hatten kommen sehen.

Sie sagten vorher, Sie kämen aus Weimar und hätten dort die Nacht zugebracht, sagte Graf Pückler im Vorwärtsschreiten. Wie sieht es in Weimar aus? Was sagen die Leute, und wer ist in Weimar?

Es sieht da aus wie in einer Hölle, erwiederte Staps. Man hört nichts als Wüthen und Schreien, man sieht nichts als schreckensbleiche Gesichter, als Fliehende und Verfolgende. Die Straßen sind vollgepfropft von Menschen, Wagen und Reitern. Die Einwohner mit ihren Wagen wollen Weimar verlassen und sich flüchten, sie

wissen selber nicht wohin, und an den Thoren werden sie zurückgedrängt von den feindlichen Soldaten, welche ihren Einzug halten, oder von den Wagen, auf denen man die Verwundeten in die Stadt fährt.

Und wie sieht es auf dem Schloß aus? Die Herzogin ist vor dem Zorn des Eroberers geflohen, nicht wahr?

Nein, die Herzogin ist geblieben, um für ihr Land und ihren Gemahl bei Napoleon um Schonung zu bitten.

Ist denn Napoleon schon in Weimar?

Ja, er ist heute Morgen von Jena herübergekommen. Die Herzogin hat ihn an der Treppe stehend empfangen, und vor seinen finstern und hochfahrenden Blicken hat sie die Augen nicht niedergeschlagen, sondern ihn angeschaut mit der stolzen Ruhe einer edlen deutschen Frau. „Sie sind also nicht geflohen?" fragte Napoleon barsch. „Sie fürchten also nicht meinen Zorn über das unkluge und feindliche Benehmen Ihres Gemahls?" Die Herzogin sah ihn ruhig an. „Sie sehen es wohl, Sire, sagte sie, ich bin geblieben, weil ich Ihrer Großmuth vertraute, und für meinen Gemahl und mein Volk bitten wollte!" Napoleon sah sie lange schweigend an, ihre Würde und Ruhe schien

ihm zu imponiren. „Das ist sehr schön von Ihnen, sagte er nach einer langen Pause, „und um Ihretwillen, und weil Sie Vertrauen zu mir gehabt haben, will ich Ihrem Gemahl verzeihen.“*) Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn ich verließ das Schloß eben, als Napoleon sich in die für ihn bestimmten Zimmer zurückgezogen hatte. Meine Base, welche Kammerfrau der Herzogin ist, erzählte mir, was ich Ihnen eben mittheilte.

Und von unserem König und seiner Gemahlin haben Sie nichts gehört?

Sie sind Beide auf der Flucht, und wie man sagt, werden sie sich nach Magdeburg begeben, wenn die sie verfolgenden Feinde ihnen das Asyl gönnen. Napoleon's Haß und Zorn ist noch nicht befriedigt, und sein neuestes Bulletin ist wieder in der rohen Wachtstubenmanier geschrieben, wie alle seine letzten Bulletins, in denen er es wagt, die edle und schöne Königin zu beschimpfen.

Es ist schon wieder ein Bulletin erschienen?

Es ward eben unter den einmarschirenden Truppen

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Mémoires de Constant Vol. IV. und: Geschichte Napoleons von ***r. II. S. 105.

vertheilt, als ich Weimar verließ. Ein Soldat, den ich darum bat, gab mir sein Exemplar. Wollt Ihr es lesen?

Lesen Sie es uns, sagte Graf Pückler. Lassen Sie uns hier im Schatten dieser Bäume ein wenig ausruhen, denn ich gestehe es, ich fühle mich bis in den Tod erschöpft und meine Füße drohen unter mir zusammenzubrechen. Und wie ist es mit Ihnen, Kamerad?

Glauben Sie, fragte Schill mit matter Stimme, glauben Sie, daß meine Wuth sich nicht in Worten Luft gemacht hätte über diesen unverschämten Corsen, der unsere edle Königin zu schmähen wagt, wenn ich noch Kraft hätte zu sprechen? Lassen Sie uns niedersitzen und ruhen. Sehen Sie, da ist eine schöne Eiche, unter ihrem Schatten wollen wir ruhen!

Sie wanderten langsam zu der großen dichtbelaubten Eiche hin, welche da am Eingange des Gehölzes stand, und um deren Fuß herrlich duftendes grünes Moos gewachsen war. Mit Staps Hülfe und auf seinen Arm gelehnt, ließen sich die beiden Officiere auf das Moos niedergleiten und die hochhervorquellenden, von grünem Rasen überzogenen Wurzeln der Eiche dienten ihren verwundeten Häuptern als Kopfkissen.

Oh, wie schön ruht es sich auf deutscher Erde

unter der deutschen Eiche, seufzte Schill hochaufathmend. Hier möcht' ich liegen und zu den rauschenden Blättern emporschauen und träumen mein ganzes Leben lang. Mein Gott, wie sollte man, inmitten dieses Friedens, der uns heute umgiebt, wohl glauben, welche furchtbaren Stunden des wilden Mordens und Blutvergießens wir gestern durchlebt haben! Ist dies Alles denn Wahrheit und Wirklichkeit, oder haben wir nur einen bösen Fiebertraum gehabt?

Fassen Sie an Ihre Stirn, versuchen Sie Ihren rechten Arm zu heben und Sie werden sehen, welches Wirklichkeit ist, sagte Pückler mit einem bittern Lachen, und wenn Sie dann noch Zweifel haben, so mag uns unser junger Freund das neueste Bulletin unsers Triumphators vorlesen. Aber versprechen Sie, ihn nicht zu unterbrechen und sich nicht zu ereifern über das, was wir hören werden?

Ich verspreche Ihnen ganz ruhig zu sein, denn meine Schwäche zwingt mich dazu. Lesen Sie, Freund Staps. Aber ich bitte Sie, lesen Sie gleich die deutsche Uebersetzung, denn es hieße die Stille des Waldes und die Keuschheit der deutschen Eiche verletzen, wenn wir es wagen wollten, hier die Sprache unserer Feinde hören zu lassen. Lesen Sie!

Friedrich Staps setzte sich den Officieren gegenüber auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes nieder, und ein Papier aus seinem Busen hervorziehend, entfaltete er es und las:

„Die Schlacht von Jena hat die Schande von Roßbach abgewaschen und in sieben Tagen einen Feldzug entschieden. Seit dem neunten Oktober sind wir von Siegen zu Siegen geschritten, und die Schlachten von Jena und Auerstädt haben allen andern Siegen die Krone aufgesetzt. Die preußische Armee ist auseinandergesprengt und vernichtet. Der König irrt obdachlos umher, und die Königin wird jetzt mit bittern Thränen es bereuen müssen, daß sie es war, welche ihren Gemahl zu diesem unvernünftigen und ungerechten Kriege aufgehetzt hat. Bewunderungswürdig und herrlich war die Haltung und die glühende Kampfeslust unserer ganzen Armee, herzerhebend der Enthusiasmus der tapfern Soldaten für ihren Feldherrn und Kaiser. Wenn irgend eine augenblickliche Schwierigkeit entstand, so hob sie der Ruf: es lebe der Kaiser! welcher alle Seelen belebte und alle Seelen mit sich fortriß. Im größten Handgemenge sah der Kaiser, daß die Flügel von der Kavallerie bedroht waren, er ritt im Galopp hin, um neue Manoeuvres

und die Veränderung der Fronte in ein Quarré anzuordnen; bei jedem Schritt wurde er durch den Ruf: es lebe der Kaiser! begrüßt und aufgehalten. Die Kaiserliche Garde fühlte sich gekränkt, daß Alles handgemein und nur sie außer Thätigkeit war. Schon hörte man verschiedene Stimmen: „Vorwärts" rufen; der Kaiser wendete sich um und fragte: „was giebt es? Das muß gewiß ein unbärtiger junger Mann sein, der mir vorgreifen und rathen will, was ich zu thun habe; er warte bis er in dreißig Schlachten wird commandirt haben, dann kann er darauf Ansprüche machen mir Rath zu ertheilen!" Die ganze Garde antwortete auf diese Anrede mit dem einstimmigen, donnernden Ruf: es lebe der Kaiser! und mit diesem selben begeisterten Ruf stürzte sie dem Feinde entgegen, als der Kaiser endlich ihr das Zeichen zum Angriff gab. — Der Erfolg dieser Schlacht besteht in dreißig bis vierzigtausend Gefangenen, dreihundert Kanonen, dreißig Fahnen. Unter den Gefangenen befinden sich mehr als zwanzig Generäle. Die Zahl der Todten bei der preußischen Armee ist sehr groß, man rechnet über zwanzigtausend Todte und Verwundete. — Unser Verlust wird auf eintausend bis

zwölfhundert Mann Todte und dreitausend Verwundete geschätzt.“*)

Eine tiefe Stille trat ein, als Staps das Bulletin zu Ende gelesen. Die beiden Officiere lagen noch immer, den Kopf an die Eiche gelehnt, mit weitgeöffneten Augen da und starrten zu dem Blätterdach empor, das sich über ihnen wölbte.

Und das muß man anhören, sagte endlich Schill nach einer langen Pause, und das Herz bricht Einem nicht vor Wuth und Schmerz, und der Himmel verfinstert sich nicht, und die Erde thut sich nicht auf, die Schmachbeladenen, Gedemüthigten zu verschlingen aus Erbarmen, aus Mitleid, um sie zu erretten vor dem Gefühl der Schande! Solche Bulletins gehen in die Welt hinaus und ganz Europa wird sie lesen, ganz Europa wird erfahren, daß dieser Freche es wagen darf, mit Hohn und Spott von unserer Königin, der edelsten der Frauen, zu sprechen.

Er ist der Herr der Welt und er wird noch viele solche Bulletins in die Welt hinaus schicken, und noch viele Fürsten und Fürstinnen verhöhnen, sagte Graf Pückler. Er hat die Macht dazu, er braucht nur die

*) „Fünftes Bulletin von der großen Armee.“

Hand auszustrecken und die Reiche stürzen zusammen, und die Völker fallen zu seinen Füßen nieder und flehen: „laß uns Deine Sclaven sein, und lege Deine Hand auf uns als unser Gebieter und unser Herr.“ Es ist umsonst, sich gegen ihn aufzulehnen, unterwerfen wir uns also!

Nein, rief Schill, sich rasch aus seiner ruhenden Stellung aufrichtend, nein, unterwerfen wir uns nicht, sondern erheben wir uns! Wenn ein ganzes Volk sich erhebt und seine Löwenmähnen schüttelt, so giebt es keine Faust, und wäre sie selbst von Eisen, welche es bändigen und halten kann.

Aber unser Volk erhebt sich nicht wieder, es ist zerschmettert, seufzte Pückler traurig. Es schläft den Todesschlaf!

Nein, es ist nicht zerschmettert, nein, es wird nicht sterben, rief Schill in schmerzvoller Wuth. Es kommt nur darauf an, ihm die rechte Lebenskraft einzuflößen und es aus seiner Lethargie zu erwecken mit begeisterndem Zuruf, wie uns vorher in unserer Trübsal unser junger Freund hier begeistert und gekräftigt hat mit seinem deutschen Lied. Oh singen Sie noch einmal, Freund Staps, reinigen Sie die Luft, welche noch verpestet ist von den Lauten des kaiserlichen Bulletins,

reinigen Sie sie mit einem frischen deutschen Lied, und lassen Sie die deutsche Eiche, welche unsere Schmach gehört hat, nun auch ein deutsches Manneswort vernehmen. Singen Sie und möge Ihr Lied hinüberschallen zu unsern Kriegern, welche auf dem Schlachtfeld ihr Leben aushauchen, und möge es ihnen den Trost in's Ohr flüstern: Ihr sterbt für Deutschland, aber Deutschland stirbt nicht. Es wird leben und auferstehen!

Ja, ich will singen, rief Friedrich Staps begeistert, aber ich wollte, daß jeder Ton, der mir aus der Brust hervorquillt, sich in ein Schwert verwandelte, das mit des Sturmwindes Zorn um sich sausete!

Dann würden wir Alle, und Sie selber zuerst ja erschlagen werden, sagte Pückler mit einem traurigen Lächeln.

Was liegt an dem Leben Einzelner, wenn es für das Vaterland dahingegeben wird, rief Staps glühend. Oh, glaubt mir nur, ich wäre im Stande, wie Mutius Scävola, meine Hand auf den glühenden Rost zu legen und nicht zu zucken vor Schmerz, sondern Jubellieder zu singen, wenn ich denken könnte, daß meine Qualen dem Vaterlande zum Nutzen gereichten. Jetzt kann ich nur singen, nur beten, nur weinen, aber wer

weiß, ob ich nicht eines Tages ein zweiter Mutius Scävola werde, ein zweiter Möros, der hingeht, die Welt vom Tyrannen zu befreien!

Und plötzlich seine Stimme höher erhebend, mit vor Begeisterung strahlendem Angesicht, begann er zu singen:

Frisch auf! es ruft das Vaterland
Die Männer in die Schlacht.
Frisch auf! Zu dämpfen Trug und Schand',
Heran mit Macht, mit Macht!
Heran und braucht den Männerleib,
Wozu ihn Gott gebaut:
Zum Schirm der Jungfrau und dem Weib,
Dem Säugling und der Braut!

Denn ein Tyrann mit Lügenwort
Und Strick und Henkerschwert
Uebt in dem Vaterlande Mord
Und schändet Thron und Heerd,
Und will, so weit die Sonne scheint
Der einz'ge König sein;
Ein Menschenfeind, ein Freiheitsfeind
Spricht er: die Welt ist mein!

Verhüt' es Gott und Herrmann's Blut!
Nie werde solches wahr!
Erwache, alter deutscher Muth,
Der Recht und Licht gebar!
Erwache! sonder Rast und Ruh,
Schlag' Jeden, der Dir droht,
Und ruf' ihm deutsche Losung zu:
Sieg gelt' es, oder Tod!

Sieg gelt' es oder Tod! riefen die beiden Officiere, ihre Hände und Blicke gen Himmel erhebend.

Wann werden die Deutschen so singen und handeln? sagte Graf Pückler dann schmerzlich.

Wann wir sie geweckt haben! rief Schill freudig. Denn das ist unserer Aller Aufgabe jetzt: die Deutschen zu wecken, und sie zu mahnen an ihre Pflicht und ihre Ehre, und dazu muß Jeder seine Stimme erheben, und darnach muß Jeder leben und handeln! Die Zeit ist vorüber, wo das Volk etwas Anderes war als die Armee, und wo der Civilist den Soldaten hassen konnte. All diesen Haß und diese Sonderinteressen haben wir gestern auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt begraben. Gott hat gewollt, daß unsere Armee geschlagen werde, damit wir erkennen möchten, daß sie taub war in ihrem innersten Kern und keine Lebenskraft mehr in sich trug. Aber dieser Bonaparte, der meint, er handle nur so aus eigner Kraft und eignem Ermessen, er ist doch weiter nichts als die Geißel, deren sich Gott bedient, um uns zu züchtigen! Und wenn Gott uns genug gezüchtigt hat, so wird er die Geißel aus seiner Hand werfen, und sie wird da liegen, und wird verachtet und zertreten werden, während wir uns erheben und wieder ein

Volk werden, das Gott lieb hat. Aber damit es dahin komme, muß Preußens Volk erweckt und erhoben werden. Jeder Einzelne muß fühlen und erkennen, daß er Soldat ist der großen Armee, die wir dereinst der sogenannten großen Armee Napoleons gegenüber stellen wollen, und wenn der Ruf: „Zu den Fahnen" an ihn erschallt, muß er sich stellen, und das Schwert nehmen, und es stolz empfinden, daß die heilige Rache des Vaterlandes in seinen Händen liegt.

Aber wenn Niemand ist, der den Ruf: zu den Fahnen! erschallen läßt, wie soll denn da das Volk kommen?

Wir sind da und wir werden es rufen! sagte Schill energisch. Jetzt dürfen wir nicht warten, bis die Generäle uns rufen, jetzt müssen wir selber Generäle sein und Armeen bilden, Jeder in seiner Weise, Jeder nach seiner Kraft. Das ganze Land müssen wir durchziehen, überall müssen wir Rekruten werben. Da wir keine stehende Armee haben, müssen wir einzelne Streifcorps bilden und damit den Feind necken und belästigen. Der stärkste Löwe fällt, wenn viele Bienen ihn stechen. Jeder Preuße muß ein Verschworner werden und muß zu der großen Verschwörung seinen Nachbar heranziehen und dieser wieder seinen Nachbar, geheime

Gesellschaften und Brüdernisse müssen überall erstehen und wirken und schaffen mit Wort und Rath, bis daß wir Alle zusammenstehen wie ein Mann und mit der Macht unsers Gotteszorns den Tyrannen verjagen, der uns geknechtet hat!

Ja, Sie haben Recht, so soll, so muß es sein! rief Pückler begeistert. Sie haben Recht, wir dürfen nicht kleinmüthig verzagen, sondern Alles hoffen und Alles wagen. Jeder muß ein Feldherr sein, der seine Truppen wirbt und mit ihnen kämpft, wo und wie er kann!

Auch ich werde meine Truppen werben und mit ihnen kämpfen, rief Staps strahlenden Auges. Aber meine Truppen werden nicht von Fleisch und Blut sein. Meine Truppen sind die Lieder, die ich singe, und eines Tags werde ich mit ihnen ausziehen und den Tyrannen zum Kampf fordern auf Leben oder Tod! Ihr habt's gesagt, es muß Jeder kämpfen auf seine Weise und mit seiner Kraft, laßt mich auch kämpfen auf meine Weise!

Gehe hin und kämpfe, und der Segen aller Tapfern sei mit Dir! rief Schill, sich erhebend und seine Hand auf des Jünglings Haupt legend. Laßt uns hier unter der deutschen Eiche einen feierlichen Schwur

leisten, unser Leben, Gut und Blut dem Vaterlande zu weihen.

Ja, riefen Pückler und Staps, wir schwören dies!

Lasset uns schwören, kein anderes Ziel zu haben, als Deutschlands Befreiung von der Hand des Tyrannen.

Wir schwören, kein anderes Ziel zu verfolgen, als Deutschland zu befreien von der Hand des Tyrannen! riefen Pückler und Staps.

Wir schwören, uns von dieser Stunde an als Soldaten der großen Armee zu betrachten, welche noch ruht in dem Herzen des Volks, aber eines Tages aus demselben hervortreten wird, fuhr Schill fort. Wir schwören, daß wir kein Mittel unversucht lassen wollen, unserer großen Armee neue Truppen anzuwerben und neue Arme zu gewinnen. Wir schwören, daß unser Leben nichts sein soll, als ein unerbittlicher, niemals ermattender Kampf gegen den Tyrannen! Wir schwören, daß wir lieber sterben und die Hand an uns selber legen wollen, als diesem Kampf zu entsagen und dem Tyrannen uns zu unterwerfen! Wir schwören Rache dem Tyrannen und Befreiung dem Vaterlande!

Wir schwören, daß wir lieber sterben und Hand an uns selber legen wollen, als diesem Kampf zu entsagen und dem Tyrannen uns zu unterwerfen! riefen

die beiden Andern. Wir schwören Rache dem Tyrannen und Befreiung dem Vaterlande!

Die deutsche Eiche hat unsere Worte gehört und Gott hat unsern Schwur empfangen, sagte Schill feierlich. Und jetzt, meine Freunde, lasset uns still von dannen gehen, einem neuen Leben, einer neuen Zukunft entgegen! Der Geist hat seine Fittige geschwungen, jetzt laßt uns sorgen für den Leib, damit er die Kraft habe, das Wollen des Geistes auszuführen! Kommt, laßt uns weiter gehen!

Sie gingen weiter, und bald war das kleine Dorf erreicht und das Pfarrhaus, zu welchem Staps sie geleitete.

Der Pfarrer war freudig bereit, die Verwundeten aufzunehmen, und die Pfarrerin öffnete den willkommenen Gästen ihre besten Zimmer und schwur gleich ihrem Gatten, mit ihrem Leib und Leben die Thür der Verwundeten zu schützen und zu vertheidigen, wenn feindliche Soldaten bis hierher dringen sollten, um nach versteckten Verwundeten zu suchen.

Jetzt seid Ihr geborgen, jetzt kann ich gehen! sagte Friedrich Staps, als er wieder allein war mit den Freunden, während der Pfarrer und seine Gattin hinausgegangen waren, alles zur Bequemlichkeit ihrer Gäste Erforderliche herbeizuholen. Ich darf nicht länger

verweilen, denn ich habe meinem Vater angelobt, ungesäumt nach Leipzig zu eilen, und ich muß ihm Wort halten, wie ich Euch Wort halten werde! Lebt wohl, meine Freunde, und möge Gott Euch schützen, und mögen Eure Thaten die Welt mit Eurem Ruhm erfüllen, damit auch der arme Kaufmannsbursche in Leipzig von Euch höre!

Der arme Kaufmannsbursche in Leipzig ist ja auch ein Soldat unserer großen Armee der Zukunft, sagte Schill, wir haben ihn angeworben und er wird hingehen und seine Pflicht thun gegen das Vaterland!

Ja, glaubt das sicherlich, er wird seine Pflicht thun, rief Staps, und Ihr werdet eines Tages von ihm hören. Lebt wohl, und will's Gott, auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen! riefen die beiden Officiere, von dem Jüngling mit einem herzlichen Händedruck Abschied nehmend.

Staps verließ eiligst das Gemach; als er sich an der Thür noch einmal umwandte und die Freunde mit einem raschen Kopfnicken grüßte, sahen sie, daß in seinen Augen Thränen hingen.

Die Frau Pfarrerin trat jetzt ein, um den Officieren den Tisch zu decken zu dem von ihr selbst bereiteten Mahl, und der Pfarrer brachte dazu aus seinem Keller eine Flasche alten Rheinweins.

Zuerst aber muß ich Ihren Arm sehen und verbinden, mein Herr, sagte er, ich verstehe mich ganz gut auf das Verbandanlegen und bin lange bei einem Chirurgen in die Lehre gegangen, um meinen Dörflern in geeigneten Fällen die Kosten für denselben zu ersparen. Lassen Sie mich also bei Ihnen auch den Wundarzt vorstellen!

Schill war freudig bereit dazu, und nachdem die Pfarrerin alles zu einem Verband Nöthige herbeigeschafft hatte, untersuchte der Pfarrer die Wunde und reinigte sie von dem erstarrten Blut.

Es ist eine sehr tiefe Fleischwunde, sagte er, aber der Knochen ist zum Glück nicht verletzt.

Ich werde also bald wieder meinen Arm gebrauchen können? fragte Schill freudig.

In den ersten Wochen nicht, wenn Sie nicht die Gefahr laufen wollen, daß die eiternde Wunde brandig wird. Sie müssen sich sehr schonen und in vollkommener Ruhe leben. Ihre Hände brennen schon jetzt fieberhaft, das Wundfieber wird sehr heftig sein. Ich habe meinen Wein leider umsonst gebracht. Die beiden Herren werden ihn heute und wahrscheinlich auch morgen und übermorgen noch nicht trinken dürfen. Die ersten drei Tage wird das Wundfieber sehr stark sein,

Der Pfarrer hatte richtig prophezeiht, drei Tage lang konnten die Officiere sich nicht von ihren Lagern erheben, drei Tage lagen sie fieberglühend, mit weitgeöffneten Augen in wilden Phantasieen da, nichts ahnend von der Gefahr, die sie bedrohte. Es war ein französisches Regiment in das Dorf gekommen, um dort Nachtquartier zu nehmen, und vier Officiere waren in's Pfarrhaus zur Einquartirung gelegt.

Aber schon als man die Franzosen auf das Dorf heranrücken sah, hatte der Pfarrer mit seiner Gattin und seinen Dienstleuten die Verwundeten fortgeschafft, und ihnen fern von dem Hause auf dem Heuboden einen sicheren Versteck bereitet. Der Pfarrer selbst war bei ihnen geblieben, und während die Frau Pfarrerin die französischen Officiere empfing und ihnen berichtete, daß ihr Mann verreist sei, saß der gute Pfarrer auf dem Heuboden neben den Verwundeten, sie mit der Sorgsamkeit eines Vaters und eines Arztes zugleich pflegend. Die Thür zu diesem Asyl hatte er verschlossen, und das geladene Gewehr und der bloße Degen lagen bereit, um, wenn die Franzosen auch hier eindringen wollten, sie mit Gewalt zurückzutreiben.

Aber die Gefahr ging vorüber und auch das Wundfieber ward milder. Nach vier Tagen waren die bei=

den Verwundeten kräftig und stark genug, um weiter zu gehen. Der Pfarrer selbst führte sie in seinem kleinen Wagen bis zum nahen Städtchen, dort kauften sie sich Jeder ein Pferd und setzten ihre Reise fort. Aber nicht gemeinschaftlich, sondern auf getrennten Wegen. Graf Pückler schlug den Weg nach Breslau ein, Ferdinand von Schill wandte sich nach Kolberg.

Bevor sie sich aber trennten, reichten sie sich noch einmal herzlich die Hand.

Gedenken wir des Schwurs unter der deutschen Eiche, sagte Schill.

Ja, wir werden dessen gedenken, erwiederte Pückler. Wir werden das Vaterland nicht aufgeben und verlassen, sondern ihm dienen und nützen mit aller unserer Kraft, und wenn unsere Kraft zu Ende ist, werden wir zu sterben wissen!

IV.

In Berlin.

Eine dumpfe Schwüle lagerte über Berlin, eine ängstliche Spannung herrschte in allen Gemüthern. Einzelne Gerüchte waren nach Berlin gelangt, man erzählte sich, daß es am vierzehnten October endlich zu einer Schlacht zwischen der preußischen Armee und den Franzosen gekommen sei, und heute war schon der Morgen des achtzehnten October und noch immer hatte man keine Nachrichten erhalten, noch immer wußte man nichts Bestimmtes über den Ausgang der Schlacht. Aber man sagte sich, daß, wenn derselbe für Preußen günstig gewesen, die Couriere, von der Freude beflügelt, längst schon in Berlin eingetroffen sein würden, und dieses lange Schweigen deuchte den Berlinern ängstlicher und entsetzlicher noch als irgend eine bestimmte, wenn auch unglückliche Nachricht.

Niemand mochte mehr arbeiten, Niemand mochte mehr den gewöhnlichen Beschäftigungen des Tages nachgehen; Jedermann fühlte sich wie von einem geheimen Schrecken gelähmt, Jedermann eilte hinunter auf die Straßen, als erwarte er, daß irgend eine entscheidende Nachricht durch die Luft daher fliegen und diese entsetzliche Spannung enden würde.

Ganz Berlin schien daher heute, am Morgen des achtzehnten Oktobers, sich auf den Straßen ein Rendezvous zu geben, in unermeßlichen Wogen drängte sich das Volk nach dem Hause des Commandanten von Berlin; aber heute bestand das Volk nicht bloß aus den untern Classen der Gesellschaft, heute hatten sich mit ihnen die Edelsten und Besten, die Männer des Geistes und der Bildung, der Wissenschaft und Künste geeint. Heute gab es auch keinen Unterschied des Ranges und Standes, Jeder fühlte sich dem Andern zugehörig in gleicher Sorge, Angst und Liebe, Jeder wußte, daß alle die Tausende, die ihn umgaben, mit ihm dieselben Wünsche, dieselben Befürchtungen hegten, und in dieser Gleichheit der Gesinnung verschwanden heute alle Unterschiede der Stände. Vornehme und Reiche, Arme und Geringe, Alle fühlten sie sich heute nur als Preußen, als Deutsche, Alle waren sie nur

von dem Einen Wunsch beseelt, endlich zu erfahren, welches der Erfolg der Schlacht gewesen, und ob die Preußen, getreu ihrem alten Kriegsruhm, den Feind besiegt hätten, oder ob auch sie, gleich allen Andern, Napoleon unterlegen wären.

Tausende eilten daher nach der Wohnung des Grafen von der Schulenburg, des Gouverneurs von Berlin, Tausende riefen mit lauter Stimme nach ihm, und als der Graf dann auf den Balcon seines Hauses trat und nach dem Begehr der Versammelten fragte, schrieen hunderte von Stimmen in donnerndem Chor ihm entgegen: wir wollen Nachrichten von unserer Armee haben! Wir wollen wissen, ob die Armee eine Schlacht geschlagen, und ob sie besiegt worden ist?

Graf Schulenburg zuckte die Achseln, und inmitten der Todesstille, die jetzt plötzlich eingetreten war, hörte man weithin über den Platz seine schallende Stimme, welche sagte: Ich habe noch immer keine bestimmten Nachrichten erhalten, aber sobald ich deren habe, werde ich es für meine erste Pflicht erachten, sie den guten Einwohnern Berlins mitzutheilen.

Und der Gouverneur trat schwankenden und unsichern Schritts wieder vom Balcon in das Haus zu-

rück. Einen Moment noch stand das Volk schweigend da, und schien noch immer den Worten zu lauschen, die es eben vernommen hatte; auf einmal aber rief eine laute mächtige Stimme aus der Menge: Wenn der Gouverneur von Berlin nichts weiß, so weiß vielleicht der Professor Lange etwas. Er hat ja eigens ein Journal gegründet, um uns darin die neuesten Nachrichten vom Schlachtfeld mitzutheilen, gehen wir zu ihm und fragen wir ihn, was der Telegraph sagt*).

Ja, ja, gehen wir zu ihm hin, und fragen wir, was der Telegraph sagt, rief und schrie die Menge. Wo wohnt der Professor Lange? Wer kann uns zu ihm führen?

Ich kann Euch zu ihm führen, sagte dieselbe Stimme, welche schon zuvor gesprochen hatte. Der Professor Lange wohnt in der Leipzigerstraße Numero zwanzig.

Auf, auf zum Professor Lange! Wir wollen hören, was der Telegraph sagt, rief die Menge, und mit

*) Der Telegraph war ein Journal, welches ein Professor Lange zur Zeit des Ausmarsches der Truppen aus Berlin gründete, und in welchem er mit enthusiastischen Lobeserhebungen des „unüberwindlichen Heers Friedrichs des Großen" versprach, immer die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz mittheilen zu wollen.

Sturmesschritten ging es über den Opernplatz, über den Gensd'armenmarkt und die Charlottenstraße dahin nach der Leipzigerstraße zu der Wohnung des Journalisten.

Der Telegraph! Der Telegraph! schrie und brüllte die Menge. Wir wollen wissen, was der Telegraph sagt. Professor Lange, gebt uns Nachrichten vom Kriegsschauplatz!

Da oben in der ersten Etage öffnete sich jetzt hastig ein Fenster, und ein bleiches, entsetztes Männerangesicht schaute hervor. Was wollt Ihr von mir? fragte eine zitternde, bewegte Stimme. Was verlangt Ihr vom Telegraphen?

Wir verlangen Nachrichten von der Armee! Wir wollen wissen, ob es wahr ist, daß wir eine Schlacht verloren haben?

Gott verhüte, daß es so sei, sagte der Mann da oben am Fenster. Seit drei Tagen bin ich selber ohne alle Nachricht; ich weiß nur das Eine, daß der Geheime-Kabinetsrath Lombard, welcher im Hauptquartier in Weimar gewesen, seit gestern Abend wieder in Berlin ist, und sich in seiner Wohnung befindet. Herr Geheimrath Lombard müßte daher die beste Auskunft geben können.

Lombard! Lombard! schrie die Menge, indem sie diesen Namen mit einer Verwünschung begleitete; wie er jetzt einem Lauffeuer gleich durch das Publikum dahin lief, verfinsterten sich alle Gesichter, und jede Stimme nahm einen drohenden, finstern Ausdruck an.

Lombard ist an Allem Schuld! murrten Einige hier und dort, und „Lombard ist an Allem Schuld" tönte es lauter und lauter, wie wenn der Sturm, über das Meer dahin rauschend, dessen Wellen zu immer höheren Wogen aufpeitscht, und es aufschäumen und aufbrüllen macht vor Zorn und Wuth.

Lombard ist an Allem Schuld! brüllte, schrie und drohte jetzt dies wogende schwarze Meer des Volks. Lombard hält es mit den Franzosen, er hat Frankreich immer heimlich Nachricht gegeben von unserer Armee, und wenn die Preußen jetzt besiegt sind, so wird er sich dessen freuen. Wir wollen zu Lombard gehen und er soll uns sagen, was er weiß. Wehe ihm aber, wenn es schlimme Nachrichten sind!

Und die wilden zürnenden Volkswogen rollten jetzt mit wildem Geheul die Straße hinunter wieder nach den Linden und nach der Wohnung des Geheimraths Lombard hin.

Alle Fenster seines Hauses waren verhangen, wie

sie es seit vierzehn Tagen gewesen, seit der Geheimrath Lombard, der Günstling des Ministers von Haugwitz, sich in das Hauptquartier nach Weimar begeben hatte. Aber der Professor Lange hatte, vielleicht nur in der Absicht, um die allgemeine Aufmerksamkeit von sich ab und auf den verhaßten Mann hinzulenken, gesagt, Lombard sei wieder heimgekehrt, und die Menge glaubte ihm.

Lombard! Lombard! riefen hundert und aber hundert Stimmen, und die Augen, welche vorher nur trübe und angstvoll geblickt, waren jetzt düster und drohend, und manche Faust hob sich gegen die verhangenen Fenster empor, und manche Verwünschung und Anklage ward laut.

Wenn die Sachen schlimm gehen, so ist Lombard daran Schuld, rief Einer.

Wenn er daran Schuld ist, so soll und muß er büßen! rief ein Anderer.

Er hat kein Herz für Preußens Ehre und Ruhm, schrie ein Dritter. Er ist ein Deutsch-Franzose, und ihm wär's Recht, wenn ganz Preußen eine französische Provinz würde. Wenn er's zu machen wüßte, so thät' er es, und müßte er selbst den König und die Königin darüber in Gefangenschaft und Elend bringen!

Er hat uns schon in's Elend gebracht, rief ein Anderer. Die russische Armee, welche die unsrige unterstützen sollte, müßte längst schon hier sein, aber er hat die Depeschen aufgehalten, in denen der König dem Kaiser das Ausrücken seiner Armee anzeigte. Er ist Schuld, daß die Russen noch nicht hier sind. *)

Er ist Schuld daran, daß die Russen noch nicht hier sind! donnerte es im wilden zürnenden Chor, und schon begannen hier und da die Wüthenden mit Gewalt gegen das Haus vorzudringen, schon bewaffneten sich manche Hände mit Steinen, und schleuderten sie gegen die Mauern und gegen die Fenster, daß sie klirrend zerbrachen, schon begannen Andere mit nervigten Fäusten gegen die verschlossene Thür des Hauses zu schlagen und rüttelten an dem Schloß derselben.

Aufgemacht! Aufgemacht! Wir wollen Lombard sehen! Er soll uns Rechenschaft geben! schrieen die Wüthenden. Wehe ihm, wenn er sich nicht rechtfertigen kann! Wehe ihm, wenn es wahr ist, daß wir eine Schlacht verloren haben! Wehe ihm, wenn —

*) Dies war damals in Berlin und überall die Meinung, und deshalb ward Lombard in Berlin wie in Stettin von dem erzürnten Volk bedroht.

Still! Still! übertönte jetzt eine laute gebieterische Stimme das wilde Geschrei. Seht nur, da kommt ein Courier.

Ein Courier! Ein Courier! rief das laute, schallende Echo der Menge, und Alles stürzte von dem Hause zurück auf die Straße hin, und Aller Augen wandten sich dem Reiter zu, der im vollen Gallop daher gesprengt kam.

Wie auf Commando öffnete sich vor ihm die Menge und ließ ihn durchpassiren, aber mit jedem Schritt, den er vorwärts that, schlossen sich hinter ihm wieder die lebendigen Wogen, und von ihnen rings umgeben und eingeschlossen, kam er nur langsam vorwärts.

Aber der Courier mit dem düstern Antlitz und den bleichen Wangen hatte ganz das Aussehen eines Boten des Unglücks, und wie man ihn anschaute, murmelte es hier und dort: Er bringt schlimme Nachrichten! Es steht ein Unglück auf seiner Stirn geschrieben!

Laßt mich hindurch, rief er mit flehender Stimme, im Namen des Königs, laßt mich vorwärts.

Und er setzte seinem Pferd die Sporen in die Seiten, daß es hoch aufbäumte und die Umstehenden scheu zurückweichen ließ.

Im Namen des Königs, der König lebt also noch? rief es jetzt aus der Menge.

Ja, der König lebt! antwortete der Courier traurig. Ich bringe Depeschen von ihm an den Gouverneur von Berlin, und an den Geheimrath Lombard.

Und was enthalten diese Depeschen? schrieen tausend Stimmen.

Das weiß ich nicht, und wenn ich es wüßte, dürfte ich es doch nicht sagen. Der Herr Kommandant wird den Einwohnern Berlins die Nachrichten mittheilen.

Er bringt schlimme Nachrichten, sonst würde er sie uns sagen, murmelte die Menge. Aber wir wollen, und wir müssen Alles wissen! Sagt uns die Nachrichten.

Ich darf nicht, ich weiß nichts! rief der Courier, der eben bis zum Hause Lombard's vorgedrungen war, und um dessen Pferd sich jetzt die Massen so dicht heran drängten, daß es nur mühsam die Füße zu heben vermochte.

Laßt mich, Ihr guten Leute, ich beschwöre Euch, laßt mich hier absteigen, flehte der Courier. Ich muß meine Depeschen an Herrn Geheimrath Lombard abgeben.

Laßt ihn doch die Depeschen abgeben, rief eine Stimme. Wir wollen nachher Herrn Lombard wohl nöthigen, uns den Inhalt der Depeschen mitzutheilen.

Ja, es ist wahr, er soll seine Depeschen abgeben, riefen Alle, und Lombard soll uns nachher sagen, was darin steht.

Die Menge wich zu beiden Seiten der Thür zurück und geschäftige Hände waren bereit, dem Courier beim Absteigen behülflich zu sein.

Aber bevor noch der Courier Zeit gehabt, vom Pferd zu steigen, rief Einer fernher aus der Menge: fragt ihn erst, wo die Königin ist?

Ja, ja, wo ist die Königin! schrieen tausend und tausend Stimmen. Wo ist die Königin?

Die Königin? rief der Courier. Ich traf sie eben eine Viertelstunde vor der Stadt, und habe auch ihr Depeschen gegeben*). Die Königin? Seht dorthin! Und mit dem erhobenen Arm deutete er nach dem Brandenburger Thor hin.

Wirklich sah man dort so eben einen Wagen, von sechs Pferden gezogen, im raschen Lauf daher kommen.

---

*) Der Courier, welcher der Königin die Nachricht von den verlorenen Schlachten brachte, traf sie kurz vor Berlin.

Die Königin, das ist die Königin! rief und jubelte Alles, und die Tausende, welche eben noch so begierig auf die Nachrichten des Couriers gewesen und Lombard zur Verantwortung ziehen wollen, stürzten jetzt, von Einem Impuls, von Einem Gedanken getrieben, von dannen, dem heranbrausenden Wagen entgegen.

Währenddeß schwang sich der Courier, dessen Dasein man ganz vergessen zu haben schien, vom Pferde, und klopfte leise an die Thür des Hauses.

Sofort ward diese Thür vorsichtig geöffnet, und eine Stimme flüsterte: bringt Euer Pferd mit herein. Ihr könnt nachher durch den Garten und die Hinterpforte zum Kommandanten reiten.

Der Courier faßte das Pferd am Zügel; die Thür ward rasch geöffnet, und schloß sich ebenso rasch wieder hinter dem eingetretenen Courier und seinem Pferde.

Die Menge achtete gar nicht darauf, Jeder hatte nur Auge und Sinn und Gedanken für den Wagen mit den sechs Pferden. Jeder bohrte seine Augen durch die emporgezogenen Fensterscheiben.

Die Königin! Es ist die Königin! jubelte es jetzt mit lautem Liebesgruß in der Menge auf, und alle Hüte wurden in die Luft geschwenkt, und alle Arme

hoben sich empor, und alle Lippen öffneten sich zum lauten jauchzenden Willkommen: es lebe die Königin!

Jetzt hob sich im Innern des Wagens eine Hand, und schob das Fenster nieder, und an dem offenen Schlage erschien das schöne geliebte Antlitz der Königin.

Sie sah bleich und leidend aus, ihre schönen, sonst so strahlenden Augen schienen trübe und umdüstert von Thränen, aber sie versuchte doch zu lächeln und neigte sich mit freundlichem Gruß nach allen Seiten hin.

Die Menge stürzte vorwärts zu dem Wagen hin, und in der Freude, dem Entzücken ihrer Liebe, der Form und der Etiquette vergessend, warf man sich den Pferden in die Zügel, daß sie standen, umdrängte man den Wagen, daß jeder Schritt vorwärts nur über die Leiber der sich ihnen entgegen schiebenden Menge möglich gewesen wäre.

Wir wollen unsere Königin sehen! Es lebe unsere Königin Luise! riefen tausend und tausend enthusiastische Stimmen, und diejenigen, welche dem Wagen zunächst standen und das Antlitz der Königin erschauten, sanken in dem Enthusiasmus ihrer Liebe und ihres Entzückens auf ihre Kniee nieder und neigten ihr Haupt, und Augen, welche niemals geweint hatten, füllten sich mit Thränen, denn schön und bleich

und traurig wie der Engel des Unglücks und der Schmerzen war heute die Königin anzuschauen, die Königin, welche sich erhoben hatte, und weit aus dem Schlag herausgelehnt, das Antlitz überströmt von Thränen, die Arme wie segnend über ihr Volk ausbreitend, die Liebesgrüße ihrer Getreuen erwiederte.

Es lebe die Königin! Es lebe unsere Luise! jubelte die Menge, und diejenigen, welche die Pferde angehalten, um den Wagen zum Stehen zu bringen, ließen ihn jetzt los, um zu dem Schlag hinzustürzen und die Hüte empor zu schwenken, und einzustimmen in den Jubelruf: es lebe unsere Königin Luise!

Der Kutscher benutzte diesen Moment und hob die Zügel und trieb die Pferde vorwärts.

Das Publikum, dessen Sehnsucht jetzt gestillt war, und das seine Königin gesehen hatte, das Publikum setzte sich nicht mehr zur Wehre, sondern ließ es ruhig geschehen, daß der Wagen rasch von dannen rollte.

Die Königin zog die Fenster wieder empor, und in die Kissen zurücksinkend, rief sie mit einem schmerzlichen Weheruf: Oh mein Gott! mein Gott! es ist vielleicht das letzte Mal, daß sie mich ihre Königin nennen! Ich werde vielleicht bald keine Königin mehr sein!

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte und schluchzte laut.

Weinen Sie nicht, Königin, flüsterte Frau von Berg, Luisens vertraute Freundin, welche neben ihr saß, weinen Sie nicht. Gott mag es wollen, daß die Krone einen Moment von Ihrem Haupte fällt, aber er wird sie auch wieder auf demselben befestigen und Sie werden einst wieder eine glückliche Königin sein!

Oh, es ist nicht um meine Majestät und das bischen irdische Herrlichkeit, daß ich weine und klage, sagte die Königin, ihre Hände wieder von ihrem Antlitz ziehend. Gott weiß, daß ich freudig in die Dunkelheit und in den Tod gehen wollte, wenn nur mein Mann und meine Kinder vom Unglück und der Demüthigung verschont blieben, und wenn nur dieses gute Volk, welches mich liebt und an seinem König hängt, nicht gezwungen würde, einen Fremden als seinen Herrn anzunehmen und sich vor ihm zu beugen.

Wenn das Volk auch jetzt unterdrückt und gedemüthigt wird, sagte Frau von Berg feierlich, eines Tages wird es sich erheben und seine Schmach und Demüthigung rächen!

Mögen Sie eine gute Prophetin sein! rief Luise. Möge das Volk uns treu bleiben im Unglück und der Liebe zu seinem König niemals vergessen! Ja, ich will hoffen auf diese Zeit und will beten, daß sie bald kommt, und ich will auch jetzt nicht mehr weinen, sondern mich nur erinnern, daß ich Mutter bin und daß ich meine Kinder jetzt wieder sehen soll, um mich nicht wieder von ihnen zu trennen, sondern mit ihnen zu meinem Gemahl zu eilen, der mich in Küstrin erwartet. In einer Stunde müssen wir wieder weiterreisen!

Eben fuhr der Wagen an der großen Wache vorüber, die Soldaten traten in's Gewehr, die Trommeln wirbelten.

Ueber das Antlitz der Königin fuhr ein schmerzliches Lächeln. Erinnern Sie sich noch, was Prinz Louis Ferdinand am Tage vor seiner Abreise zur Armee zu seiner Mutter sagte? flüsterte sie leise, während die Trommeln noch immerfort wirbelten.

Nein, Majestät, ich erinnere mich dessen nicht mehr, oder vielleicht habe ich es gar nicht gewußt.

Die Prinzessin Ferdinand hielt eine Niederlage unserer Armee für ganz undenkbar, sagte die Königin leise, sie meinte, Preußen sei ein so starkes Bollwerk, daß

die stolzen Wogen des Kaiserreichs an ihm zerschellen würden. Sie irren sich, rief Prinz Louis lebhaft, Sie meinen, es kann nichts sich ändern und es wird immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thor fahren? Ich sage Ihnen aber, Mama, Sie werden eines Tages aus dem Thor fahren und es wird nicht getrommelt werden!*) So wird es auch uns gehen, meine Liebe, wir werden noch oft aus dem Thor fahren, und es wird nicht getrommelt werden! Aber hier sind wir an unserm Hause, fort mit den Thränen! Ich will meinen Kindern ein heiteres Angesicht zeigen!

Zum ersten Mal hielt die Equipage der Königin auf dem Perron ihres Palais an, ohne daß sie da die Herren und Damen ihres Hofes, die hohen Würdenträger und Beamten zur Begrüßung fand. Sie war unerwartet und unangemeldet gekommen, aber an diesem Tage des Schreckens und Entsetzens würde auch das Anmelden ihrer Ankunft nichts gefruchtet haben, denn Jeder dachte jetzt nur an sich selber und war mit seiner eigenen Sicherung und Flucht beschäftigt.

Nur wenige treue Diener empfingen daher die Königin

*) Des Prinzen eigene Worte: Siehe: Rahel und ihre Freunde Thl. II.

an ihrem Wagen und hießen sie mit thränenden Augen willkommen.

Wo sind meine Kinder? rief die Königin angstvoll. Warum kommen sie nicht, ihre Mutter zu empfangen?

Majestät, sagte der Haushofmeister leise, wir erhielten schon in letzter Nacht einen Courier des Königs, welcher leider Ew. Majestät verfehlt hatte. Die königlichen Prinzen und Prinzessinnen sind schon vor zwei Stunden ganz in der Stille von hier abgereist, um sich über Stettin nach Graudenz zu begeben, Se. Majestät hat es so befohlen.

Die Königin unterdrückte den Schmerzensschrei, der auf ihre Lippen trat, aber eine tödtliche Bläße bedeckte ihre Wangen und ihre Augen umdüsterten sich. In einer halben Stunde werde ich abreisen, sagte sie matt. Man soll nur das Nothwendigste für mich einpacken, in einer halben Stunde muß ich den Wagen besteigen können. Vielleicht treffe ich meine Kinder noch in Stettin!

Und die Königin eilte rasch die Stiegen hinauf, um sich in ihrem Kabinet einzuschließen und in der Einsamkeit die Thränen zu vergießen, welche sie keinen Menschen sehen lassen wollte.

V.

Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe.

Das Volk und das Publikum indessen, welches in immer höher anschwellenden, immer gewaltigeren Massen die breite Straße unter den Linden anfüllte, hatte sich jetzt wieder dem Hause des Geheimraths Lombard zugewendet, und sah mit tiefem Groll, daß der Courier nicht mehr dort sei.

Jetzt wollen wir wissen, was für Nachrichten der Courier gebracht hat, denn Ihr seht wohl, der Geheimrath Lombard hat seine Depeschen jetzt erhalten, und er soll uns sagen, was sie enthalten, rief Einer der dem Hause zunächst Stehenden, und sofort begann er mit gewaltigen Fäusten an der verschlossenen Hausthür zu hämmern.

Andere Fäuste gesellten sich bereitwillig den seinen, und zu dem Tact dieser drohenden Musik schrie und

brüllte die Menge: die Depeschen! die Depeschen! Lombard soll kommen! Er soll uns sagen, was die Depeschen enthalten. Wir wollen wissen, ob unsere Armee besiegt worden oder ob sie die Schlacht gewonnen hat!

Als keine Stimme Antwort gab, als die Fenster immer noch verhangen, die Thüren immer noch verschlossen blieben, griff die Menge, deren Zorn und Wuth sich mit jeder Minute des Wartens gesteigert hatte, wieder zu ihren alten Waffen, zu den Steinen, und feuerte sie unter wildem Geschrei gegen die Fenster und gegen die Hausthür.

Er soll uns nicht entgehen! Wir werden hier bleiben, bis er kommt und uns Antwort giebt! schrie das Volk. Und wenn er nicht zu uns kommt, so werden wir zu ihm kommen und ihn zwingen, uns Rede zu stehen!

Ihr werdet ihn aber zum Glück nicht finden, flüsterte der Geheimrath Lombard, welcher an der innern Seite der Thür gehorcht hatte, und jetzt mit aufmerksamem Blick die Riegel und das Schloß der Thür prüfte. Es sitzt noch Alles in seinen Fugen und Angeln, fuhr er leise fort. Das gute enragirte Volk wird noch eine gute Zeit zu hämmern haben,

ehe es diese Schlösser und Riegel sprengt. Dann werde ich schon weit von hier entfernt, und längst auf dem Wege nach Stettin sein!

Mit einem spöttischen Lächeln schlich der Geheimrath Lombard wieder von der Thür fort und eilte nach der Hinterpforte seines Hauses. Dort stand seine Gemahlin, in Thränen zerfließend, die Hände ringend, laut weinend und wehklagend vor Angst und Schmerz.

Herr Lombard, welcher vorher nur gelächelt hatte, lachte jetzt laut auf. Wahrhaftig, sagte er, es verlohnt sich auch der Mühe, eine tragische Scene aufzuführen, aus Furcht vor diesem Volk. Meine Liebe, ich dächte, unsere Familie wäre es doch gewohnt, mit dem Volk umzugehen. Dein Vater hat den dummen Teufeln manchen Bart angeschmiert, der meine hat ihnen manchen Zopf gedreht*), und als gute Kinder unserer Aeltern, wollen wir heute das gute Volk auch wieder anschmieren und ihm einen tüchtigen Zopf drehen.

Oh, Lombard, höre nur, wimmerte die Frau, sie

*) Der Vater Lombard's war ein Perrückenmacher, der Vater seiner Frau ein Barbier, und diese Abkunft gab dem Geheimrath Lombard beständig Stoff zu Witzeleien, die er am liebsten dann äußerte, wenn er an der Tafel irgend eines Fürsten oder Ministers saß. Seinen Vater nannte er nie anders als „feu mon père de poudreuse mémoire!"

schlagen wie mit Kolben gegen die Thür, wenn sie zerspringt und sie hereindringen, sind wir verloren! Sie werden Dich ermorden, denn Du hast gehört, welche Verwünschungen und Drohungen sie gegen Dich ausstießen.

Ma Chère, sagte Lombard gelassen, ich habe es nicht erst heute erfahren, daß diese Leute, dies sogenannte Volk, mich haßt und verfolgt. Ich weiß das schon seit lange! Diese dummen Menschen wollen es mir niemals vergeben, daß ich ein Franzose bin und daher eine ganz natürliche Vorliebe für Frankreich und für seinen Heldenkaiser habe. Und nicht bloß das Volk, sondern auch die sogenannten Gebildeten und Vornehmen hassen mich. Durch ganz Europa hat man mich als einen von Napoleon besoldeten Verräther ausgeschrieen. Von allen Seiten haben sie conspirirt, meine Entlassung und Bestrafung zu erlangen; alle Prinzen des königlichen Hauses, ja selbst die Königin waren gegen mich im Bunde.*) Du siehst aber, mein Schatz, es ist ihnen doch nicht gelungen, mich zu stürzen, und ebensowenig wird es dem heulen-

---

*) Lombard's eigene Worte. Siehe: Gentz „Tagebuch," in den Kleinen Schriften von Friedrich von Gentz. Gesammelt von Gustav Schlesier. Th. IV.

den Pöbel da gelingen. Diable, wie die Kerle gegen die Thür knallen, das ganze Haus dröhnt davon wieder.

Es wird ihnen doch noch gelingen, die Thür zu sprengen, jammerte seine Gemahlin, und dann werden sie uns Alle ermorden!

Sie werden uns nicht ermorden, denn sie sind nicht blutgierig, sondern nur neugierig, sagte Lombard. Und dann, meine Liebe, kennen sie eben so gut, wie wir, das deutsche Sprichwort: „die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor." — Mich aber werden sie nicht haben, denn sieh nur, da kommt mein getreuer Jean schon daher über den Hof. Nun, Jean, ist Alles in Ordnung? fragte er den herbeieilenden Kammerdiener.

Es ist Alles in Ordnung, lautete die Antwort. Der Wagen steht bereit, mit vier tüchtigen Postpferden bespannt. Ich habe ihn aber nicht an der Gartenpforte halten lassen, sondern etwas weiter herunter vor einem Hause.

Das hast Du brav gemacht, mein kluger Jean. Hast Du aber auch nicht vergessen, mir einige Flaschen Tokayer und etwas gebratenes Geflügel in den Wagen zu packen? Der unhöfliche Herr Pöbel da draußen will es ja nicht leiden, daß ich heute in meinem Hause

dejeunire und ich werde mich daher wohl entschließen müssen, auf der Landstraße zu frühstücken.

Ich habe weder den Wein, noch den gebratenen Fasan vergessen, Herr Geheimrath.

Diable, Du hast einen Fasan eingepackt, rief Lombard. Wenn das die Leute da draußen wüßten, sie wären im Stande, zu behaupten, der Kaiser Napoleon habe mir diesen Fasan geschickt, um mich damit zu bestechen. Nun, Jean, komm, wir wollen abreisen. Die Straße ist doch ruhig?

Vollkommen ruhig. Alles, was Beine hat, rennt hier nach der Vorderseite des Hauses her.

Und Alles, was Fäuste hat, hämmert gegen die Thür, jammerte die Geheimräthin unaufhörlich. Eile, Lombard, eile, ehe es zu spät ist.

Du hast Recht, ich muß fort, sagte Lombard ruhig. Nun höre aber, was ich Dir sagen will. Sobald Du meinen Wagen hast fortfahren hören, hast Du die Güte, Dich auf den Balcon in der ersten Etage zu verfügen, und das Volk anzureden. Sie werden schon vor Erstaunen, Dich zu sehen, einen Moment still sein.

Ach, mein Gott, was soll ich ihnen aber sagen? fragte die Frau entsetzt.

Du sollst ihnen sagen: „Mein Mann, der Geheimrath Lombard, ist nicht zu Hause. Er hat sich zum Gouverneur Herrn Grafen von Schulenburg-Kehnert begeben, und der Courier mit den Depeschen hat ihn dahinbegleitet.“ Du sollst sehen, Deine Worte werden wie ein Pistolenschuß unter einem Schwarm Spatzen wirken, sie werden alle von dannen fliegen. Du siehst, meine Liebe, ich bereite Dir eine außerordentlich wirksame dramatische Scene, und mein Vater puderhaften Angedenkens, und Dein Vater seifenschaumichten Angedenkens würden sich noch im Grabe freuen, wenn sie Dich da vom hohen Balcon herunter das Volk könnten haranguiren sehen. Lebe wohl, mein Schatz, und mache Deine Sachen gut.

Er umarmte seine Gemahlin flüchtig, und wollte, gestützt auf den Arm seines Dieners, seine gichtlahmen Füße vorwärts schieben, aber seine Gemahlin hielt ihn zurück.

Ich kann nicht in den Salon gehen, wehklagte sie, sich in krampfhafter Angst an Lombard anklammernd. Bedenke nur, sie schmeißen ja fortwährend mit Steinen gegen unser Haus; wenn nun ein Stein durch die Fenster und mir gegen den Kopf fährt?

Meine Liebe, sagte Lombard lachend, ich glaube

nicht, daß der erste beste Stein gleich gefährlich werden könnte, denn Du hast einen sehr harten Kopf wie ich oft erfahren habe. Lebe wohl und thue, wie ich Dir gesagt habe, wenn Du nicht willst, daß der Pöbel zu Dir eindringt. Adieu.

Er machte sich ziemlich unsanft von ihren, seinen Arm umklammernden Händen los, und eilte, so rasch es seine schmerzenden und steifen Füße erlaubten, mit seinem Diener über den Hof dahin, um nach der den Garten begrenzenden Straße zu gelangen.

Seine Gattin wartete, bis das Rollen des Wagens ihr die glückliche Abfahrt ihres Gemahls gemeldet hatte. In demselben Augenblick riefen draußen die Stimmen mit verdoppelter Kraft: Lombard! Wir wollen Lombard sprechen!

Und mit erneuerter Wuth sauseten die Schläge gegen die Thür.

Die Geheimeräthin seufzte, und ihre Seele und ihren Leib dem Schutz Gottes empfehlend, folgte sie den Anordnungen ihres Gemahls und begab sich auf den Balcon.

Lombard hatte richtig prophezeit; eine tiefe Stille entstand, als die Frau Geheimräthin auf dem Balcon erschien; ihre Worte konnten daher von Jedermann

vernommen werden, und sie waren kaum verhallt, als die Menge wirklich, wie ein Schwarm von Sperlingen, unter die ein Schuß gefallen, auseinander sprengte.

Zum Gouverneur! Laßt uns zum Gouverneur gehen! lautete der allgemeine Ruf, und in ungeheuren Wogen wälzte das lebendige Meer sich vorwärts, die Linden hinauf. Aber mitten in seinem Lauf ward es auf einmal wieder aufgehalten von einem daher rollenden Wagen, vor dem sechs muthige Pferde im raschesten Galopp daher flogen.

Es war wieder die Königin, welche in dem Wagen saß. Nur sah sie noch bleicher und trauriger aus, als zuvor, und mit einem herzzerreißenden Schmerzenslächeln grüßte sie nach beiden Seiten hin.

Aber die Menge hatte jetzt nicht einmal Zeit, die Königin zu grüßen oder über ihre schnelle Abreise erstaunt zu sein. Sie stürzte vorwärts, dem Hause des Gouverneurs Grafen Schulenburg zu.

Auch hier waren die Fenster verhangen, das große Hofthor verschlossen. Aber an der Seitenmauer des Hauses war ein großes weißes Plakat angeschlagen, das in riesengroßer Schrift einige Zeilen enthielt.

Diesem Plakat wandte sich jetzt die Aufmerksam-

keit des Volks zu; tausend und aber tausend glühende Blicke richteten sich nach dem Papier hin, und tausend und aber tausend Stimmen riefen den Glücklichen, welche sich dem Hause und dem Plakat zunächst befanden, gebieterisch zu: Lesen! Laut lesen!

Ich will lesen! rief eine laute, mächtige Stimme zurück. Seid still, damit Ihr mich hören könnt!

Sofort trat eine tiefe Stille ein und deutlich vernahm Jeder die Worte, welche von dem Plakat abgelesen wurden, und welche so lauteten:

„Der König hat eine Bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben." *)

Ein allgemeiner, vieltausendstimmiger Ruf des Schmerzes und Entsetzens ertönte; dann ward Alles still. Jeder stand da, traurig seinen Nachbar anstarrend, wie gelähmt vor Entsetzen.

Auf einmal öffnete sich das Seitenthor des gräflichen Hauses, und eine Equipage, gefolgt von einem großen Packwagen, rollte heraus.

Die Menge war anfangs scheu zurückgewichen,

---

*) Siehe: Häusser, Deutsche Geschichte. III. S. 39.

und hatte nur neugierig und verwundert nach dem Reisewagen hingeschaut. Als man jetzt aber in demselben den Gouverneur von Berlin, Herrn Grafen Schulenburg-Kehnert erkannte, als man sah, daß sein Wagen hochbepackt mit Koffern war, daß noch ein anderer Packwagen demselben folgte, als man also nicht zweifeln konnte, daß in dieser Stunde der Angst und des Entsetzens der Gouverneur von Berlin die Stadt verlassen wollte, brach die Menge in lautes Murren aus, und versuchte, sich der Abreise des Grafen zu widersetzen. Man legte Hand an seine Pferde und machte Miene, sie von dem Wagen abspannen zu wollen. Man rief mit drohendem Unwillen: es gezieme sich für den Gouverneur nicht, die Stadt in der Gefahr zu verlassen, und die Einwohner ohne Schutz und ohne Rath und Beistand zurückzulassen.

Graf Schulenburg erhob sich in seinem Wagen, und die Arme gebieterisch ausstreckend, rief er mit lauter Stimme: Ruhe! Dann, als Alles schwieg, fuhr er mit einschmeichelnder Stimme fort: Meine Freunde! Eine höhere Pflicht ruft mich von Euch fort, denn über Alles geht der Dienst des Königs. Aber Ihr sollt nicht sagen, daß ich nicht auch Sorge für die Stadt Berlin trage, und ihr alle meine Liebe weihe.

Ich habe meinen Schwiegersohn, den Fürsten von Hatzfeld, zum Civil-Gouverneur von Berlin ernannt, und er wird mit regstem Eifer für die Sicherheit und das Wohlergehen der Berliner Sorge tragen. Vorwärts Kutscher und in Galopp!

Der Kutscher wollte die Pferde antreiben, aber Einige aus der Menge wagten es noch sich zu widersetzen, und wollten die Zügel nicht fahren lassen.

Der Gouverneur muß hier bleiben, schrieen sie, es ist seine Pflicht, die Einwohner Berlins nicht zu verlassen, sondern ihnen beizustehen in der Gefahr.

In der Gefahr? fragte der Graf mit dem Ausdruck der Verwunderung. Ich lasse ja meine ganze Familie, meine Kinder und Enkel hier zurück. Würde ich das wohl thun, wenn Berlin von Gefahr bedroht wäre? *)

Niemand wußte dies Argument zu bekämpfen, und die Frage des Gouverneurs zu beantworten. Man ließ die Zügel der Pferde los, und wich scheu vor denselben zurück, als der Kutscher auf sie einhieb, daß sie im wüthenden Galopp von dannen jagten.

Die Menge blickte staunend und mit innerlichem Erbeben dem flüchtenden Gouverneur nach, dann schaute

---

*) Des Gouverneurs eigene Worte.

man sich einander traurig an, dann begann man ängstlich zu fragen: was werden wir jetzt thun? Was wollen wir beginnen, wenn der Feind hierher kommt!

Wenn der Feind hierher kommt, wollen wir ihm bewaffnet entgegen ziehen, und ihn zurückschlagen, rief ein junger Mann mit edlem Angesicht und flammenden Augen.

Ja, das wollen wir, jauchzte ein Anderer. Wir haben keine Soldaten, die uns vertheidigen könnten, also müssen wir selber uns vertheidigen! Wir wollen Freischaaren bilden, und die Thore besetzen, und Patrouillen durch alle Straßen gehen lassen.

Da unsere Armee geschlagen ist, muß natürlich eine neue gebildet werden, rief ein anderer junger Mann. Wir müssen diese Armee bilden, wir müssen uns melden zum Eintritt in die Armee. Jeder, der denkt, wie ich, der folge mir und gehe mit mir zu dem neuen Gouverneur. Wir wollen ihm sagen, daß er uns erlauben soll, Freischaaren zu bilden und daß wir Soldaten werden wollen. Kommt!*)

Hier und dort drängten mit hastigem Ungestüm Jünglinge und Männer sich durch das Gewühl vor=

---

*) Häusser: Deutsche Geschichte. III. S. 40.

wärts. Wie in Bewunderung und Ehrfurcht wichen die Andern zurück und bildeten eine Gasse, durch welche dann eine schnell gesammelte Schaar von mehr als dreihundert jungen Männern dahin schritt, um sich nach der Wohnung des neuen Civil-Gouverneurs Fürsten von Hatzfeld zu begeben.

Aber der Fürst Hatzfeld nahm die Deputation der jungen, kampfesdurstigen Berliner nicht an; er ließ ihr durch seinen Adjutanten melden, sie würden später seine bestimmte Antwort auf ihre Forderung erhalten, jetzt aber möchten sich sich nach Hause begeben, und vor allen Dingen jeden Straßen-Crawall und jede Unruhe vermeiden.

Die Antwort, welche der Fürst Hatzfeld der Deputation versprochen, ward einige Stunden später an allen Ecken von Berlin in einem gedruckten Plakat angeschlagen.

Diese Antwort lautete: „Es würde unzeitige Schonung sein, den Einwohnern von Berlin zu verhehlen, daß die Möglichkeit eintreten kann, daß französische Truppen binnen Kurzem Berlin besetzen. Schmerzlich ist das Gefühl, welches diese unerwartete Begebenheit unter allen Klassen der Einwohner verbreiten wird; nur festes Anschließen an Diejenigen,

welche das mühselige Geschäft übernehmen, die von einer solchen Begebenheit unvermeidlichen Folgen zu mildern, so wie die nun noch mehr als je nothwendig gewordene Ordnung zu handhaben, kann die schrecklichen Folgen abwenden, welche der mindeste Widerstand, oder irgend ein unruhiges Benehmen der Einwohner über die Hauptstadt verbreiten würde, und das noch neuerliche Andenken des Betragens, welches die Einwohner Wiens in einer ähnlichen traurigen Lage beobachtet haben, muß die Einwohner Berlin's belehren, daß der Ueberwinder nur ruhige, männliche Hingebung im Unglück ehrt. Ich verbiete deshalb alles Zusammenlaufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Theilnehmen an den so verschiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten. Denn ruhige Fassung ist dermalen unser Loos, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht; dieses ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns beschäftigen müssen."

VI.

Die treuen Stettiner.

Die Hoffnung der Königin hatte sich nicht erfüllt. Ihre Kinder hatten schon seit einer Stunde Stettin wieder verlassen, als Louise daselbst anlangte.

Ich werde also gleich weiter fahren, sagte die Königin entschlossen.

Ew. Majestät, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier, bat Frau von Berg. Sie haben seit drei Nächten kaum geschlafen, haben die letzte Nacht den Wagen gar nicht verlassen, kaum etwas Nahrung zu sich genommen. Oh Majestät, denken Sie an Ihren Gemahl, an Ihre Kinder und schonen Sie sich, gönnen Sie sich Ruhe!

Ruhe! wiederholte die Königin mit einem schmerzlichen Lächeln. Für mich giebt es vielleicht auf Erden keine Ruhe wieder! Der Gram wohnt in meinem

Herzen und er wacht immer, wie sollte ich da schlafen! Aber Sie haben mich an meinen Mann, an meine Kinder erinnert, und Sie haben Recht, diesen muß ich mich erhalten. Ich will daher eine Stunde hier bleiben und ich will auch etwas genießen. Der Körper muß jetzt stark bleiben, damit er nicht zusammenbricht unter der Last, welche die Seele bedrückt. Kommen Sie, wir wollen aussteigen und in's Haus treten.

Frau von Berg gab dem Kammerlakaien einen Wink den Schlag zu öffnen und folgte der Königin in das königliche „Landhaus" und die Zimmer, welche das königliche Paar zu bewohnen pflegte, wenn es Stettin besuchte. Als ich das letzte Mal in diesem Zimmer mich befand, flüsterte die Königin, war der König und der Kronprinz bei mir. In meinem Herzen war nichts als Freude und Glück, ich war eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter und eine glückliche Königin! Und heute? Was bin ich heute?

Sie seufzte schwer auf und in den Divan niedersinkend, drückte sie ihr Antlitz in die Seitenkissen.

Wie tief, wie tief herabgestürzt von allen meinen Himmeln bin ich jetzt! murmelte sie leise. Einst eine glückliche Königin, jetzt ein armes flüchtendes Weib, das nur noch Mitleid und Jammer erregen kann. Oh meine

Mutter, meine Mutter, ich danke Gott, daß Du mein Unglück nicht siehst, oder wenigstens es nur von dem Lande der Glücklichen anschaust!*)

Sie faltete die Hände und ihre zitternden Lippen flüsterten leise Gebete zu Gott und zu ihrer Mutter empor, ihre großen blauen Augen hoben sich mit einem Ausdruck unendlichen Flehens aufwärts, und langsam rollten zwei große Thränen Perlen gleich über ihre Wangen nieder.

So saß sie eine lange Zeit, in sich versunken, ihr Unglück erwägend, und vor der Zukunft erschauernd.

Frau von Berg wagte es endlich sie aus ihrem Hinbrüten zu wecken und sich ihr zu nähern.

Majestät, sagte sie mit flehender Stimme, Sie haben mir versprochen, sich zu schonen, und um des Königs und Ihrer Kinder willen sich zur Ruhe zu zwingen. Bedenken Sie, welche Lasten und Sorgen das Herz des Königs bedrücken und daß es seinen Kummer verdoppeln wird, wenn er sieht, daß Ew. Majestät Augen vom Weinen geröthet und daß Ew. Majestät ganz hoffnungslos sind.

---

*) Der Königin eigene Worte. Siehe: Luise. Königin von Preußen. Dem deutschen Volke gewidmet. Berlin 1849. S. 108.

Der König soll das nicht sehen, sagte Luise, ihm gegenüber werde ich meine Thränen hinunterpressen in mein Herz, ihm gegenüber werde ich noch zu hoffen scheinen. Lassen Sie mich also jetzt wenigstens mein großes Leid ausströmen in Thränen, denn der Unglücklichen einziger Trost sind ja die Thränen. Wenn ich bei meinem Gemahl bin, werde ich zu lächeln versuchen und meine Thränen nur noch inwendig weinen. Sind Sie nun mit mir zufrieden, meine treue Freundin?

Ew. Majestät hatten mir gnädigst versprochen etwas Nahrung zu sich zu nehmen, aber der Kammerdiener hat lange schon vergeblich gemeldet, daß servirt worden ist.

Kommen Sie, Karoline, wir wollen essen, sagte die Königin, sich rasch erhebend und ihre Hand auf die Schulter der Freundin legend.

Die Königin hielt Wort. Sie aß wirklich ein wenig und suchte sich zu erheitern, indem sie mit ihrer Freundin sich von ihren Kindern und von dem Wiedersehen mit ihrem Gemahl unterhielt.

Glauben Sie mir, Caroline, sagte sie dann ernst, es ist nicht Eitelkeit und Freude an äußerm Glanz, welche mich weinen macht über unser jetziges Unglück. Ich meinestheils würde freudig in das Privatleben

zurücktreten und in Einsamkeit und Stille doch glücklich und froh leben können, wenn ich nur meinen Gemahl und meine Kinder glücklich und froh neben mir sähe. Aber der König darf ja nicht glücklich sein auf gewöhnliche menschliche Weise, es darf ihm ja nicht genügen ein glücklicher Gatte und Familienvater zu sein, er muß vor allen Dingen sein Land und sein Volk, seine Pflichten als König bedenken. Gott hat ihn dazu berufen ein König zu sein, er darf also seine Krone nicht niederlegen, ebensowenig, wie man sich freiwillig das Leben nehmen darf, das man von Gott empfangen hat. „Mit ihm oder auf ihm" sagten die griechischen Heldenmütter zu ihren Söhnen, wenn sie ihnen den Schild gaben, um in den Krieg zu gehen. Und so rufen die Ahnen des Königs, welche ihm die Krone hinterlassen, ihm aus ihren Gräbern entgegen: „mit ihr oder unter ihr begraben." Es ist das Erbe seiner Väter, welches der König seinen Söhnen hinterlassen muß, er darf es nicht freiwillig aufgeben und veräußern, er muß kämpfen für dasselbe und entweder siegen oder mit ihm untergehen. Und darum weine ich und darum sehe ich nur Jahre der Thränen, des Unglücks und des Blutes vor mir. Preußen darf nicht Frieden machen mit dem Tyrannen,

es darf nicht in heuchlerischer Freundschaft dem die Hand reichen, welcher sein bitterster Feind ist. Es muß treu bleiben dem Bündniß, das der König beschworen hat auf dem Sarge Friedrichs des Großen, und diese Treue wird ihm von Frankreich als ein Verbrechen angerechnet werden und um dieser Treue willen wird das Blut vieler Tausende vergossen werden. Aber wir dürfen dennoch nicht zurückweichen, wir müssen vorwärts schreiten auf unserer Bahn, wenn wir nicht auch unsere Ehre und unser gutes Gewissen verlieren wollen, wenn der Name des Königs nicht mit Schmach beladen in der Geschichte genannt werden soll! Deutschland hofft auf Preußen, ganz Europa schaut auf uns und erwartet, daß wir unsere Pflicht gegen das Vaterland erfüllen und diese Pflicht ist: zu kämpfen gegen den Tyrannen, der Deutschland unterjochen und zu einer französischen Provinz machen will, zu kämpfen, so lange wir noch einen Fuß breit Landes besitzen, so lange noch ein Tropfen Blut in unsern Adern fließt! Sehen Sie, meine Freundin, diese Gedanken sind es, die mein Herz bewegen und die mich weinen machen. Ich sehe klar über das große Unglück, das uns zerschmettern wird, wenn wir weiter gehen auf dem betretenen Wege, aber ich darf

nicht wünschen, daß wir umkehren, denn man darf wohl unglücklich aber niemals ehrlos sein! Und ich weiß, der König denkt wie ich, er — Horch was ist das, unterbrach sie sich selber, klang das nicht wie verworrenes Geräusch von Menschen? Mein Gott, es kommt näher und näher. Wenn es feindliche Truppen sind, bin ich verloren.

Und die Königin stürzte zum Fenster hin und schaute entsetzt hinunter auf die Straße.

Dort unten wälzte sich in der That ein ungeheurer Menschenstrom heran, heulend und schreiend, mit wüthenden Gesichtern, mit drohend geschwungenen Fäusten. Alle diese zornigen Gesichter, diese blitzenden Augen waren auf Einen Punkt gerichtet, auf einen bleichen zitternden Mann, der dem Zuge voran ging, in der Mitte zweier Andern, welche mit kräftigen Fäusten ihn gepackt hielten und mit drohenden Blicken jede seiner Bewegungen überwachten. Dieser bleiche, zitternde Mann aber war Niemand anderes, als der Geheimrath Lombard, der auf seiner Flucht von Berlin glücklich bis nach Stettin gelangt war.

Eben im Begriff wieder von dort abzureisen und in den Wagen zu steigen, war er von einigen Umstehenden erkannt und festgehalten worden. Bald hatte das Volk,

welches, von der Ankunft der Königin erregt, die Straßen erfüllte, sich um ihn gesammelt und neugierig seinem Ringen und Streiten mit seinen Verfolgern zugeschaut.

Aber plötzlich wandte sich einer von den Männern, welche Lombard ergriffen hatten, an die Menge und rief mit lauter Stimme: Leidet es nicht, daß dieser Mensch abreist. Es ist Lombard, der Franzose, der Verräther, und sicherlich ist er hier, um die Königin aufzuhalten und sie an ihrer Weiterreise zu verhindern, oder dem Feind Nachrichten zu geben, wohin sie sich wendet. Haltet ihn fest, damit er die Königin nicht verrathen kann!

Ja, ja, wir wollen ihn festhalten, und wir wollen ihn nicht eher wieder frei geben, als bis die Königin abgereist und lange fort ist, rief die Menge. Drohende Volksmassen schoben sich dichter und immer dichter heran und mit immer wüthenderen Blicken schaute das Volk in das bleiche entsetzte Antlitz des Verräthers.

Laßt mich, Ihr guten Leute, laßt mich, bat Lombard, und jetzt war aller Uebermuth und aller Hohn aus seinem Herzen und seiner Stimme verschwunden. Ihr irrt Euch in mir, ich bin ein treuer Diener des Königs und der Königin, und ich bin hier, um der Königin meine Aufwartung zu machen und ihr meine Dienste anzubieten.

Er lügt! Er lügt! sagten Diejenigen, welche ihn angehalten hatten. Laßt uns mit ihm zum Landhause gehen, die Königin ist noch dort. Wenn sie ihn sprechen will, wird sie es befehlen, wenn nicht, so soll er zuschauen, wie die Königin abreist.

Ja, er soll zuschauen, wie die Königin abreist, jauchzte die Menge, laßt uns zum Landhaus gehen!

Getragen, gedrängt, gestoßen von allen Seiten, gelangte Lombard mit einem Gefolge von Tausenden bis zu dem königlichen Landhause, das am untern Ende der breiten Straße nahe dem Exercierplatz belegen war.

Vor dem Hause stand der Wagen der Königin, die Pferde waren schon vorgelegt, Alles war schon zur Abreise bereit.

Aber die Königin stand immer noch am Fenster und schaute, hinter den Vorhängen verborgen, hinunter auf das Menschengewühl, das eben unter ihren Fenstern anhielt und die ganze Straße mit seinen schwarzen Massen erfüllte.

Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus und ihre Hand heftig auf die Schulter ihrer Freundin legend, deutete sie hinunter auf die Straße.

Sehen Sie dorthin, flüsterte sie bebend, sehen

Sie, das ist der böse Dämon, welcher mit die Schuld an dem Unglück Preußens trägt; es ist Lombard, mein gefährlichster, und ich darf sagen, mein einziger Feind! Er haßt mich, weil er weiß, daß ich ihn verabscheue, er hat mir Rache geschworen, weil er weiß, daß ich ihm mißtraute und daß ich den König gebeten habe, ihn zu entlassen. Er hat treulos und verrätherisch an uns und an Preußen gehandelt, das fühle ich, das weiß ich und davon war ich seit langer Zeit schon überzeugt. Mein Gott, wenn dieser Mensch hier ist, so bin ich von einem Unglück bedroht, denn er sinnt auf mein Verderben! Was kann er nur hier wollen?

Laßt mich! rief eben Lombard mit schallend lauter Stimme. Laßt mich, ich will und muß zur Königin!

Zu mir? rief die Königin erschrocken und in sich erschauernd. Nein, ich will ihn nicht annehmen, ich habe nichts zu schaffen mit ihm.

In ihrer Erregung und voll Verlangen, zu sehen, was da unten auf der Straße sich weiter begeben werde, trat die Königin hinter dem Vorhang hervor und erschien offen und frei an dem Fenster.

Das Publikum begrüßte sie mit einem lauten donnernden Jubelruf und wandte dann wieder seine Blicke auf Lombard hin.

Er auch hatte die Königin erblickt und erhob flehend seine Hände zu ihr empor und rief: oh ich beschwöre Ew. Majestät, rufen Sie mich zu sich. Ich bin gekommen, um Ew. Majestät meine Dienste anzubieten und Ihnen wichtige Nachrichten mitzutheilen. Oh Königin, gewähren Sie mir eine Audienz!

Aber die Königin rührte sich nicht, sie schien seine Worte gar nicht gehört zu haben, und ihre Augen, welche sonst immer so milde und sanft blickten, hatten jetzt einen düstern Flammenblitz.

Die Königin ruft ihn nicht! riefen hundert und aber hundert Stimmen da unten. Die Königin will nichts mit ihm zu thun haben! Er ist ein Verräther.

Was habe ich denn gethan, Ihr guten Leute, daß Ihr mich einen Verräther scheltet? fragte Lombard. Nennt mir doch meine Verbrechen, damit ich mich rechtfertigen kann!

Wir wollen Sie Euch nennen! sagten die beiden Männer, welche ihn zuerst ergriffen hatten und welche zwei angesehene reiche Kaufherrn von Stettin waren.

Ja, ja, Herr Grunert und Herr Pufahl, rief die Menge, nennt ihm seine Verbrechen, beweist ihm, daß er ein Verräther ist!

Wir wollen es ihm beweisen, seid still und hört! rief Herr Grunert.

Mein Gott, murmelte die Königin, es ist ein Gottesgericht, welches das Volk hier abhält, es wird den Schuldigen strafen und seine Verbrechen an das Licht bringen!

Unten auf der Straße herrschte jetzt ein athemloses Schweigen. Man hatte aus einem der nächstgelegenen Häuser einen Stuhl herbeigeholt und Lombard gezwungen, denselben zu besteigen, damit Jedermann ihn sehen und erkennen möchte. Ein wunderbares Bild war es, diese schwankende, hinfällige Gestalt mit dem bleichen entsetzten Antlitz zu sehen, weit emporragend über der Menge, deren Köpfe alle ihm zugewandt, deren flammende Augen wie Dolchspitzen auf ihn gerichtet waren.

Er ist ein Verräther und ich will es ihm beweisen, sagte der Kaufmann Grunert, dicht zu Lombard herantretend. Er hat sich schon im Jahr 1803, als der König ihn nach Brüssel sandte, um dort mit Bonaparte über einen würdigen Frieden zwischen Preußen und Frankreich zu verhandeln, von dem jetzigen Kaiser Napoleon bestechen lassen. Er hat einen für Preußen demüthigenden und nachtheiligen Einfluß auf die Abschließung einer Allianz mit Frankreich ausgeübt, aber Bonaparte hat ihn dafür mit einer Summe von sechs-

tausend Napoleonsd'or bestochen.*) Leugnet es, wenn Ihr könnt!

Ich leugne es, sagte Lombard. Es ist wahr, ich ließ mich einen Augenblick von diesem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüstet, dupiren. Als ich ihn im Jahr 1803 in Brüssel sah, wußte Bonaparte mir Glauben einzuflößen an den Adel seiner Seele und die Größe seines Characters. Allein die Täuschung währte nicht lange und bald erkannte ich, daß dieser eingefleischte Teufel auf seiner entsetzlichen Bahn nicht eher Halt machen werde, bis er alles Bestehende zerstört und vernichtet habe.**) Aber ich leugne es, jemals Geld von ihm empfangen und Geschenke angenommen zu haben und der beste Beweis dafür ist, daß ich gar kein Vermögen habe und so arm bin wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hat kaum ein Zimmer, in welchem sie ihre Freunde empfangen kann; was mich anbetrifft, so waren ein einfacher Lehnstuhl und eine Tabackspfeife immer das Ziel meiner Wünsche.***)

---

*) Siehe: Merkel: Meine Lebensbeschreibung.

**) Lombard's eigene Worte. Siehe: Gentz's kleinere Schriften, herausgegeben von Gustav Schlesier. Thl. II. S. 194.

***) Lombards eigene Worte. Siehe: Ebenda.

Ihr seid arm, weil Ihr im Spiel vergeudet und in Euren geheimen Orgien verschwendet, was Ihr durch Intriguen zusammengebracht habt, sagte Grunert strenge. Eure Armuth spricht Euch nicht frei, denn sie ist eine Folge Eures wüsten Lebens. Ihr seid ein Verräther. Euren Ränken im Interesse Napoleons ist es zuzuschreiben, daß unser Heer im vorigen Jahr, wo es sich mit Rußland und Oesterreich gegen Frankreich schlagen sollte, so spät in's Feld rückte und ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen, heimkehrte. Euer ist die Schuld und die Schmach des Wiener Tractats, denn Graf Haugwitz ist nur ein Werkzeug und ein Diener in Euren Händen, Ihr beherrscht ihn. Ihr aber habt gelacht und gefrohlockt über den Wiener Tractat, denn Ihr seid ein Sohn und ein Glückskind der französischen Colonie und Ihr habt kein Herz für deutsche und für preußische National-Ehre.*)

Er ist ein Verräther, brüllte das Volk, und er soll nicht von der Stelle! Wir wollen ihn packen und festhalten, er soll die Königin nicht verrathen!

Mit drohenden Fäusten, in wilder Gluth drängte die Menge näher heran zu Lombard und war im Be-

*) Luise, Königin von Preußen. S. 246.

griff ihn von seinem Stuhl herunter zu reißen. Aber Grunert und Pufahl wehrten sie zurück und schützten ihn mit ihren breiten, colossalen Gestalten.

Ihr wißt noch nicht Alles, was er gethan hat, rief der Kaufmann Pufahl mit machtvoller Stimme. Ich will Euch seine letzte und fürchterlichste Verrätherei erzählen. Er ist an dem Unglück von Jena Schuld, er allein!

Mein Gott, was werde ich hören müssen! flüsterte die Königin, und außer sich, athemlos neigte sie ihr Haupt dichter an das Fenster und lauschte mit gespannter Erwartung auf jedes Wort, welches da unten gesprochen ward.

Nun hört, was Lombard gethan hat, rief Herr Pufahl. Schon in der Mitte des vorigen Monats sandte unser König den Obrist-Lieutenant von Krusemark mit einem eigenhändigen Schreiben nach Petersburg, in welchem er dem Kaiser vermeldete, daß er gesonnen sei, den Krieg mit Frankreich zu beginnen, und in welchem er den Kaiser daher aufforderte, ihm, wie er versprochen, seine Armee zur Hülfe zu senden. Herr von Krusemark nahm nur einen Kammerdiener mit auf die Reise, den er auf besondere Empfehlung dazu engagirte. Herr von Krusemark trug die Depeschen

während der Reise auf der Brust; erst als er in Petersburg angelangt war, legte er sie einen Moment ab, um sich umzukleiden und die Depeschen sofort dem Kaiser zu übergeben. Sein Diener war mit dem Ordnen seiner Kleider beschäftigt, Herr von Krusemark ging einen Augenblick in das Nebenzimmer, und als er von dort zurückkehrte, war der Diener sammt den Depeschen verschwunden. Alles Bemühen Krusemarks und der Polizei war vergeblich, man fand weder die Depeschen noch den Diener wieder, Herr von Krusemark mußte also einen Courier nach Berlin senden und um neue Instructionen bitten. Das gab einen Aufenthalt von einigen Wochen und die russische Armee hat deshalb nicht zur rechten Zeit hier sein können, um mit unserer Armee vereint die Franzosen anzugreifen. Wir hätten die Schlacht von Jena nicht verloren, wenn die Depeschen des Königs früher in die Hände des Kaisers gelangten und wenn er seine Armee rechtzeitig marschiren ließ. Wir hätten die Schlacht von Jena nicht verloren, wenn der Diener des Herrn von Krusemark nicht die Depeschen gestohlen hätte. Nun hört, was ich Euch sage: dieser Diener war dem Herrn von Krusemark durch Lombard em-

pfohlen worden, und er war ein naher Verwandter Lombard's.*)

Er ist ein Verräther! schrie und heulte das Volk. Er ist an dem Unglück von Jena Schuld, er allein! Aber er soll es büßen! Wehe dem Verräther!

Oh mein Gott, Majestät, rief Frau von Berg angstvoll und entsetzt. Sehen Sie nur, die Wüthenden reißen ihn von seinem Stuhl herunter, sie werden ihn ermorden! Erbarmen Sie sich seiner, schützen Sie ihn.

Ja, sagte die Königin, vom Fenster zurücktretend, ja, ich will ihn schützen, aber ich will auch mich selber schützen!

Und mit raschen Schritten das Gemach durcheilend, öffnete sie die Thür des Vorzimmers, in welchem der Platzmajor von Stettin und einige höhere Officiere versammelt waren.

Herr Platzmajor, sagte die Königin mit gebieterischer Stimme, eilen Sie hinunter und verhaften Sie den Geheimrath Lombard. Führen Sie ihn auf die Hauptwache und lassen Sie ihn dort einschließen und be-

*) Siehe: Luise, Königin von Preußen. S. 247 und Merkel Lebensbeschreibung.

wachen, bis der König weiter über ihn bestimmt hat. Ich selbst werde Sr. Majestät berichten, was Sie auf meinen Befehl haben thun müssen!

Es war die höchste Zeit, daß Rettung für Lombard kam. Die wüthende Menge hatte ihn schon zu Boden gerissen und des Bittens und Flehens der beiden Kaufherrn, welche ihn zu schützen suchten, nicht achtend, fielen sie eben mit Faustschlägen über ihn her, als der Platzmajor mit einigen Soldaten und Polizeibeamten erschien.

Ruhe, Ihr Leute, Ruhe! rief er mit donnernder Stimme. Ruhe im Namen der Königin!

Sofort verstummte das Geschrei und die Wüthenden, welche Lombard schon gepackt hatten, ließen ihn los und traten ehrfurchtsvoll zurück, um dem Major Platz zu machen.

Im Namen der Königin, sagte dieser, seine Hand auf Lombard's Schulter legend und ihm beim Aufstehen behülflich seiend, im Namen der Königin verhafte ich Sie, Herr Geheimrath Lombard! Folgen Sie mir zur Hauptwache.

Aber Lombard, nicht im Stande sich aufrecht zu halten, war mit schlotternden Knieen, halb todt vor Angst und Entsetzen, auf den Stuhl niedergesunken.

Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich Ihnen nicht folgen kann, ächzte er matt, meine Füße tragen mich nicht.

So werden die Arme meiner Soldaten Sie tragen, sagte der Platzmajor, und den Soldaten einen Wink gebend, fuhr er fort: Nehmt ihn auf und tragt den Herrn Geheimrath nach der Hauptwache.

Unter dem lauten Beifallsgeschrei und Jubeln der Menge ward der Befehl vollführt. Die Soldaten hoben Lombard empor und schlugen den Weg nach der Hauptwache ein.

Die Menge folgte ihnen mit Lachen und Schreien, Lombard verspottend und verhöhnend und sich Glück wünschend, daß die Königin jetzt ungehindert ihre Reise werde fortsetzen können, da der Verräther verhaftet sei.

Auf der Hauptwache angelangt, brachte man Herrn Lombard in eins der für die Gefangenen bestimmten Gemächer, aber man wollte den Herrn Geheimrath, den einflußreichen, mächtigen Freund des Herrn Ministers Haugwitz, doch nicht dazu verurtheilen auf der Pritsche der Verbrecher zu liegen und die gewöhnliche Kost der Gefangenen zu essen.

Der Platzmajor ließ also nach dem ersten Gasthof

Stettin's senden und den Wirth auffordern, den Herrn Geheimrath Lombard mit Betten und Speise zu versehen und Beides sofort zu schicken.

Aber die Soldaten kehrten zurück, ohne weder das Eine noch das Andere erhalten zu haben.

Nun, wird der Wirth die Sachen senden? fragte der Platzmajor.

Nein, Herr Major, lautete die Antwort, der Wirth hat es abgelehnt, er sagt: er wolle keinen Verräther bedienen und wenn man es ihm noch so hoch bezahlen wolle.

Der Major versuchte vergeblich ein zorniges Gesicht zu machen; die Antwort gefiel ihm ebensowohl als ihm vorher die Züchtigung gefallen hatte, welche das Volk dem Geheimrath Lombard angedeihen ließ.

So geht zu einem andern Gastwirth, sagte er indessen zu den Soldaten, macht ihm dieselbe Bestellung, und wenn der sich auch weigert, so geht wieder zu einem andern, genug geht und sucht einen Gastwirth, der Betten und Speise für den Herrn Geheimrath Lombard senden will.

Das Volk, welches sich vor der Hauptwache aufgestellt hatte, vernahm die Worte der Soldaten sowohl, wie den erneuerten Befehl des Majors, und es

begleitete in langem Zuge die Soldaten, welche auszogen, um einen Gastwirth zu suchen, der den Verräther bedienen möchte.

Erst nach einer Stunde kehrten die Soldaten zurück, immer noch begleitet von der Menge, deren Zahl sich jetzt um das Doppelte vermehrt hatte. Der Herr Platzmajor befand sich in dem Zimmer bei Lombard und er hatte Ordre gegeben, daß die Soldaten ihn dort aufsuchen möchten. Vielleicht vermuthete er die Antwort, welche die Soldaten ihm bringen würden, und er wünschte, daß Lombard sie hören möchte.

Der Herr Geheimrath Lombard, der vertraute Freund des Ministers, der bisher immer nur an reichbesetzten Tafeln gesessen und in seidenen Betten geschlafen, der üppige, schwelgerische Lombard lag, als die Soldaten in sein Gemach eintraten, auf der hölzernen Pritsche, ächzend und jammernd vor Schmerz und Entsetzen; der Platzmajor stand am Fenster und trommelte an den Scheiben.

Nun, rief er den Soldaten zu, kommt Ihr endlich und bringt Ihr endlich für den Herrn Geheimrath Betten und Speisen? Warum seid Ihr aber so lange geblieben, Ihr faulen Burschen? Wußtet Ihr denn nicht, daß der Geheimrath, bis Ihr wiederkehrtet, wie

ein ganz gemeiner Verbrecher hier auf der Pritsche liegen mußte?

Wir konnten nicht früher kommen, Herr Major, erwiderten die Soldaten, wir sind von einem Gasthof zum andern gegangen, wir haben allen Gastwirthen Stettin's Euren Befehl überbracht und sie aufgefordert, den Geheimrath Lombard mit Betten und Speisen zu versehen. Aber sie haben Alle dieselbe Antwort gegeben, sie haben alle geantwortet: sagt dem Herrn Platzmajor, daß sein Befehl nicht von mir ausgeführt werden wird. „Ich will keinen Verräther bedienen!"

Oh mein Gott, wimmerte Lombard, man will mich also mit meinem siechen, zerschlagenen Körper hier auf den harten Brettern sterben lassen!

Nein, rief der Platzmajor, ich werde Ihnen ein anderes Lager verschaffen. Ich werde sogleich zum Gouverneur gehen und von ihm einen Befehl erwirken, der die Gastwirthe wohl zwingen soll, Ihnen die nöthigen Sachen zu liefern. Ich eile sogleich zu ihm.

Nach einer halben Stunde kehrte der Platzmajor zu Lombard zurück, der indeß vergeblich auf dem harten Lager zu schlummern versucht hatte.

Jetzt, mein Herr, sagte der Major, jetzt werden

Ihre Wünsche bald erfüllt werden. Der Herr Gouverneur hat unter Androhung harter Strafe dem Gastwirth des Hôtels zum Kronprinzen befehlen lassen, Sie mit allem Nöthigen zu versehen und ich habe mit diesem schriftlichen Befehl meine Soldaten zu ihm geschickt. Sie werden ohne Zweifel bald zurück kommen.

Nach einigen Minuten öffnete sich in der That die Thür und die Soldaten trugen ein Bett in das Gemach, zwei andere folgten ihnen mit gefüllten, dampfenden Schüsseln.

Nun? rief der Platzmajor den Soldaten entgegen. Jetzt also hat sich der Wirth des Kronprinzen nicht mehr geweigert, Euch das Verlangte zu geben? Der Befehl des Gouverneurs hat geholfen.

Ja, Herr Major, er hat geholfen. Aber der Gastwirth zum Kronprinzen läßt dem Herrn Platzmajor vermelden: da der Herr Gouverneur einen so strengen Befehl gegeben, so bliebe ihm nichts anders übrig, als zu gehorchen, aber nachher, wenn die erzwungene Aufwartung zu Ende sei, werde er das Geschirr zerschlagen, aus dem Herr Lombard gegessen und die Betten verbrennen, auf denen er geschlafen.*)

---

*) Historisch, ebensowohl wie die ganze Schilderung dieses

Herr Lombard schien diese kränkenden Worte gar nicht gehört zu haben, er erhob sich, von seinem herbeigeholten Diener unterstützt, hastig von der Pritsche und nahm vor dem Tisch Platz, auf welchem man ihm die Speisen servirt hatte.

Am Abend dieses Tages begab sich der Platzmajor mit einigen Officieren in den Gasthof zum Kronprinzen und verlangte den Besitzer desselben zu sprechen.

Als der Gastwirth, ein wenig verwirrt, und überzeugt, daß der Platzmajor ihm einen Verweis bringe, hereintrat, ging ihm der Major entgegen und reichte ihm mit einem freundlichen Lächeln die Hand dar.

Mein Herr, sagte er, diese Herren Officiere und ich, wir haben es übernommen, Ihnen im Namen aller unserer Kameraden unsere Freude auszusprechen über die tapfere und mannhafte Antwort, welche Sie heute gegeben, als man Sie gezwungen den Verräther Lombard zu bedienen. Das ganze Officier-

---

durch Lombard veranlaßten Bewegung in Stettin. Siehe: Luise, Königin von Preußen. S. 248.

corps hat beschlossen, von jetzt an bei Ihnen seinen Mitttagstisch zu nehmen, und wir werden also von heute an bei Ihnen speisen, denn es dünkt uns Allen eine Ehre, im Hause eines so patriotischen Mannes zu verweilen.

VII.

Die Flucht der Königin.

Die Königin hatte gewartet, bis Lombard von den Soldaten fortgetragen und unter dem Geleit der Volksmenge nach der Hauptwache fortgeschafft ward, dann war sie in Begleitung ihrer Freundin hinuntergeeilt zu dem Wagen, um ihre Reise fortzusetzen.

Viele Leute waren auf der Straße versammelt und hatten, statt Lombard zu folgen, es vorgezogen, die Königin noch einmal zu sehen.

Sie empfingen Luise mit lautem Freudengeschrei und riefen ihr herzliche Glückwünsche für den Verfolg ihrer Reise entgegen.

Grüßen Sie unsern König und sagen Sie ihm, daß wir ihm treu bleiben wollen, so lange wir leben! rief eine Stimme aus dem Publikum.

Wir danken der Frau Königin, daß sie den Ver=

räther hat verhaften lassen, rief ein Anderer. Nun brauchen wir uns doch nicht um unsere geliebte Königin zu ängstigen und sind sicher, daß sie ohne Gefahr weiter reisen kann.

Die Königin grüßte lächelnd und freundlich nach allen Seiten hin und ließ die Fenster ihres Wagens nieder, um noch lange die Grüße des Volks erwiedern zu können und von ihm gesehen zu werden.

Ja, sagte sie, als der Wagen aus dem Thor dahin auf die Landstraße hinaus rollte, ja, ich hoffe, daß die Prophezeihung dieser guten Leute sich erfüllen wird und daß ich das Ziel meiner Reise glücklich erreichen werde. Jetzt, da Lombard verhaftet ist, glaube ich es, denn er war mir gefolgt, um dem Feinde von mir Nachricht zu geben, davon bin ich überzeugt. Aber das Gericht Gottes hat ihn ereilt und die Strafe hat ihn getroffen. Oh wie fürchterlich muß es sein, mit bösem Gewissen und mit solchem bleichen Verbrechergesicht dem Volk gegenüberzustehen und von ihm angeklagt zu werden! Das Schwerste läßt sich noch ertragen, wenn nur die Seele nicht belastet ist von Schuld und Sünde! Und so will ich auch muthig und standhaft der Zukunft entgegen gehen und hoffen, daß Gott alle Dinge zum Besten füge! Für mich

giebt es jetzt nur Eine Pflicht: meinen Kindern eine treue Mutter zu sein und meinem Gemahl ein Trost in seinen Kümmernissen. Oh Caroline, mein Herz, welches in diesen Tagen wie erstarrt und todt in meiner Brust gelegen, es erwacht jetzt wieder und lebt und klopft vor Freuden, denn ich werde meinen Mann und meine Kinder wiedersehen! Und wenn Alles uns verläßt und sich von uns wendet, die Liebe wird bei uns bleiben und wer in der Liebe bleibet, der bleibet bei Gott!

Sie lehnte sich in die Kissen zurück, und ganz sich ihrem Sinnen überlassend, schloß sie die Augen. Ein unendlicher Friede lag auf ihrem schönen Angesicht, ihre Stirn war heiter und klar, ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen. Noch hatte der Gram seine Linien nicht über dies edle und jugendliche Antlitz gezogen und seine Schrift war noch nicht auf ihrer hohen, reinen Stirn zu lesen.

Oh, flüsterte ihre Freundin in sich hinein, mit Blicken unendlicher Liebe das schöne und rührende Bild der schlummernden Königin betrachtend, oh möchte der Schmerz nur wie eine dunkle Gewitterwolke an ihr vorübergehen, möchte kein Blitz herniederfahren und dies edle geliebte Haupt zerschmettern! Aber ich

fürchte, das Gewitter wird über sie hereinbrechen mit allen seinen Donnern und Stürmen und es wird alle Blüthen ihres Herzens zerschmettern. Gieb ihr alsdann Kraft, mein Gott, stärke sie in ihren Leiden, wie Du sie gesegnet hast in ihrem Glück! Sie schläft, laß ihren Schlaf sanft und erquicklich sein, mein Gott, möge er ihre Augen kräftigen und ihre Seele stärken!

Leise und vorsichtig, um die Königin nicht zu stören, lehnte sich Frau von Berg in die andere Ecke des Wagens, der in raschem Lauf auf der Landstraße dahin rollte.

Ohne zu rasten ging es weiter von Station zu Station, an jedem Ort, an jedem Dorf beeilte man sich, sobald man die Königin erkannt hatte, ihr neue Pferde an den Wagen zu legen, überall liefen die Menschen zusammen, um der Königin ihre Grüße entgegen zu jauchzen, um ihr laute Segenswünsche nachzurufen, wenn sie weiter fuhr.

Schon hatte sie Frankfurt passirt und hielt in dem Dorfe Reitwein vor dem Hause des Amtmanns an, um die ermüdeten Pferde zu wechseln. Der Kammerdiener der Königin trat in das Haus und forderte im Namen der Königin neue Vorspannpferde.

Der Amtmann schaute ihn mit unsichern, düstern

Blicken an. Ich werde die Pferde sogleich besorgen, sagte er, ich selbst werde in den Stall gehen, sie anzuschirren, um die Reise der Königin nicht aufzuhalten.

Er ging eilends hinaus und der königliche Kammerdiener kehrte zu dem Wagen der Königin zurück.

Luise hatte sich aufgerichtet und schaute mit traurigen Blicken aus dem Schlag des Wagens auf die öde und stille Umgebung. Zum ersten Mal geschah es ihr, daß man sie bei ihrer Ankunft nicht willkommen hieß, daß ihr Wagen nicht umringt war von Menschen, die sie mit freudigen Gesichtern anschauten, die ihr den Gruß der Liebe entgegen riefen. Niemand schien hier zu ahnen oder Notiz davon zu nehmen, daß es die Königin die Landesmutter, sei, welche da in dem Wagen saß. Nur einige Bauerkinder mit weißen Haaren, in schmutzigen zerrissenen Kleidern kamen herbei gelaufen und starrten die Königin an, ohne sie zu grüßen und ohne ihr zu danken für ihr freundliches Kopfnicken.

„Wir werden noch oft aus dem Thor fahren und es wird nicht getrommelt werden," murmelte die Königin mit einem matten Lächeln, indem sie in die Kissen des Wagens zurücksank.

Die Zeit verging und noch immer kamen die Pferde

nicht. Die Königin schaute unruhig nach ihrer Uhr. Wir sind fast eine Stunde hier, sagte sie, mich ängstigt diese lange Zögerung.

Sie richtete sich wieder auf und schaute von neuem aus dem Wagenfenster. Dieselbe Stille und Oede, wie zuvor, herrschte rings um. Die flachshaarigen Kinder standen noch immer und starrten, mit den Fingern im Munde, zu ihrem Wagen hin. Drüben auf dem hohen Düngerhaufen vor der Bauernhütte stand ein majestätischer, buntbefiederter Hahn und rief mit lautem Krähen eine Schaar Hühner herbei; aus der Ferne vernahm man das dumpfe Brüllen der Kühe in ihren Ställen und das Bellen zweier Hunde, die in ihrer Sprache eine Conversation mit einander führten. Kein menschliches Wesen ließ sich sehen, selbst der Amtmann zeigte sich nicht, obwohl er wußte, daß es die Königin sei, welche da vor der Thür hielt. Nur ein Knecht in einem langen blauen Kittel, mit schweren Holzschuhen an den Füßen, kam eben aus der Thür des Amthauses und stellte sich mit ineinandergeschlagenen Armen neben derselben auf, mit seinen kleinen wasserblauen Augen zu der königlichen Equipage hinstarrend.

Ich weiß nicht, flüsterte die Königin beklommen, diese Stille ängstigt mich und erregt mir ein Gefühl

von Angst und Grauen, das ich mir selber nicht zu erklären weiß. Es ist mir, als athme Alles um mich her Verrath und Unheil, als sei das Verderben bereit über mich hereinzubrechen. Wir wollen fort, wir müssen fort von hier. Warum kommen die Pferde nicht?

Erlauben Ew. Majestät, daß ich den Kammerdiener rufe und ihn zur Eile ermahne, sagte Frau von Berg, sich aus dem Wagen lehnend.

Sagen Sie dem Amtmann, daß er sich beeilen soll, befahl sie dem herbeieilenden Kammerdiener. Ihre Majestät wünscht sogleich abzureisen.

Die Pferde sind noch immer nicht hier, rief der Kammerdiener angstvoll, der Amtmann versprach sie selber zu holen und anzuschirren und jetzt läßt er sich gar nicht blicken.

Ein lautes, spöttisches Lachen ertönte und erreichte selbst das Ohr der Königin. Sie neigte sich vorwärts und blickte angstvoll zu dem Knecht hin, der noch immer mit ineinander geschlagenen Armen an der Thür stand. Er war es gewesen, der so laut gelacht hatte, und als der Kammerdiener sich jetzt zu ihm hinwandte und ihn fragte, weshalb die Pferde immer noch nicht kämen, brach er zum zweiten Mal in dasselbe spöttische Lachen aus.

Weshalb lacht Ihr? fragte der Kammerdiener unwillig.

Der Knecht sah ihn mit listigem Augenblinzeln an.

Nun, sagte er, ich lache, weil Ihr Pferde erwartet und darum schon seit einer Stunde hier haltet. Die Pferde werden aber nimmermehr kommen, denn zwei davon hat der Amtmann durch den hintern Thorweg auf's Feld gejagt und auf dem dritten ist er selber davon geritten, Gott weiß, wohin!*)

Die Königin stieß einen leisen Schrei aus und faßte zuckend nach ihrem Herzen. Sie empfand da einen stechenden Schmerz, der ihr den Athem versetzte, und ihre Wangen erbleichen machte.

Es sind also gar keine Pferde mehr da? fragte Frau von Berg den Knecht.

Nein, im ganzen Dorf keine, die Bauern haben sie alle nach Küstrin geflüchtet, weil sie fürchten, daß die Franzosen sie ihnen fortnehmen.

Sind denn die Franzosen schon so nahe?

Der Amtmann sagte heute morgen, er habe sie schon in Bärwalde, eine Stunde von hier, getroffen.

Fort, wir müssen auf der Stelle fort, sagte die Königin, ihren Arm mit heftigem Druck auf den Arm der Freundin legend. Der Amtmann ist ein Verräther, und er ist hingeeilt, unsere Feinde zu be-

---

*) Siehe: Luise, Königin von Preußen. S. 257.

nachrichtigen, daß ich hier bin. Oh, Karoline, wir müssen hier fort, und wenn man mir keine Pferde schafft, so werde ich zu Fuß weiter gehen!

Nein, Majestät, es muß, es wird sich noch ein Auskunftsmittel finden, sagte Karoline entschlossen, erlauben Ew. Majestät mir, daß ich einen Moment aus dem Wagen steige, um selbst mit dem Postillon zu sprechen, der uns bis hierher gefahren hat.

Ich steige mit Ihnen aus, rief die Königin sich aufrichtend und im Begriff die Wagenthür zu öffnen.

Frau von Berg suchte sie zurückzuhalten. Wie? rief sie entsetzt, Ew. Majestät wollen doch nicht selbst —

Selbst mit dem Postillon sprechen? unterbrach sie die Königin. Ja, das will ich. Er ist ein Mensch, wie wir Alle und in dieser Stunde glücklicher und beneidenswerther als ich. Vielleicht erbarmt er sich seiner Königin!

Sie verließ hastig den Wagen und befahl dem Kammerdiener, den Postillon, welcher während dieser Stunde des Wartens seine Pferde getränkt und gefüttert hatte und eben im Begriff war, mit ihnen zur Station zurückzureiten, zu ihr zu führen.

Der Postillon beeilte sich dem Befehl zu gehorchen, und näherte sich mit schwankenden, unsichern Schritten

der Königin, welche unweit des Wagens neben Frau von Berg stand.

Sprechen Sie zuerst mit ihm, sagte die Königin zu ihrer Freundin.

Sie haben gehört, daß wir keine Pferde mehr bekommen können, sagte Frau von Berg. Die Königin wünscht daher, daß Sie sogleich Ihre Pferde wieder vorlegen und weiter fahren.

Das ist unmöglich, Madame, sagte der Postillon, meine Pferde sind erschöpft, ich selber bin so steif, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann, denn seit drei Tagen bin ich gar nicht vom Pferde heruntergekommen und die Pferde sind gar nicht im Stall gewesen. Wir haben immerfort Flüchtende nach Küstrin transportiren müssen.

Wenn Ihr uns rasch und gleich auch dahin fahrt, sollt Ihr eine große Belohnung haben, verlaßt Euch darauf, sagte Frau von Berg.

Was helfen mir alle Belohnungen der Welt, wenn ich und die Pferde nicht weiter können, erwiderte der Postillon achselzuckend. Ich möchte die Herrschaft gern fahren, aber ich kann nicht!

Sie können nicht? fragte die Königin mit ihrer vollen, sonoren Stimme. Haben Sie Kinder?

Ja, gnädigste Madame, Kinder habe ich. Zwei Buben und ein Mädchen.

Nun, wenn Sie hier eben erführen, daß Ihre Kinder in Küstrin wären, daß sie dort von großer Gefahr bedroht würden und angstvoll nach ihrem Vater schrieen. Was würden Sie alsdann thun?

Ich würde mit meinen Pferden nach Küstrin jagen wie der Sturmwind, und ich würde gar nichts darnach fragen, ob ich meine Pferde zu Tode jagte und mir selber eine Krankheit holte. Wenn ich nur bei meinen Kindern sein könnte.

Nun, sagte die Königin mit einem milden Lächeln, da Sie Vater sind und Ihre Kinder so sehr lieben, wollen Sie doch so grausam sein, einer Mutter nicht hülfreich zu sein, welche zu ihren Kindern eilen will? Ich bitte Sie, bringen Sie mich zu meinen Kindern, die gewiß schon in Thränen nach ihrer Mutter ausschauen.

Und wie die Königin so sprach, füllten sich ihre Augen mit Thränen und ihre Lippen zitterten.

Der Postillon schwieg und blickte mit dem Ausdruck unverhehlten Erstaunens in das rührend schöne Angesicht Luisens.

Madame, sagte er nach einer Pause, ich bitte Sie,

steigen Sie in den Wagen. Ich werde meine Pferde vorlegen, in einer Stunde sollen Sie in Küstrin und bei Ihren Kindern sein! Aber das sage ich Ihnen, Madame, fuhr er fort, sich an Frau von Berg wendend, ich thu's nicht um Ihre versprochene Belohnung, und Sie sollen mir kein Geld geben. Ich thu's, weil es schändlich wär', eine Mutter, die nach ihren Kindern weint, nicht zu ihnen zu bringen. Nun machen Sie rasch!

Er drehte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, rasch um und eilte, seine Pferde wieder vor den Wagen zu legen.

Die Königin schaute ihm mit strahlenden Blicken nach, dann hob sie ihre Augen zum Himmel empor. Ich danke Dir, mein Gott, flüsterte sie leise, Du hast mich einen Menschen finden lassen! Gieb mir die Kraft, daß ich auch ferner immer noch an das Menschenherz glaube und daß solche Erfahrungen, wie ich sie heute hier an dem Amtmann gemacht, mein Herz nicht verhärten! — Kommen Sie, Karoline, lassen Sie uns den Wagen besteigen, in einer Stunde werden wir bei meinen Kindern sein, oh, in einer Stunde werde ich den König wiedersehen!

Ein Ausdruck des Entzückens flog wie strahlender

Sonnenschein über das Antlitz der Königin hin und mit leichten, schwebenden Schritten eilte sie zu dem Wagen fort.

Der Postillon hieb auf die Pferde ein und der Wagen rollte weiter. Bald lag das Dorf hinter ihnen und in schnellem Lauf ging es vorwärts.

Wie schnell dieser gute Mann fährt, sagte die Königin, er thut es nicht um der Königin willen, sondern weil er an seine Kinder denkt und Mitleid hat mit einem Mutterherzen. Wie gütig doch Gott ist. Ich gestehe Ihnen, mein Herz war schmerzlich getroffen von dieser Verrätherei des Amtmanns, und da sendet mir Gott diesen braven Menschen, damit seine Gutthat sich gleich wie Balsam auf die frische Wunde meines Herzens lege. Oh, ich werde es diesem Manne gedenken, und will's Gott, kann ich es ihm lohnen an seinen Kindern, was er mir Gutes gethan.

Aber Ew. Majestät werden auch hoffentlich des Verräthers gedenken und ihn strafen lassen, sagte Frau von Berg heftig. Er hat sich versündigt an seiner Königin und an seinem Vaterland, er darf nicht straflos bleiben.

Wenn er es verdient hat, möge Gott ihn strafen, sagte die Königin sanft, ich werde ihn zu vergessen suchen, und ich bitte Sie, dem König nichts davon

zu sagen. Meine Liebe, ich fürchte, wir würden viel zu thun haben, wenn wir Alle diejenigen strafen wollten, die uns verrathen werden. Der Amtmann war nur der erste Treulose, aber er wird nicht der letzte sein! Vergessen wir ihn. Aber was ist das? Warum fahren wir auf einmal so übermäßig rasch. Es ist als ob der Wagen Flügel hätte! Was bedeutet dies?

In der That, der Wagen schoß jetzt wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil vorwärts, und als genüge dies dennoch nicht, hörte man die laute angstvolle Stimme des Kammerdieners, welcher rief: vorwärts, Kutscher! Vorwärts! So rasch die Pferde laufen können!

Es geht etwas vor und ich muß wissen, was es ist, rief die Königin, und sich von ihrem Sitz erhebend, ließ sie die vordern Fenster des Wagens nieder. Sagen Sie mir ehrlich und ohne Umschweife die Wahrheit, befahl sie dem Kammerdiener. Was bedeutet dieses übermäßig rasche Fahren?

Wenn Ew. Majestät befehlen, muß ich die Wahrheit sagen, rief der Kammerdiener. Wir werden von französischen Chasseurs verfolgt. Sie kommen auf der Landstraße hinter uns hergejagt. Man erkennt schon deutlich ihre Uniformen und die Köpfe ihrer Pferde.

Und werden wir im Stande sein, ihnen zu entfliehen? fragte die Königin mit dem Anschein vollkommener Ruhe.

Wir hoffen es, Majestät. Wenn die Pferde noch eine Viertelstunde so aushalten, sind wir gerettet, denn in einer Viertelstunde werden wir in Küstrin sein.

Sagen Sie dem Postillon, daß, wenn wir in einer Viertelstunde in Küstrin sind, ich für die Erziehung seiner Kinder sorgen werde, sagte die Königin. Dann sank sie einen Moment wie zerbrochen auf die Kissen zurück. Ein einziger herzzerreißender Schrei drang aus ihrer Brust hervor, und einen Moment rang sie in verzweiflungsvollem Schmerz die Hände zu Gott empor. Dann ward sie wieder ganz still und gefaßt, und lehnte sich aus dem Fenster, um die Gefahr sehen und beobachten zu können.

Der Wagen rollte in rasender Eile vorwärts, aber in noch größerer Eile kamen die Chasseurs daher gesprengt, immer näher und näher, immer kleiner ward die Entfernung zwischen ihnen und dem Wagen. Schon konnte das scharfe, weitsehende Auge die einzelnen Gesichter unterscheiden, jetzt schon die Züge erkennen und die flammenden, blitzenden Augen. Und jetzt hörte man schon

das laute Rufen und Schreien, mit dem sie ihre Pferde zum raschern Jagen antrieben!

Luise bog sich wieder zurück in den Wagen, eine tödtliche Blässe bedeckte ihre Wangen, aber sie war vollkommen ruhig und gefaßt.

Hören Sie, was ich Ihnen sagen muß, Caroline, rief sie mit ernster, feierlicher Stimme. Ich werde die Schmach nicht überleben, als Gefangene den französischen Soldaten in die Hände zu fallen. Ich will nicht als eine zweite Cleopatra den Triumphzug des neuen Augustus schmücken. Mit Ehren leben, aber auch mit Ehren sterben, das ist mein Wahlspruch. Der schmachvollen Gefangenschaft ziehe ich den Tod vor! Sagen Sie das meinem Gemahl und meinen Kindern, wenn ich sterben müßte. Und nun, wie Gott will! In demselben Augenblick, wo einer der feindlichen Soldaten die Hand nach mir ausstreckt, befreit mich dieser Freund!

Sie zog einen kleinen Dolch aus ihrem Busen hervor und hielt ihn fest und bereit.

Königin! rief Caroline entsetzt. Was wollen Sie thun?

Still, sagte die Königin ernst, mein Entschluß ist unabänderlich. Lieber sterben, als die Schmach

der Lächerlichkeit ertragen. Lassen Sie uns sehen, was geschieht.

Sie lehnte sich wieder aus dem Wagen, der noch immer mit ungeheurer Schnelligkeit vorwärts rollte. Die Chasseurs waren wieder näher gekommen, schon hörte man das Keuchen und Schnauben der schäumenden Pferde, schon sah man deutlich die blitzenden und triumphirenden Augen der Soldaten. Kaum zwei Pferdeslängen nur noch waren die Chasseurs entfernt, und jede Secunde brachte sie näher, immer näher!

Luise zog ihren Kopf aus dem Fenster zurück und lehnte sich in die Kissen. Fest in ihrer Rechten hielt sie den kleinen blitzenden Dolch. In athemloser Ermattung, bleich wie eine Sterbende, erwartete sie ihr Schicksal.

Auf einmal fuhr der Wagen mit donnerndem Geräusch über ein Steinpflaster hin. Jetzt hielt er an, und wie eine Engelsstimme tönte es Luisen, als sie die Worte hörte: Da ist Küstrin! Wir sind gerettet!

Die Königin fuhr empor und schaute wieder aus dem Fenster. Ja, sie war gerettet, dort hinten auf der Landstraße jagten die feindlichen Chasseurs wieder von dannen, und hier dicht vor ihnen lag das erste Thor der Festung Küstrin.

Die Königin hatte immer nur hinter sich gesehen

nach dem verfolgenden Feind, nicht vor sich nach dem Ziel der Rettung, und daß sie jetzt gerettet war, erschien ihr wie ein Wunder, für welches sie Gott aus der Fülle ihrer Seele dankte.

Jetzt rollte der Wagen in das Thor ein, aber nur langsam, nur im Schritt konnten sie vorwärts gelangen. Ein unermeßliches Gewühl von Wagen, mit Betten, mit Meubles, mit Kisten und Kasten, mit Säcken beladen, beengte die Passage; Schreien und Rufen, Klagen und Schelten ertönte im wirren Durcheinander.

Aus den Vorstädten, aus den nahbelegenen Dörfern flüchtete Alles mit seinem Hab und Gut hierher, um hinter den Mauern der Festung Schutz und Rettung zu suchen.*)

Die Königin hatte ihren Dolch wieder in den Busen gesteckt und schaute mit Blicken voll unendlicher Dankbarkeit zum Himmel empor.

Ich bin gerettet! flüsterte sie. Ich werde meinen Mann und meine Kinder wiedersehen! Das Leben ist wieder mein!

Jetzt erweiterte sich die Passage und der Wagen

---

*) Luise: Königin von Preußen. S. 256.

konnte rascher vorwärts kommen, denn jetzt bog er auf den Marktplatz ein.

Ein General in Uniform kam eben daher und wollte an dem Wagen vorübergehen.

Köckeritz! rief die Königin freudig. Wo ist der König?

Oh Gott sei Dank, Ew. Majestät, daß Sie da sind. Der König ist hier. Dort vor jenem Hause zwischen den Generälen steht er.

Der Wagen hielt vor dem Hause. Der Schlag ward aufgerissen. Das bleiche, traurige Antlitz des Königs schaute herein.

Luise streckte ihm beide Arme entgegen. Friedrich! Mein Geliebter! Mein lieber, lieber Mann! rief sie, und beide Arme um seinen Hals schlingend, drückte sie einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

Der König sagte kein Wort, aber er hob mit einer ungestümen Bewegung die Königin in seine Arme empor und trug sie, unbekümmert um die Etiquette und die Form, mitten durch die, sich verbeugenden und zur Seite weichenden Generäle aus dem Wagen in das Haus und die Stiege hinauf, und durch zwei, drei Zimmer dahin.

Die Königin hielt ihn fest umschlungen und lehnte

lächelnd und selig ihr Haupt an seine Schulter. Langsam und vorsichtig, wie eine Mutter, ließ der König jetzt die geliebte Last aus seinen Armen in einen Lehnsessel niedergleiten, dann durchschritt er rasch das Zimmer und öffnete die Thür des nächsten Gemachs.

Kommt, kommt, Eure Mutter ist da, sagte der König rasch und kurz, und sofort stürzten zwei Knaben mit einem lauten Freudenschrei herein.

Meine Söhne, meine geliebten Söhne! rief die Königin, ihnen die Arme entgegenstreckend.

Sie stürzten sich an ihr Herz, sie umschlangen die geliebte Mutter mit ihren Armen und küßten ihre Lippen, und die Königin drückte sie fest an sich und weinte über ihren Häuptern Thränen, die nur halb dem Schmerz, halb der Freude und dem Glück des Wiedersehens angehörten.

Kein Wort ward gesprochen, nur Seufzen und Schluchzen, nur einzelne zärtliche Ausrufungen unterbrachen die Stille.

Der König stand in der Fensternische und schaute hinüber zu seiner Gemahlin und seinen beiden ältesten Söhnen, und etwas wie eine Thräne verdunkelte seine Augen.

Ich wollte freudig sterben, wenn sie nur wieder glück-

lich sein könnten, murmelte er leise vor sich hin. Aber wir stehn erst am Anfang unseres Unglücks, und es wird noch viel schlimmer werden!

Der König hatte Recht, es ward noch viel schlimmer. Die nächsten Tage schon brachten immer neue und fürchterlichere Schreckensbotschaften.

Die erste Hiobspost war, daß Erfurt gleich am Tage nach der Schlacht von Jena kapitulirt habe, daß es von den Franzosen in Besitz genommen und daß die Besatzung von viertausend Mann kriegsgefangen sei.

Dann kam die Botschaft, daß die Franzosen unaufgehalten, Alles in wilder Flucht vor sich herjagend, über die Elbe gegangen seien und in Eilmärschen sich Potsdam und Berlin näherten. Zugleich erfuhr das königliche Paar jetzt, daß Graf Schulenburg ohne Erlaubniß und auf seine eigene Verantwortung mit den Truppen Berlin verlassen und in seiner Eile und Angst gar nicht daran gedacht habe, wenigstens das Zeughaus auszuleeren und den reichen Vorrath von Waffen und Kanonen mit sich zu nehmen. Und wieder ein Tag kam und er brachte noch entsetzlichere Schreckenskunde. Die Franzosen, hieß es, näherten sich in Eilmärschen der Festung Küstrin!

Ein panischer Schrecken verbreitete sich in der Festung,

die Besatzung, die Officiere, die ganze Umgebung des Königs ward davon ergriffen und Alles rief und flehte: Friede! Friede! Nur Friede mit Frankreich kann uns retten! Jeder Widerstand ist verderblich und vergrößert nur unser Unglück. Nur Unterwerfung unter den Willen des Siegers kann retten, was noch zu retten ist!

So sprach der Minister Haugwitz und die Generäle von Köckeritz und von Zastrow, so dachte der Kommandant von Küstrin, nur wagte er es nicht zu sagen.

Der König hörte all' dieses Flehen und Rathen und Meinen mit ernster, finsterer Ruhe an. Er sagte kein Wort, nur zuweilen blickte er mit einem seltsamen, fragenden Ausdruck in das bleiche, schöne Angesicht der Königin, und sie verstand seine Blicke und flüsterte lächelnd: Muth, mein Geliebter! Muth!

Und der König nickte ihr zu und sagte leise: ich werde Muth haben bis an's Ende! Wir können hier nicht bleiben, denn die Nachricht bestätigt sich, die Franzosen rücken hierher. Wir wollen nach Graudenz gehen!

Die Königin legte ihre Hand auf des Königs Schulter und schaute ihm mit innigem Liebesblick tief in die Augen. Wo Du hingehst, da gehe ich hin, sagte sie, und müßten wir flüchten über das Meer oder in die Eissteppen Sibiriens, wir bleiben beisammen,

und so lange ich mit Dir bin, kann das Unglück mich nicht beugen!

Der König küßte sie und ging dann, um Alles zur Abreise anzuordnen dem Kommandanten von Küstrin, Herrn von Ingelheim, seine letzten Weisungen zu geben und ihm zu befehlen: „die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen und unter keinen Umständen zu capituliren."

Die Königin war ruhig und gefaßt erschienen, so lange der König noch neben ihr war. Als er aber jetzt hinausgegangen, als sie allein war, da brachen die Thränen in hellen Bächen aus ihren Augen hervor, und auf einen Stuhl niedersinkend, schlug sie ihre Hände vor ihr Antlitz und weinte laut.

Du weinst? flüsterte plötzlich eine sanfte, weiche Stimme an ihr Ohr. Oh meine liebe Mutter, weine nicht, sagte eine zweite Stimme, und vier Arme umfaßten sie, und zwei Häupter lehnten sich an ihre Schultern. Die Häupter ihrer beiden ältesten Söhne!

Luise ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und schüttelte die Thränen aus ihren Augen fort. Sie küßte ihre Söhne, und sie dann beide vor sich hinstellend, schaute sie sie lange mit Blicken voll wehmüthiger Zärtlichkeit an.

Ja, sagte sie, und während sie nun sprach, ward ihre Stimme immer fester und ernster, ihr Antlitz immer leuchtender und heller, — ja, ich weine und ich schäme mich meiner Thränen nicht, denn ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhms, mit dem Eure Ahnen und ihre Generäle den Stamm Hohenzollern gekrönt haben und dessen Glanz sich über ganz Preußen und ganz Deutschland ausbreitete. Jetzt ist dieser Glanz auf immer verdunkelt. Das Schicksal zerstörte in einem Tag ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen preußischen National-Ruhm mehr! Ach meine Söhne, Ihr seid schon in dem Alter, daß Euer Verstand die Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück; weint meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblick dem Umsturz unseres Vaterlandes weine! Aber hört, fuhr die Königin fort, und ihre Augen flammten auf in kühner Begeisterung, und sich aus ihrem Sessel erhebend, stand sie groß und kühn wie eine strahlende Minerva da, begnügt Euch

nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder; befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf, der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Schmach und Niederlage seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Söhne, nicht von der Entartung dieses Zeitalters mit fortreißen; werdet Männer und geizt nach dem Ruhm großer Feldherrn und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens der Prinzen und Enkel Friedrichs des Großen unwürdig sein. Wenn Ihr aber dennoch mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten könnt, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!*)

*) Der Königin eigene Worte. Siehe: Luise, Königin von Preußen. S. 243.

nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder; befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf, der Erniedrigung, worin es schmachtet; sucht den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Schmach und Niederlage seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Söhne, nicht von der Entartung dieses Zeitalters mit fortreißen; werdet Männer und geizt nach dem Ruhm großer Feldherrn und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens der Prinzen und Enkel Friedrichs des Großen unwürdig sein. Wenn Ihr aber dennoch mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten könnt; so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!*)

---

*) Der Königin eigne Worte. Eylert Luise, Königin von Preußen. S. 243.

Zweites Buch.

Napoleon in Potsdam und Berlin.

I.

Napoleon in Potsdam.

Das Unerhörte, nie Geahnte war geschehen! Der Sohn des corsischen Advokaten, der General der Revolution, er war jetzt der Besieger von Preußen, er hatte Preußens Armee geschlagen, die Königsfamilie zur Flucht getrieben, und zog jetzt als stolzer triumphirender Sieger in ihre Residenzen ein!

Am Nachmittag des 24. October war er in Potsdam angelangt; das königliche Schloß hatte ihm seine Pforten aufthun, die königlichen Diener hatten ihn ehrfurchtsvoll wie ihren Souverain empfangen müssen!

Napoleon war jetzt der Herr über Preußen, wie über ganz Deutschland.

Aber sein ehernes Gesicht blieb ebenso kalt und ruhig in diesen Tagen des stolzen Glückes, wie es in

den Tagen des Unglücks gewesen. Das Glück schien ihn ebenso wenig zu überraschen, wie ihn das Unglück früher gebeugt hatte.

Als er die breite, mit Teppichen belegte Treppe des königlichen Schlosses von Potsdam hinaufschritt, wandte er sich zu Duroc, seinem Groß=Marschall, um und winkte ihn neben sich.

Sehen Sie, Großmarschall, sagte er mit so lauter Stimme, daß sie hallend in dem Königsschloß wiedertönte, sehen Sie, wie seltsam der Zufall spielt. Wenn ich mich recht besinne, ist grade heute vor einem Jahr der schöne Kaiser Alexander von Rußland auch hier in Potsdam angelangt und hat der Königin seinen Besuch gemacht. Fragen Sie doch den Haushofmeister, der uns da unten an der Treppe empfing, ob es nicht so ist.

Duroc eilte von dannen und kehrte bald mit der Antwort zurück, Se. Majestät habe sich nicht geirrt, es sei allerdings heute gerade vor einem Jahr der Kaiser von Rußland nach Potsdam gekommen.

Der Schimmer eines Lächelns flog über Napoleons Antlitz hin. Ich will in denselben Zimmern wohnen, welche damals Alexander bewohnt hat, sagte er, vorwärts schreitend.

Duroc eilte wieder zurück, um dem Haushofmeister die nöthigen Befehle zu ertheilen. Napoleon ging mit dröhnendem, soldatischem Schritt den Corridor hinunter, gefolgt von seinen Marschällen und Generälen, und trat jetzt in den großen Saal ein, an dessen Wänden die Portraits der preußischen Herrscherfamilie mit ernsten Blicken zu ihm niederschauten.

In der Mitte des Saals blieb der Kaiser stehen und ließ einen langen, düstern Blick an all' diesen Gemälden vorüberschweifen.

Sie haben sich alle groß gedünkt, sagte er mit grollender Stimme, sie sind stolz gewesen auf ihre hohe Geburt und ihre Königskrone, und der Tod hat sie doch alle in den Staub getreten. Jetzt will ich die Arbeit des Todes übernehmen, ich will dieses Preußen, welches es gewagt hat, sich wider mich aufzulehnen, in den Staub treten und vernichten und wer weiß, ob der Ahnensaal der Könige von Preußen nicht mit Friedrich Wilhelm dem Dritten abschließen wird. Nichts ist dauernd und ewig auf Erden und in unsern Tagen fallen die Dynastieen von den Thronen, wie die überreifen Aepfel von den Bäumen. Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt ist die Krone Preußens niedergefallen!

Die Bilder der preußischen Ahnen schauten immer noch schweigend und ernst auf den triumphirenden Sieger hin, und weder seine höhnische Stimme, noch die flammenden, stolzen Blicke, mit denen er sie betrachtete, störten ihre Ruhe.

Keine Stimme gab Antwort auf Napoleons übermüthige herrische Worte, seine Marschälle und Generäle standen schweigend und ehrfurchtsvoll da und schienen noch immer auf die Stimme des Orakels zu horchen, welche den Ahnenbildern der Hohenzollern eben den Untergang ihres Stammes verkündet hatte.

Aber Napoleons Stirn, welche vorher von stolzen Gedanken geleuchtet hatte, war jetzt wieder düster und beschattet und seine Augen blickten trübe und finster. Die Hände auf dem Rücken faltend, durchschritt er den Saal und trat an das große Mittelfenster, von welchem man eine weite und schöne Aussicht über den Schloßplatz mit seinen Bäumen und Statuen und weiterhin über die Havel mit ihren hügeligten Ufern genoß. Napoleon ließ seine düstern Blicke langsam über die Gegend hinschweifen, dann wandte er das Haupt zurück und schaute wieder zu den Bildern hin, aber nur einen kurzen Moment, gleichsam nur als wolle er ihnen noch einmal drohen, sie noch einmal den Zornes-

blick dessen fühlen lassen, der gekommen, ihren Stamm zu entthronen und sich ihre Krone zuzueignen.

Jetzt ruhte sein Auge auf dem schönen, liebreizenden Frauenbild da drüben, dessen große, blaue Augen ihn anzublicken, dessen purpurrothe Lippen mit ihrem reizenden Lächeln ihn zu begrüßen schienen. Ganz unwillkürlich, wie von dem Zauber dieser holden Schönheit angezogen, näherte sich Napoleon diesem Bilde und betrachtete es lange und mit bewundernden Blicken.

Wahrhaftig, sagte er lebhaft, das ist ein reizendes Wesen. Diese Frau muß wunderschön und dabei voll Adel und Anmuth gewesen sein.

Sire, sagte Duroc, welcher ihm gefolgt war und seine Worte gehört hatte, Sire, sie ist noch wunderschön, und wirklich, wie Ew. Majestät sagen, voll Adel und Anmuth. Dies ist das Portrait der Königin Luise von Preußen!

Eine düstere Wolke flog über das Antlitz Napoleons, und einen Moment traf ein zorniger Blitz seines Auges das Antlitz Duroc's.

Man weiß ja, Sie sind von jeher vernarrt in die Königin von Preußen gewesen, sagte Napoleon, und wenn man Sie hört, sollte man meinen, keine Frau in der Welt sei so schön wie sie.

Er wandte dem Portrait den Rücken und ging zu dem nächsten Bilde hin. Und dies hier ist dann ohne Zweifel das Portrait Friedrich Wilhelms des Dritten? fragte Napoleon.

Ja, Sire, es ist das Portrait des regierenden Königs.

Des regierenden Königs? wiederholte der Kaiser und ein höhnisches Lächeln glitt über sein ehernes Antlitz hin, als er sich dem Bilde wieder zuwandte. Er hat ein sehr gutmüthiges Gesicht, sagte er, das lebensgroße Portrait betrachtend, und wenn ich mir jetzt dieses weiche und scheue Angesicht vorstelle, begreife ich es, daß er sich lenken läßt von Rathgebern, und anderem Willen, als dem seinen folgt. Aber er ist größer als ich ihn mir gedacht habe, der kleine König von Preußen!

Sire, er ist ungefähr so groß, wie der Großherzog von Berg, sagte Duroc.

Wie Murat? fragte Napoleon. Der ist mir niemals so groß erschienen. Ist Murat nicht von meiner Figur?

Nein, Sire, er ist größer wie Sie!

Sie wollen sagen, er ist länger wie ich, sagte Napoleon achselzuckend. Die Größe beruht nicht in

der Länge. Friedrich der Zweite war viel kleiner als Friedrich Wilhelm der Dritte und doch war er der größte Herrscher Preußens. Wir wollen ihm nachher unsern Besuch in Sanssouci machen. Bis dahin, adieu, meine Herren. Kommen Sie, Duroc, führen Sie mich in Kaiser Alexander's Zimmer!

Er grüßte die Marschälle mit einem raschen Kopfnicken und folgte dann Duroc in die lange Reihe der Säle und glänzenden Gemächer, welche erst im vergangenen Jahre zum Empfang Kaiser Alexanders neu decorirt und mit königlicher Pracht ausgestattet waren.

Sie wohnen sehr gut, diese Herren Könige und Fürsten von Gottes Gnaden, sagte Napoleon halb laut vor sich hin, sie verstehen es besser, sich ihre Königsschlösser einzurichten und zu bauen, als sie sich zu erhalten und vor der Baufälligkeit zu bewahren. Nun, ich bin ein guter Baumeister und ich bin gekommen, das preußische Königsschloß neu aufzubauen und zu restauriren. Glaubst Du, daß diese Undankbaren es mir danken werden, Duroc?

Dieselben werden sehen, daß der Löwe seinen Antheil haben muß, sagte Duroc, und sie werden ohne Zweifel dankbar sein, wenn für sie noch etwas übrig bleibt! Sire, hier sind wir in dem Schlafzimmer des Kaisers,

und der Haushofmeister sagte mir, daß Alles in demselben so eingerichtet sei, wie in den Tagen, als der russische Kaiser hier war. Niemand hat seitdem wieder in dem Bett dort geschlafen.

Ich werde darin schlafen, sagte Napoleon rasch, und ich denke, ich werde in dem preußischen Königsschloß und in dem Bett des russischen Kaisers ebenso bequem schlafen, als ich es in den Tuilerien und im Bett Ludwigs des Sechszehnten gethan!

Er warf seinen kleinen dreieckigen Hut mit einer verächtlichen Bewegung auf das von einem sammetnen, goldgestickten Baldachin überragte Bett und ging dann, die Arme auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab.

Duroc wagte es nicht, das Schweigen zu unterbrechen und wandte sich den Bildern und Kupferstichen zu, welche an den Wänden hingen.

Lange ging der Kaiser ernst und gedankenvoll auf und ab, und immer düsterer ward seine Stirn, immer fester preßte er seine Lippen aufeinander.

Auf einmal blieb er vor Duroc stehen und jetzt, da sie allein waren, sprach er nicht mehr zu ihm mit der Stimme und dem Ton eines Kaisers, sondern mit der Zutraulichkeit und Einfachheit eines Freundes.

Die Legitimität ist doch eine fürchterliche Macht, Duroc, sagte Napoleon hastig. Sie ist ein Schwert, das ich mit allen meinen Kanonen und Adlern nicht besiegen kann. Sie wissen das wohl und trotzen darauf. Meinen siegreichen Adlern stellen sie ihre Ahnenbilder gegenüber und wenn ich kraft meines Rechtes als Sieger und Herr in ihre Schlösser einziehe und Besitz davon ergreife, so finde ich da die stolze Gesellschaft ihrer Ahnenbilder, die höhnend auf mich niederzusehen und mir zu sagen scheinen: Du bist doch nur der Eindringling und der Parvenu, wir sind und bleiben hier die Herren und Besitzer! Wir sind hier die legitimen Fürsten und Du bist nur der Usurpator. Ich bin dieser Usurpator-Rolle satt und überdrüßig. Ich werde alle Throne umstürzen, alle legitimen Herrscher verjagen und es soll kein anderer Thron mehr sein, als der meine! Dann werde ich wenigstens der erste legitime Herrscher der neuen Weltordnung sein und der Vater einer neuen Dynastie!*)

Und in irgend einer Ecke Ihres Weltenreichs werden dann die verjagten Herren Könige und Fürsten sitzen, sagte Duroc lachend, und sie werden den Leuten das

*) Napoleons eigene Worte. Siehe Bourrienne Mémoires Vol. III.

Lied von der Legitimität singen, und die Leute werden es anhören wie das Mährchen ihrer Kinderjahre, an das sie nicht mehr glauben!

Sie sollen aber an Legitimität glauben, an meine Legitimität, rief Napoleon lebhaft. Ich will einer neuen legitimen Dynastie Begründer sein, der Ahnherr des Napoleonischen Herrscherstamms!

Doch plötzlich umdüsterte sich sein Auge und die Wolke senkte sich wieder auf seine Stirn. Aber freilich, murmelte er leise, um eine Dynastie zu begründen, fehlt mir der Sohn, und um ein Ahnherr zu werden, muß ich Kinder haben, legitime Kinder! Ach, warum kann mir Josephine keinen Sohn geben! Es wird nicht meine Schuld sein, wenn die Verhältnisse mich zwingen, mich von ihr zu trennen, denn ich will nicht wie ein Alexander von Macedonien nur für meine Feldherren gearbeitet und gesiegt haben, ich will einen Erben meines Reiches haben!

Sire, Sie haben ihn ja schon in dem Sohn der Kaiserin, in dem edlen König Eugène.

Nein, rief der Kaiser düster, der Sohn des Vicomte von Beauharnais ist kein legitimer Erbe meines Thrones, mein Blut und das Blut meiner Väter fließt nicht in seinen Adern! Oh, warum mußte der kleine Napoleon sterben,

ihn hatte ich zu meinem Erben erwählt, und er durfte mein Nachfolger sein, denn er war Blut von meinem Blut, und ein Reis von meinem Stamme.*) Arme Josephine, hätten ihre Thränen und ihre Gebete dem kleinen Napoleon das Leben erhalten können, so würde ich nie daran gedacht haben, eine andere Gemahlin zu suchen!

Wie, rief Duroc entsetzt, Ew. Majestät denken daran, die Kaiserin zu verstoßen?

Ich werde sie nie aus meinem Herzen verstoßen, sagte Napoleon seufzend, ich werde sie ewig lieben, denn sie verdient es. Sie ist edel und hochherzig, gut und anmuthig, ich habe nie eine andere Frau geliebt, wie ich sie liebe, und ich werde keine so lieben! Urtheile also, was es meinem eigenen Herzen kosten wird, wenn ich mich von ihr trennen muß.

Wenn Sie es thun, Sire, sagte Duroc mit vor Rührung zitternder Stimme, wenn Sie die Kaiserin verstoßen, so sprechen Sie damit ihr Todesurtheil.

---

*) Der älteste Sohn des Königs von Holland, des Bruders von Napoleon, und Hortensen's, der Tochter Josephinens, war von Napoleon zu seinem Nachfolger und Adoptivsohn erklärt. Er starb 1805 in seinem siebenten Jahre an der Bräune.

Josephine wird die Trennung von Ihnen nicht überleben!

Sie wird sie überleben müssen, so gut wie ich! rief Napoleon ungestüm. Ich werde nicht weniger leiden, oder vielleicht werde ich mehr leiden, als sie, denn sie hat mich nie so geliebt, wie ich sie liebe. Ihre Thränen werden mehr der verlorenen Kaiserherrlichkeit, als dem Gemahl gelten; ich aber werde das geliebte Weib betrauern!

Nein, Sire, sagte Duroc fast unwillig, jetzt sind Sie ungerecht, die Kaiserin liebt Sie, nur Sie allein. Sie hat die Krone, welche Sie auf ihr Haupt gesetzt, nur widerstrebend und mit Thränen angenommen, und sie wird nicht weinen, wenn sie diese verliert. Ihre Thränen werden nur dem Gemahl gelten, den sie anbetet, nicht der Krone, die ihr Haupt nicht blos schmückt, sondern auch bedrückt.

Ach, welch einen warmen Fürsprecher die Kaiserin an Dir hat, rief Napoleon lächelnd. Glaubst Du wirklich, daß die Kaiserin mich so uneigennützig und nur um meiner selbst willen liebt?

Sire, ich bin davon überzeugt, und Ew. Majestät sind es eben so gut wie ich. Die Kaiserin liebt ihren Bonaparte in Ihnen, nicht den Kaiser Napoleon.

Die Kaiserin liebt Sie besser, als jede andere Frau Sie lieben könnte. Sire, vergönnen Sie einem langjährigen bewährten Freund und Diener, daß er Sie warnen darf. Sire, stoßen Sie die Kaiserin Josephine nicht von Ihrem Herzen, denn sie ist Ihr guter Engel, sie beschützt Ihr Glück!

Der Kaiser antwortete nicht sogleich, sondern blickte ernst und düster vor sich hin. Es ist wahr, sagte er nach einer langen Pause, Josephine hat mir Glück gebracht, bis dahin war Alles düster um mich her, sie ging wie die Sonne neben mir auf, und sie stieg mit mir empor.

Sire, und Alles wird wieder dunkel werden, wenn Sie Ihre Sonne untergehen lassen, rief Duroc.

Ah bah, dies Alles sind Phantastereien, sagte Napoleon nach kurzem Schweigen. Ich bin der Baumeister meines Glückes, ich allein. Josephine hat mir nicht bauen helfen, sie hat meinen Bau nur geschmückt mit ihrem Lächeln und ihrer Grazie. Ich werde thun, was das Schicksal und meine Völker von mir erwarten dürfen, aber ich sage nicht, daß es gleich geschehen muß. Noch habe ich Zeit zu warten, denn noch stehe ich nicht auf der Höhe, welche ich erstrebe. Meine Pläne sind noch nicht erfüllt und vollendet. Gebe nur

Gott, daß ich nicht so jung sterbe, wie mein Vater. Ich bedarf noch zehn Jahre, um das auszuführen, was ich thun will. Ein Herrscher darf seine Wünsche nie beengen, und die meinen sind ohne Grenzen. Wie der Besieger des Darius will ich das Weltall beherrschen, und ich hoffe, daß meine Wünsche sich eines Tages erfüllen. Ja, ich bin überzeugt, daß ich und meine Familie in der Zukunft alle Throne Europa's beherrschen werden.*) Dann ist es Zeit, daß ich eine Gemahlin neben mir habe, welche meinem Lande einen Erben, meinem Herzen einen Sohn giebt. Bis dahin, Freund, bewahre mir Deine Verschwiegenheit, und verrathe Niemand, was ich Dir gesagt. Die alten Königsbilder mit ihren störrischen Gesichtern haben mein Gemüth afficirt, und ihnen zum Trotz sage ich Dir: ich will eines Tages eine legitime Gemahlin an meiner Seite haben, und eine Tochter der Cäsaren soll sich glücklich schätzen, dem neuen Cäsar einen Erben zu gebären! Jetzt nichts mehr davon! Aber wenn die Zeit gekommen, werde ich Dich an diese Stunde erinnern, und im Namen des Vertrauens, das ich Dir

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Le Normand: Mémoires. II. 88.

heute bewiesen, werde ich Dich alsdann auffordern, meine arme geliebte Josephine vorzubereiten auf den Schlag, der sie und mich bedroht, und den ich dann nicht mehr abwenden darf! Jetzt genug von allen diesen Dingen! Wir wollen hinaus nach Sanssouci. Komm!

Sire, bevor Ew. Majestät noch dinirt haben?

Ah, Du bist also hungrig? Du möchtest essen?

Sire, ich glaube, daß alle die Herren Ihres Gefolges dies Verlangen mit mir theilen. Wir haben Alle seit den acht Stunden, daß wir unterwegs sind, nichts genossen!

Seit acht Stunden, und da hungert Euch schon! Wahrhaftig, diese deutsche Luft wirkt verderblich auf meine tapfern Marschälle! Gleich den Deutschen wollt Ihr immer essen, und den Magen füllen! Nun immerhin, da wir einmal in Deutschland sind, will ich Euch den Willen thun! Wir wollen also erst diniren, und dann das Lustschloß Friedrichs des Zweiten besuchen. Haben Sie die Güte, Ihre Befehle zu ertheilen, Herr Groß-Marschall. Die Pferde sollen bereit stehen, sowie wir dinirt haben, brechen wir auf. Roustan soll kommen!

Jetzt war Napoleon wieder der gebietende Kaiser,

und als solcher verabschiedete er den Groß=Marschall, der mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Zimmer verließ.

Roustan, der in dem Vorzimmer des Schlafgemaches schon den Ruf des Kaisers vernommen hatte, schlüpfte an ihm vorbei, um nebst Constant seinem Gebieter bei der Toilette behülflich zu sein.

II.

In Sanssouci.

Duroc eilte wieder durch die Säle dahin und auf den Corridor, wo der Haushofmeister des Königs ihm entgegen trat.

Das Diner ist servirt, Herr Groß=Marschall und Herzog, sagte er.

Und haben Sie die Güte gehabt, im Nebensaal eine zweite Tafel zu errichten?

Ihre Befehle sind pünktlich ausgeführt, Herr Groß=Marschall. Die Speisen im Nebensaal sind schon aufgetragen.

Haben Sie also die Güte, mich in den großen Speisesaal zu führen.

Der Haushofmeister verneigte sich schweigend und schritt ihm voran.

Alle Marschälle und Generäle waren bereits in

dem großen Speisesaal versammelt, als Duroc zu ihnen eintrat.

Meine Herren, sagte er lächelnd, Se. Majestät ist jetzt mit seiner Toilette beschäftigt, und Roustan hat mich versichert, daß dieselbe eine halbe Stunde dauern wird. Wir haben also eine halbe Stunde, um zu diniren. Kommen Sie.

Er begab sich, gefolgt von den übrigen Herren, in den Nebensaal. Dort stand die Tafel bereit, und eine Fülle köstlicher Speisen duftete ihnen entgegen.

Jetzt, mein Herr Haushofmeister, haben Sie die Güte, uns recht rasch bedienen zu lassen, sagte Duroc, wir haben nur zwanzig Minuten für uns.

Während dieser zwanzig Minuten herrschte eine tiefe, selten nur von einem Wort, einer kurzen Conversation unterbrochene Stille in dem Speisesaal. Die Herren Marschälle begnügten sich, die Speisen von den Schüsseln verschwinden zu machen, und die mit köstlichen Weinen gefüllten Flaschen zu leeren.

Alsdann aber erhob sich Duroc, welcher zuweilen einen ängstlichen Blick nach der großen Pendule hinübergeworfen, eilig von seinem Sitze.

Meine Herren Marschälle, sagte er, unsere Frist ist um, wir müssen uns zum Diner bereit halten. Ich

begebe mich jetzt zu Sr. Majestät, um ihn in den Speisesaal abzuholen. Hoffentlich sind Sie Alle hinlänglich gesättigt, um des officiellen Diners, zu dem wir uns jetzt begeben werden, nicht zu sehr zu bedürfen. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, uns Alle zur Tafel zu befehlen. Haben Sie die Güte in den Speisesaal zu gehen.

Als Napoleon einige Minuten später, unter Vortritt seines Groß-Marschalls, in den Speisesaal trat, fand er alle Marschälle dort versammelt. Das Diner begann, und wie es schien, war der Kaiser nicht minder hungrig als seine Generäle, denn er aß nicht blos mit der äußersten Geschwindigkeit seine Suppe, sondern als er dicht vor seinem Sitz eine seiner Lieblingsspeisen aufgestellt sah, lächelte er und nickte dem Groß-Marschall, der an seiner rechten Seite stand, und ihm einen Pokal mit Wein darreichte, freundlich zu.

Sehen Sie, wie aufmerksam diese guten Deutschen sind, sagte er. Wenn ich nicht irre, ist das hier meine Lieblingsspeise, Fricassée à la Marengo.

Ja, Sire, ich sandte gestern Abend schon mit dem Courier, der Ew. Majestät Ankunft meldete, den Speisezettel zum heutigen Diner hierher, und man hat ihn pünktlich ausgeführt.

Und diese deutschen Köche verstehen es also schon, ein Fricassée à la Marengo zu bereiten? Wer hat sie denn das gelehrt?

Ew. Majestät hat sie darin unterrichtet, Ew. Majestät ist jetzt für ganz Deutschland Koch und Kellner, und alle Welt hat daher Ihre Gerichte kennen gelernt!

Der Kaiser lächelte; ein Stück Brod auf eine Gabel steckend, tauchte er dasselbe tief in die Fricasséeschüssel ein und schob es dann in seinen Mund. Einige Male wiederholte er dies Manoeuvre, und als der Groß-Marschall jetzt den silbernen Teller mit demselben Fricassée gefüllt vor ihn hinstellte, begann der Kaiser mit der größten Hast zu essen. Die Gewohnheiten des Kaisers kennend, hatte man Sorge getragen, daß die einzelnen Fleischstücke hinlänglich klein geschnitten, und das Gericht nicht zu heiß sei. Der Kaiser begann das Fleisch mit der Gabel, und die Sauce mit dem Löffel zu essen, dann aber schien er Beides zu umständlich und zu zeitraubend zu finden, denn er warf die Gabel und den Löffel bei Seite, und es machend wie die Türken, bediente er sich seiner schönen weißen, mit Brillantringen geschmückten Hände,

um Fleisch und Sauce auf einmal in seinen Mund zu schieben.*)

Kaum zwölf Minuten waren vergangen, als der Kaiser sich von der Tafel erhob, und der Groß-Marschall ihm das goldene Waschbecken vorhielt, und ihm die Serviette darreichte, um sich zu waschen.

Das Diner war beendet, und die Tischgenossen Napoleons hatten sehr wohl gethan, vorher ihr Diner

*) Constant, der langjährige Kammerdiener des Kaisers und ihm mit ganzer Seele zugethan, hat in seinen Memoiren eine detaillirte Schilderung der Lebensgewohnheiten des Kaisers gegeben, und berichtet darin über Napoleons Art zu essen, wie folgt: „Die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher der Kaiser aß, war seiner Gesundheit oft sehr nachtheilig. Eine der ersten Wirkungen dieser Gewohnheit war, daß der Kaiser nicht sehr sauber aß. Er bediente sich sehr gern seiner Finger statt der Gabel oder sogar statt des Löffels; man sorgte dafür, daß er vor seinem Platze immer eine Schüssel aufgestellt fand, welche er gern aß. Er nahm davon auf die oben beschriebene Weise, tauchte sein Brod in die Sauce, was Alles nicht verhinderte, daß die Schüssel nachher circulirte, es mochte davon essen, wer konnte, und es gab wenig Tischgenossen, welche es nicht kennten. Ich habe selbst deren gesehen, die sich das Ansehen gaben, als betrachteten sie diesen seltsamen Beweis ihres Muthes als eine Art, dem Kaiser den Hof zu machen. Des Kaisers Lieblingsspeise war eine Art von Hühner-Fricassée, welchem diese Vorliebe des Siegers von Italien den Namen: Huhn à la Marengo verschafft hatte.“ Siehe: Constant: Mémoires. II. p. 56.

einzunehmen, denn da man sie nicht so rasch bediente, wie den Kaiser, und da sie außerdem nicht so rasch zu essen vermochten, wie er, so würden sie unfehlbar hungrig von der Tafel aufgestanden sein, wenn sie sich nicht gesättigt an derselben niedergesetzt hätten. *)

Zu Pferde! Zu Pferde, meine Herren! rief Napoleon, wir wollen nach Sanssouci reiten, und den Manen des Königs, der zugleich Philosoph und Feldherr war, unsere Huldigung darbringen. —

Eine tiefe feierliche Stille herrschte in den Straßen Potsdams, durch welche der Kaiser mit seinem glänzenden Gefolge jetzt dahin ritt, um sich hinaus zu begeben nach Sanssouci. Alle Fenster waren geschlossen, nirgends zeigten sich die Bürger auf den Straßen, nur ein Haufe müßiger Buben folgte dem

*) Diese Gewohnheit vorher zu essen, wenn man das Glück hatte zur kaiserlichen Tafel befohlen zu sein, war damals allgemein. Der Kaiser bemerkte in der Eilfertigkeit, mit welcher er selber aß, es gar nicht, daß seine Tischgenossen gar keine Zeit dazu hatten. Nur einmal, als er sich von der Tafel erhob und sein Stiefsohn Eugène gleich nach ihm aufstand, wandte sich Napoleon zu ihm um und sagte: Aber Du hast nicht die Zeit gehabt, zu essen? — Verzeihen Sie, erwiederte der Prinz, ich habe schon zum Voraus dinirt! Und die übrigen Tischgenossen fanden, daß dies keine unnöthige Vorsichtsmaaßregel sei. Constant II. 55.

glänzenden Kaiserzuge. Die Soldaten der großen französischen Armee allein begrüßten den Kaiser außerhalb der Stadt, wo sie gelagert waren, mit freudigen Vivats.

Potsdam selber schwieg; es gedachte vielleicht seines Königs, dem es selber seine Unsterblichkeit verdankte, und es war traurig und beschämt darüber, daß diejenigen, welche Friedrich bei Roßbach besiegt und ihm eine so schmähliche Niederlage bereitet hatten, jetzt als triumphirende Sieger in die Residenz des großen Königs einziehen durften.

Napoleons Stirn war düster und umwölkt; dieses Schweigen der Bevölkerung war ihm unbequem und bedrückend; es dünkte ihn eine beredte Sprache des oppositionellen preußischen Geistes, und wie er langsam, mit bleichem Angesicht, mit ein wenig vorwärts geneigtem Haupt die Allee nach Sanssouci dahin ritt, murmelte er leise zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor: dies ist eine nichtswürdige List und Bosheit! Dieser hochmüthige Adel will mir noch immer opponiren, aber ich werde ihn zermalmen. Es soll ihnen nicht gelingen, mich zu ärgern, aber ich werde Diejenigen strafen, welche die Bürger verleitet haben, in ihren Häusern zu bleiben, und mich nicht zu begrüßen.

Und mit düstern Mienen, gedankenvoll vor sich hinschauend, ritt er weiter, dem Lustschloß Friedrichs des Großen zu.

Niemand war da, ihn zu empfangen, nur der Castellan des Schlosses, ein Greis mit gebeugtem Rücken, und einige alte Diener mit weißen Haaren und verschossenen Livreen empfingen den allmächtigen Kaiser vor den offenen Flügelthüren des runden Saales, von welchem man auf die Terrasse gelangt.

Napoleon betrachtete sie mit einem schnellen, prüfenden Blick. Ihr seid noch Ruinen aus der Zeit Friedrichs des Zweiten? fragte er hastig.

Ja, Sire, wir hatten noch das Glück, dem großen König zu dienen, sagte der Castellan im reinsten, geläufigsten Französisch. Deshalb ist uns auch die Ehre zu Theil geworden, den heiligen Ruhesitz des großen Königs zu bewachen, und ihn vor jeder Unbill zu schützen.

Der Name des großen Königs ist diesem Hause Schutz genug, sagte Napoleon hastig. Meine Soldaten haben Ehrfurcht vor der wahren Größe, sie werden es nicht wagen, dies Heiligthum zu entweihen. Führen Sie mich, mein Freund. Lassen Sie mich das Wohnzimmer Ihres Königs sehen!

Sire, des jetzigen Königs? fragte der Castellan.

Napoleon lächelte. Ich denke wohl, hier auf Sanssouci giebt es nur Einen König, sagte er, und das ist Friedrich der Zweite. In sein Wohnzimmer also!

Er schritt hastig durch den halbrunden Marmorsaal dahin nach der Seitenthür, welche der Castellan eben geöffnet hatte.

Sire, sagte er feierlich, dies ist das Wohnzimmer des Königs, es steht noch jedes Meuble so, wie es damals gestanden. Nichts ist in diesem Zimmer verändert worden.

Napoleon trat ein, hinter ihm folgten die Marschälle. Keiner sprach ein Wort, Jeder schien unwillkührlich leise aufzutreten, als fürchte er das feierliche Schweigen zu stören, welches an diesem durch die Erinnerung geheiligten Orte herrschte.

Napoleon ging rasch vorwärts bis in die Mitte des Zimmers, dort blieb er mit verschränkten Armen stehen, und ließ seine großen düstern Blicke langsam von einem Gegenstand zum andern gleiten.

Die Marschälle gingen leise umher, und indem sie diese altmodischen Meubles betrachteten, diese verblichenen zerfetzten Seidenbezüge an denselben, diesen einfachen Tisch mit dem Schreibgeräth, der da am Fen-

ster stand, diesen großen Lehnstuhl mit der zerfetzten purpurnen Decke darüber, lächelten sie geringschätzend und flüsterten einander zu, daß dies ein Zimmer sei, ganz und gar nicht geeignet für den Aufenthalt eines Königs, und daß man diese Meubles bei jedem Trödler in Paris besser und geschmackvoller haben könne.*)

Napoleon hatte ihre Worte vielleicht verstanden, oder wenigstens doch ihr Geflüster gehört, denn ein zorniger Blick seiner Augen schoß zu ihnen herüber. Meine Herren, sagte er, dies ist ein Ort, der unsere Ehrfurcht verdient. Hier hat ein König gewohnt, welcher als Feldherr größer war als der große Turenne, und von dessen großen Feldzugsplänen wir Alle hätten lernen können. Alexander der Große selbst würde Friedrichs Schlacht von Leuthen bewundert haben.**)

Der greise Castellan, welcher an der Thür stand, hob sein Haupt höher empor, und ein erster freundlicher Blick seiner Augen schien Napoleon zu danken für die Anerkennung, die er den Manen des Heldenkönigs zollte.

Napoleons Augen weilten jetzt auf der großen Uhr,

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. II. S. 300.

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Las Cases: Mémorial de Sainte Helène. Vol. X.

die dort drüben auf einem vergoldeten Piedestal stand. Es war ein Meisterwerk aus der Zeit Ludwigs des Funfzehnten im glänzendsten Rococostyl. Das große Zifferblatt mit den großen Zahlen von bunter Emaille ruhte in einem Rahmen und Gehäuse von schön ciselirtem Golde, und über diesem Rahmen erhob sich das Bildniß des Kaisers Titus mit der Unterschrift: Diem perdidi.

Ist das die Uhr, welche der König aus dem Nachlasse der Marquise Pompadour hat ankaufen lassen? fragte Napoleon hastig.

Ja, Sire, sie ist es. Sie hat seitdem immer in dem Wohnzimmer des Königs gestanden. Friedrich der Große liebte sie sehr, und pflegte sich bis zu seinem Tode immer nur nach ihr zu richten. Und sie wußte es wohl, daß der König sie liebte, denn als Friedrich seine Augen schloß, da stand die Uhr still und sie ist seitdem nicht wieder gegangen.

Ach, rief Napoleon rasch, seitdem scheint man wirklich in Preußen nicht mehr gewußt zu haben, was die Glocke geschlagen hat. Und was ist es mit jenem alten, zerfetzten Lehnstuhl dort? Hat den der König auch gebraucht?

Sire, sagte der Castellan feierlich, jedes Wort be=

tonend, Sire, auf jenem Lehnstuhl ist der große König gestorben, auf dem Kissen, welches auf dem Sitz liegt, hat sein Haupt geruht, mit dieser Decke ist er zugedeckt worden!

Napoleon näherte sich rasch dem Lehnstuhl, die Marschälle folgten seinem Beispiel, und traten leise auf den Fußspitzen näher.

Gerade dem Lehnstuhl gegenüber stand Napoleon mit ineinander geschlagenen Armen, die Lippen fest aufeinander gepreßt, die düstern, flammenden Blicke auf den Lehnstuhl geheftet. Hinter ihm standen die Marschälle, deren gleichgültige Gesichter und neugierige Blicke seltsam contrastirten zu dem ehernen, bleichen Antlitz des Kaisers.

Unfern von ihnen, näher der Thür, stand der greise Castellan, der alte Diener Friedrichs des Großen, mit gefaltenen Händen, das Haupt traurig auf seine Brust gesenkt.

Tiefes Schweigen herrschte einen Moment. Plötzlich erfüllte sich das Zimmer wie mit hellerem Licht; die Sonne, welche vorher von Wolken verhüllt gewesen, war jetzt wieder hervorgetreten, und schien leuchtend in das Gemach hinein; ihr goldener Strahl traf

gerade den Lehnstuhl Friedrichs des Großen, und umgab denselben wie mit einer Glorie.

Das also ist das Sterbelager des großen Königs, sagte Napoleon sinnend. Die Götter hatten es ihm nicht vergönnt, als siegreicher Held auf dem Schlachtfeld zu fallen. Die Krankheit und das Alter hat den Helden des siebenjährigen Krieges besiegt, und nicht unter den Siegesfanfaren seiner Krieger, sondern einsam auf dem Krankenstuhl ist er gestorben! Das Schicksal möge uns gnädig vor einem solchen Tode behüten! — Und indem er sich rasch zu dem Castellan hinwandte, fragte Napoleon: waren Sie zugegen, als der König starb?

Ja, Sire, ich war dabei, denn ich war sein Kammerdiener.

Welches waren die letzten Worte, welche der sterbende König sprach?

Sire, er sprach öfter, aber so leise und rasch, daß wir ihn nicht verstanden. Die letzten Worte, die wir verstehen konnten, waren diese: „Gebt mir meine Soldaten des siebenjährigen Krieges wieder! Ich bin es müde, über Sclaven zu herrschen!"

Ha, seltsam, murmelte Napoleon, er war es müde über Sclaven zu herrschen! Als ob es sich über

freie Männer herrschen ließe! Ach ich möchte diesen König wohl gekannt haben, diesen König, der ein so absoluter Herrscher war, und doch die Sclaven verachtete, der das Schwert so sicher führte als die Feder, dem der Donner der Kanonen eben so melodisch klang, wie die süßen Töne seiner Flöte, der mit Voltaire Verse machte, und mit Schwerin und Ziethen Schlachten gewann. Er war ein Universalgenie, und wir haben seitdem nicht Seinesgleichen gesehen.

Oh, Sire, murmelten die Marschälle, Ew. Majestät vergessen —

Still, meine Herren, rief Napoleon mit zorniger Stimme, indem er mit ausgestrecktem Arm auf den Lehnstuhl hindeutete, still, meine Herren, keine Schmeicheleien für mich an dieser Stelle. Ich wollte, ich hätte diesen großen Friedrich gekannt, denn ich glaube, wir Beide würden uns verstanden haben!

Sire, sagte der Castellan, Se. Majestät, der große König, hat Sie wohl nicht gekannt, aber er hat doch von Ew. Majestät geträumt!

Napoleon wandte sich hastig nach ihm um. Wie? fragte er. Geträumt? Erzählen Sie mir das! Treten Sie näher.

Der Castellan, Napoleons gebieterischem Wink folgend, trat leise und schwankend einige Schritte näher.

Sire, sagte er, es war einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege. Ich war eben als Kammerdiener bei dem König eingetreten und hatte in jener Nacht gerade den Dienst beim König, das heißt, ich schlief im Vorzimmer des Königs, und hatte den strengen Befehl, den König am Morgen um die festgesetzte Stunde zu wecken, Nachts auch, sobald er mich rufen oder ich Geräusch vernehmen würde, in sein Schlafzimmer einzutreten. In dieser Nacht nun hörte ich plötzlich den König laut aufschreien und Feuer! Feuer! rufen. Ich stürzte sofort in das Schlafzimmer, aber — es brannte nirgends; der König lag auf seinem Lager, ächzend und laut athmend, und offenbar von schlimmen Träumen beängstigt. Ich nahm mir also die Freiheit, den König zu wecken, und ihn so lange zu rufen, bis er erwachte und die Augen aufschlug. Ach, sagte der König hoch aufathmend, es ist gut, daß Du mich geweckt hast, ich hatte einen schrecklichen und seltsamen Traum, und zur Belohnung dafür, daß Du mich geweckt hast, will ich ihn Dir erzählen. Mir träumte, ich stand auf der Terrasse zu Sanssouci, und um mich her sah ich mein Land und alle meine Schlösser, ganz

dicht Alles bei einander, und dahinter war mir's, als schaute ich die ganze Welt mit allen Städten und Ländern, das Alles lag da wie ein wunderschönes Bild, und ich schaute es an, und freute mich. Auf einmal verfinsterte sich der Himmel, schwarze Wolken zogen darüber hin, tiefe Nacht bedeckte die schöne Welt, und ein unheimliches Kreischen und Aechzen ging durch die Luft. Doch plötzlich leuchtete dort droben mitten in den schwarzen Wolken ein glänzend heller Stern auf. Einen Moment blieb er am Himmel stehen, dann fiel er blitzschnell nieder auf die Erde, und so wie der Stern niederfiel, flammte die ganze Welt auf in Feuer und Brand, und die Dunkelheit verwandelte sich in blendende Tageshelle, denn das Feuer fraß immer weiter um sich, und alle meine Schlösser stürzten mit donnerndem Gekrach zusammen; der gefallene Stern hatte sie alle verbrannt, und er versengte und verbrannte mein ganzes Land und verwandelte die Flüsse in blutrothe Ströme, und die Kornfelder in Todtenäcker. Und weiterhin sah ich die andern Länder der Welt, und ich sah, wie der gefallene Stern, einer Rakete gleich, auch durch sie hinfuhr und überall Feuer und Brandfackeln entzündete, bis daß alle Reiche zusammenstürzten, und alle Städte in Asche zerfielen.

Und wie ich das sah, da schrie ich in meiner Angst: Feuer! Feuer! und Du kamst zum Glück und wecktest mich! — Das, Sire, sagte der Castellan hoch aufathmend, das war der Traum, welchen der König gehabt hatte, und genau mit den Worten erzählte er ihn mir, und als er zu Ende war, sagte er weiter: Der Traum hat gewiß etwas zu bedeuten, und gewiß geschieht etwas Merkwürdiges in dieser Nacht. Schreib Dir genau auf, was ich Dir gesagt habe, und merk' Dir das Datum und das Jahr! — Und ich that, wie Se. Majestät befohlen, ich schrieb mir das Datum auf und die Jahreszahl, und auch die Stunde, in welcher der König den Traum gehabt.*)

Erfuhr der König das Ende der Geschichte? fragte der Kaiser hastig. Hatte der Traum nun wirklich eine Bedeutung gehabt? War in jener Nacht etwas Merkwürdiges geschehen?

Ja, Sire, es war in jener Nacht etwas sehr Merkwürdiges geschehen, aber der König erfuhr es nicht mehr, er starb zu früh dazu.

Wann hatte der König denn jenen Traum? fragte Napoleon, die Blicke fest auf den Greis gerichtet, der

*) Preuß. Friedrich der Gr. II.

ihn wieder anschauete, und die flammenden Augen des Kaisers mit ruhiger Haltung ertrug.

Eine Pause trat ein, dann sagte der Castellan langsam und feierlich: Sire, der große Friedrich hatte diesen Traum am funfzehnten August 1769.

Ah, an meinem Geburtstag! rief Napoleon.

Am funfzehnten August 1769, wiederholte der Greis, Nachts um drei Uhr.

In der Stunde meiner Geburt, murmelte Napoleon leise vor sich hin, indem er die Blicke auf den Lehnstuhl niedergleiten ließ. Dann, nach kurzem Schweigen, wandte er sich wieder dem Castellan zu, und ein seltsames höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen.

Der Stern fiel vom Himmel und verbrannte alle Schlösser und alle Länder? fragte er.

Der Castellan nickte leise.

Und Ihr meint, daß der Traum mir gilt, und daß ich der gefallene Stern bin? fragte Napoleon.

Sire, ich erzählte nur, was der König geträumt hat, und in welcher Nacht und Stunde er den merkwürdigen Traum hatte, sagte der Castellan. Se. Majestät hat ihn damals öfter erzählt, und alle seine Freunde wußten darum. Aber Niemand konnte ihn sich

deuten, und der König ist gestorben, ohne die Auflösung des Räthsels zu erhalten.

Ihr aber habt sie erhalten, sagte Napoleon mit einem spöttischen Lächeln. Ich bin der gefallene Stern, und ich bin gekommen, den Traum Eures Königs zu erfüllen, meint Ihr?

Sire, ich —

Ich werde Eure Schlösser in Schutt und Asche legen, und Euer Land versengen! fuhr Napoleon mit rauhem Ton fort. Warum habt Ihr mich gereizt? Nicht ich habe den Krieg angefangen; da Ihr ihn wolltet, habe ich ihn Euch gegeben. Aber sagt Euren Freunden und den guten Bürgern Potsdams, daß der Traum ihres Königs sich doch nicht ganz erfüllen wird. Es ist möglich, daß Euer König mich zwingt, ihm seine Schlösser zu zerstören, aber das Haus des Bürgers und die Hütte des Landmanns wird meinen Unwillen nicht zu empfinden haben, und der Feuerbrand meines Zornes wird Eure Felder nicht verwüsten. Sagt das den guten Bürgern dieser Stadt, sagt ihnen, sie sollen sich nicht vor mir fürchten, denn niemals werde ich ihre Privilegien und Rechte angreifen und ihren Interessen feindlich entgegen treten. Und jetzt kommt, meine Herren, laßt uns weiter gehen.

Er durchschritt rasch das Zimmer und trat in das nächste Gemach ein.

Sire, dies ist das Empfangszimmer Friedrichs des Großen, sagte der Castellan, der dem Kaiser mit den Marschällen gefolgt war. Dort auf jenem Tisch liegt der vollständige Anzug, in welchem Se. Majestät die letzten Audienzen ertheilte. Seine Uniform, sein schwarzer Adler-Orden, und Hut und Degen.

Napoleon eilte mit lebhaften Schritten zu dem Tisch hin, und hob den Degen von demselben auf. Ah, der Degen Friedrichs des Zweiten, rief er mit leuchtenden Augen. Er hat ihn oft geschwungen in siegreicher Hand, und jener Hut hat ein Haupt bedeckt, das mit dem Lorbeerkranz des Dichters und des Feldherrn geschmückt war. Dies sind Trophäen, welche ich allen Schätzen des Königs von Preußen vorziehe. Ich will sie an meine alten Soldaten von den Feldzügen von Hannover senden. Der Gouverneur der Invaliden soll sie erhalten; er soll sie aufbewahren als ein Zeichen der Siege unserer großen Armee, und der Rache, welche wir in Jena für die unglückliche Schlacht von Roßbach genommen haben.*) Und da

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Général Rapp. S. 73.

mein lieber Bruder, der König von Preußen, mich auch zum Ritter seines schwarzen Adler-Ordens erhoben hat, so wird er mir wohl erlauben, diesen Ordensstern mitzunehmen, als ein Andenken an den größten König des Hohenzoller'schen Herrscherstammes. Was bedeutet denn diese Klingel, welche da neben dem Hut liegt?

Sire, sagte der Castellan traurig und zögernd, es ist die Kingel, deren sich der König während der ganzen Dauer seiner Regierung bediente, um die aufwartenden Herren aus dem Vorzimmer und Nachts die Bedienten zu rufen.

Diese Klingel soll fortan in meinem Kabinet und auf meinem Schreibtisch stehen, sagte Napoleon. Herr Groß-Marschall, ertheilen Sie Ordre, daß alle diese Dinge eingepackt und sofort nach Paris gesandt werden, und fügen Sie zu diesen Dingen hier noch die Uhr aus jenem Zimmer hinzu, die Uhr, welche dem großen König so treu gewesen, daß sie bei seinem Tode still gestanden, und für keinen Andern die Stunde hat angeben wollen. Ich werde sie aufziehen, und für mich soll die Uhr Friedrichs des Großen wieder ihre Stunden schlagen. Führen Sie uns weiter, Herr Castellan.

Der alte Mann warf einen langen schwermuthsvollen Blick auf die verehrten Heiligthümer, welche man ihm entreißen wollte, und nahm mit einem schweren Seufzer von ihnen Abschied. Dann geleitete er den Kaiser weiter. Er zeigte ihm die Bibliothek, in welcher Friedrich während seiner letzten Lebensjahre alle Stunden, die ihm die Regierungsgeschäfte übrig gelassen, zugebracht hatte, keiner andern Gesellschaft begehrend, als seiner Bücher; er führte ihn alsdann in die Zimmer, welche Voltaire bewohnt hatte, und ließ den Kaiser ein Papier lesen, auf welchem der König Verse geschrieben, die Voltaire mit Randbemerkungen und Correcturen versehen hatte.

Napoleon betrachtete Alles mit der größten Theilnahme und Aufmerksamkeit, und ließ sich dann in den langen und schönen Gang führen, in welchem Friedrich, begleitet von seinen Hunden, bei schlechtem Wetter seine Promenade zu machen pflegte.

Die Wände dieses Ganges waren geschmückt mit allerlei Gemälden und Kupferstichen, die indeß nicht alle der Lebenszeit des großen Königs anzugehören schienen, denn man sah da Bilder und Kupferstiche, welche des Königs Sterbestunde und sein einsames nächtliches Leichenbegängniß darstellten, und wieder

Andere, welche die Scene behandelten, wie der junge König Friedrich Wilhelm der Zweite, an der Leiche seines großen Oheims stehend, mit Thränen in den Augen, die Hand auf das Haupt Friedrichs gelegt, schwört, seinem Volke ein guter und gerechter Herrscher zu sein.

Und was bedeutet dieses Bild hier? fragte Napoleon, auf einen Kupferstich dicht daneben deutend.

Sire, sagte der Castellan verwirrt, das ist ein Kupferstich, welcher das Grabgewölbe des Königs darstellt. Es gehört nicht hierher, und ist nur von mir hier vorläufig aufgestellt. Der Künstler, welcher es gemacht hatte, sandte dies Exemplar hierher mit der Bitte, ihm in Sanssouci irgendwo eine Stelle zu gönnen, und ich hing es hier auf, bis der König anders darüber bestimmen wird.

Aber was bedeutet denn dieses Bild? fragte Napoleon, dessen flammende Augen unverwandt auf einem andern Bilde ruhten. Da ist der Sarg Friedrichs, daneben stehen zwei Männer in Uniform, und eine schöne Frau, und alle Drei haben sie in gar seltsamer und theatralischer Weise die Hand zum Schwur gehoben. Ach, ach, jetzt begreife ich, das ist die Scene vom vorigen Jahr, die Scene, wie der Kaiser Alexander

am Grabe Friedrichs Abschied nimmt von dem König und der Königin, mit ihnen den Bund ewiger Freundschaft schließt, und den Bund ewiger Feindschaft gegen Frankreich beschwört. Nicht wahr, das soll dies Bild darstellen?

Ja, Sire, es ist so, sagte der Castellan schüchtern.

Napoleon rief mit einem Blitz seiner Augen seine Marschälle zu sich heran. Sehen Sie da, meine Herren, eine jener theatralischen Scenen, mit welchen man hier in Preußen gegen mich declamirte, während ich schwieg, aber gegen sie rüstete, sagte Napoleon mit einem höhnischen Lächeln. Wenn der König von Preußen die Schwüre, die er seinem Volke geleistet, nicht besser erfüllt, wie diesen hier, so beklage ich sein Volk, er aber ist der Rache der Götter verfallen, welche darauf halten, daß die Menschen ihre Schwüre erfüllen, oder von ihren Schwüren zerschmettert werden! Kommen Sie, meine Herren, wir haben hier genug gesehen, wo Friedrich der Zweite lebte, jetzt wollen wir noch ihm einen letzten Besuch in seiner Gruft machen. Wo steht der Sarg?

In Potsdam, Sire, in der Kirche dicht neben dem Schloß.

Es ist gut! Kommen Sie, meine Herren! Und

Sie, Herr Castellan, vergessen Sie nicht, daß der Traum des Königs sich nicht ganz erfüllt hat. Der gefallene Stern ist nur den übermüthigen Königen, welche ihm trotzen wollen, ein verzehrendes Feuer, nicht aber den Völkern, welche sich ihm in Gehorsam unterwerfen.

Er nickte dem Castellan einen flüchtigen Gruß zu, und trat aus der Halle in den Vorsaal und von da in die äußere Säulenhalle, wo die Pferde für den Kaiser und seine Suite bereit standen.

Der Castellan schaute der glänzenden Cavalcade mit trüben Blicken nach. Er sieht aus, wie ein Marmorbild, murmelte er leise vor sich hin, ich glaub' auch, er hat kein Herz in seiner Brust. Es ist Alles an ihm von Marmor. Wenn er ein Herz hätte, würde er's nicht wagen, hierher zu kommen und mit räuberischer Hand die heiligen Andenken an unsern großen König an sich zu reißen. Ich muß doch sehen, ob es wirklich geschehen ist.

Und der Greis verließ die Halle und eilte mit jugendlicher Hast durch die Zimmer dahin nach dem Audienzzimmer zurück.

Ja, es war geschehen! Der Hut und der Degen, der schwarze Adler-Orden und die Klingel waren von

dem Tisch verschwunden. Der alte Castellan ächzte tief auf und eilte weiter in das Wohnzimmer. Sein angstvoller Blick flog hinüber nach dem Ort, wo sonst die Uhr gestanden. Auch sie fehlte von dem Piedestal.

Aber von dem Vorzimmer her vernahm er ein lautes Sprechen und Lachen, und wie der Castellan dahin eilte, sah er da einige von der untern Begleitung des Kaisers, welche, den Befehlen des Groß-Marschalls zufolge, damit beschäftigt waren die Sachen in einen Korb zu packen und sich dabei belustigten, über die seltsame und geringe Beute, welche ihr Kaiser hier gemacht habe, zu spötteln und zu lachen. Die alten ergrauten Diener Friedrichs des Großen standen daneben und schauten mit Thränen in den Augen zu, wie man ihnen die Schätze ihrer heiligsten Erinnerungen entführte.

Eben war man damit beschäftigt, die Uhr über den andern Dingen in den Korb zu legen. Der Castellan eilte zu ihr hin, und seine Hand auf das Zifferblatt legend, sagte er leise: Lebewohl! Des großen Friedrichs Augen haben oft zu Dir hingeschaut und oft Dich betrachtet. Das waren auch Sterne, seine Augen, aber keine gefallenen Sterne, und sie verbrannten und versengten nicht, sondern sie beglückten.

Lebewohl, Du treue Uhr, die in meines Königs Sterbestunde verstummte vor Schmerz. Wenn **seine** Sterbestunde kommt, so schlage sie laut und freudig an, so fange wieder an zu gehen, denn dann ist die schlimme Zeit überwunden und der gefallene Stern ist ausgebrannt. Lebewohl und schlage bald diese Stunde.*)

---

*) Die Uhr blieb im Besitz Napoleons und begleitete ihn bis nach Helena. Sie stand dort in seinem kleinen Salon über dem Kamin und Napoleon gedachte ihrer in seinem Testament. Er vermachte sie seinem Sohn, dem Herzog von Reichstadt, mit den Worten: „Mein Morgenwecker; es ist derjenige Friedrichs des Zweiten, den ich mir in Potsdam aneignete." Siehe: Mémorial de St. Helène X. S. 104. Auch die Klingel vermachte Napoleon seinem Sohn zum Andenken. Ueber den Degen, den Napoleon mitgenommen, ist viel gestritten. Jedenfalls war es nicht der Degen, den Friedrich bis zu seinem Lebensende getragen. Dieser steckte in einer ledernen Scheide, die an mehreren defecten Stellen mit Siegellack zusammengeflickt war, weil Friedrich das weniger kostspielig fand, als sie von dem Sattler ausflicken zu lassen. Diesen Degen, den eigentlichen Gebrauchsdegen Friedrichs, hatte der König mitgenommen, als er sich im September 1806 mit der Königin in das Hauptquartier begab, er nahm ihn mit auf seiner Flucht, brachte ihn auch von dort wieder heim. Er befand sich später auf der Kunstkammer in Berlin. Der Degen, welchen Napoleon entführte und der zum Staatsanzug des großen Königs gehörte, war ein Geschenk Kaiser Pauls von Rußlands, bekanntlich einem glühenden Bewunderer Friedrichs. Blücher brachte diesen Degen 1814 wieder aus Paris mit zurück. Siehe: Preuß. Friedrich der Große. IV S. 273.

Mit noch finsterern Blicken als er gekommen, ritt der Kaiser mit seinem Gefolge wieder durch die öden, stillen Straßen Potsdam's dahin. Langsam und feierlich, wie ein Trauerzug, bewegte sich die glänzende Cavalcade nach der Kirche hin, in deren unterm Gewölbe der Sarg mit des Königs Leiche stand.

Der Küster und sein Begleiter eilten mit dem großen Schlüsselbunde und der brennenden Fackel dem Kaiser voraus durch die halbdunklen, schweigenden Gänge und öffnete die schweren, rasselnden Eisenthüren, die zu dem Gewölbe führten.

Napoleon trat ein. Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen und betrachtete staunend dieses schlichte düstere Gewölbe, dessen Wände keine Trophäen, keine Decorirungen trugen, und diesen schlichten hölzernen Sarg, der einfach, kahl und einsam inmitten dieses düstern Raumes stand. Hinter ihm sah man die Gesichter seiner Marschälle, die mit neugieriger Verwunderung herein schauten.

Ach, sagte Napoleon, mit einer leisen Hauptbewegung sich zu ihnen wendend und mit der Rechten nach dem Sarg hindeutend, man muß sich durch sehr viele Großthaten ausgezeichnet und sehr viel un=

sterblichen Ruhm erworben haben, um so alles Prunkes und aller Erdenherrlichkeit entbehren zu können.

Er schritt weiter in das Gewölbe vor und trat dicht an den Sarg hin. Die Arme ineinanderschlagend, die Stirn in düstere Falten gelegt, die Lippen fest aufeinander gepreßt, schaute der Kaiser lange und unverwandt auf den Sarg hin. Das Licht der Fackel beleuchtete mit hellem Schein das düstere Angesicht Napoleons, und wie sich sein bleicher Kopf allein und frei aus der Dunkelheit hervorhob, hätte man meinen mögen, eines der marmornen Cäsarenbilder, die auf der Terrasse von Sanssouci standen, sei von seinem Piedestal herabgestiegen, um dem todten König in seinem Sarge seinen Besuch zu machen.

Endlich, nach einer langen Pause, kam wieder Leben und Bewegung in die Marmorgestalt, und das Auge Napoleons blitzte wieder in seinem gewohnten kühnen Feuer. Er deutete mit einem seltsamen Lächeln auf den Staub hin, welcher auf dem Sargdeckel lag.

Staub da außen, und Staub da innen, und doch war der Staub da innen ein großer König und ein großer Held, und doch ist dieser Staub hier außen dauerhafter, als es die Schwüre gewesen sind, die vor kaum einem Jahr hier Kaiser

Alexander mit dem König und der schönen Königin gewechselt hat. Auch der Kuß, den Alexander damals auf Friedrichs Sarg gedrückt, ist nicht mehr sichtbar, der Staub ist darüber hingeweht, der Staub hat Alles gleich gemacht.

Und wie er so sprach, zog er mit seiner Hand leise Linien über den Staub hin und ohne es zu wissen vielleicht, ganz mechanisch, schrieb sein Finger ein großes N in den Staub des königlichen Sarges.

Dann wandte er sich um und verließ hastig die dunkle Halle, um in das Königsschloß zurückzukehren.*)

Die Hände auf dem Rücken gefaltet ging der Kaiser lange in seinem Kabinet auf und ab, dann klingelte er hastig und befahl den Chef seines Cabinets, Herrn von Menneval zu rufen.

Setzen Sie sich, rief Napoleon dem Eintretenden entgegen, nehmen Sie meine Feder, ich will Ihnen mein achtzehntes Bulletin dictiren.**)

---

*) Eins der schönsten Gemälde Horace Vernet's hat diesen Besuch Napoleons am Grabe Friedrich's des Großen zum Gegenstand.

**) Napoleon faßte und dictirte alle seine Bulletin's selbst, ohne irgend Jemand dabei zu Rathe zu ziehen. Erst nachher, wenn er es dictirt hatte, wurden die Bulletins dem Urtheil Talleyrand's

Herr von Menneval nahm vor dem Schreibtisch Platz, Napoleon ging langsam auf und ab, und mit lauter, strenger Stimme dictirte er, wie folgt: Der Kaiser ist am 25. October in Potsdam angekommen und in dem königlichen Schloß abgestiegen. Er besichtigte dort gleich am ersten Tage Sanssouci und die Umgebungen von Potsdam. Er hielt sich einige Zeit in den Zimmern Friedrichs des Zweiten auf, wo sich Alles noch in dem nämlichen Zustande wie bei dessen Tode befindet. — Man hat in dem Zeughaus von Berlin fünfhundert Kanonen, mehrere hunderttausend Pfund Pulver und mehrere Tausend Gewehre gefunden. — Als einen auffallenden Umstand bemerkt man, daß der Kaiser am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Potsdam angekommen und in den nämlichen Zimmern abgestiegen ist, wie der Kaiser von Rußland auf seiner vorjährigen Reise, die für Preußen so verderblich geworden ist. Von diesem Augenblick an vergaß die Königin die Sorge für ihre innern Angelegenheiten und die wichtigsten Geschäfte der Toilette, um sich mit Staatsangelegenheiten zu

---

unterworfen, der sich aber wohl hütete, irgend Etwas daran ändern oder mildern zu wollen.

befassen, auf den König Einfluß zu gewinnen und überall das Feuer anzufachen, von dem sie besessen war. Das Resultat jenes berühmten Schwurs, welcher am 4. November 1805 abgelegt wurde, ist die Schlacht von Austerlitz und die Räumung Deutschlands von Seiten der russischen Armee in den vorgeschriebenen Etappen gewesen. Man veranstaltete achtundvierzig Stunden nachher von jenem Schwur am Sarge Friedrichs des Großen einen Kupferstich, den man in allen Läden findet und der selbst die Bauern lachen macht. Man sieht darauf den schönen Kaiser von Rußland, neben ihm die Königin und auf der andern Seite den König, der die Hand über dem Sarge Friedrichs des Großen erhebt; die Königin, mit einem Shawl drapirt, ungefähr, wie man auf den Londoner Kupferstichen Lady Hamilton sieht, legt die Hand auf ihr Herz und scheint nach dem Kaiser von Rußland zu blicken. Man begreift nicht, wie die Polizei von Berlin eine so elende Satyre hat können verbreiten lassen. Auf jeden Fall hat der Schatten des großen Friedrich nur mit Unwillen auf diese ärgerliche Scene blicken können. Sein Geist, sein Genie, seine Wünsche gehören der französischen Nation an, die er so sehr hochachtete und von der er sagte, daß, wenn er ihr König wäre, ohne seine Er=

laubniß kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfte. — Aus Sanssouci kommend, hat der Kaiser auch die Gruft Friedrichs des Großen besucht. Die Asche dieses großen Mannes ruht in einem hölzernen Sarge, der mit einem kupfernen überdeckt ist, und in einem Gewölbe ohne alle Draperieen, ohne Trophäen, ohne irgend Etwas, das an seine Heldenthaten erinnert, steht. Der Kaiser hat dem Invalidenhôtel zu Paris den Degen Friedrichs, seine Decoration des schwarzen Adlerordens, so wie die Fahnen, welche des Königs Garde im siebenjährigen Kriege führte, zum Geschenk gemacht. Die Veteranen werden Alles, was Einem der größten Feldherrn, den die Geschichte kennt, angehört hat, mit heiliger Ehrfurcht empfangen.*)

---

*) Goujou: Collection des Bulletins de Napoleon ꝛc. Vol. 174. Bulletins XVII.

III.

Napoleons Einzug in Berlin.

Seit langer Zeit hatte Berlin keinen so festlichen und bewegten Anblick dargeboten, als heute, am Morgen des sieben und zwanzigsten October. Eine ungeheure Menschenmenge wogte über den Schloßplatz daher und rollte sich der breiten Straße und den Linden zu. Wie ein schwarzer brausender Strom ergoß sich diese Masse die Straße entlang bis zu dem Brandenburger Thor und bildete dann an beiden Seiten der Straße Spalier. Tausende von Knaben und jungen Burschen aber erkletterten die Linden, die in zwei Reihen in der Mitte dieser Straße stehen, und machten die Bäume hin und her schwanken von der Last, und schauten mit neugierdeflammenden Blicken von ihren luftigen Thronen hinunter auf die Straße, und auf das Gewühl der Menschen. Durch diese Menschen-

massen aber schlüpften Hunderte geschäftiger Gestalten dahin, hier und dort stehen bleibend und leise und eindringlich den Leuten zusprechend; hier und da begnügten sie sich aber nicht mit Worten allein, sondern sie drückten den Leuten ein Geldstück in die Hand und flüsterten: Trinkt dafür ein Glas auf die Gesundheit des Kaisers, damit Euch die Kehlen recht glatt werden, und Ihr, wenn der Kaiser seinen Einzug hält, recht laut und vernehmlich schreien könnt: Vive l'Empereur!

Diese freigebigen Anhänger des Kaisers, das waren die Diener der französischen Polizei, die sich schon in aller ihrer Herrlichkeit und Macht in Berlin organisirt hatte, die Söldlinge des Generals Clarke, der jetzt Gouverneur von Berlin war, und die unterjochte Stadt mit allem Stolz und Hohn eines triumphirenden Siegers behandelte.

Viel Thränen waren in diesen Tagen schon in Berlin vergossen, viel Verwünschungen waren gesprochen worden, aber nur heimlich und leise, denn man durfte es nicht wagen, den Zorn des Siegers zu reizen, man mußte dulden und ertragen! Die Uebermacht war zu groß, die Armee war geschlagen, der König mit seinem Hof war geflohen, die höheren

Beamten hatten sich entweder versteckt, oder sie erklärten sich laut bereit, dem Kaiser der Franzosen den Eid der Treue zu leisten, und ihm zu dienen als ihrem Herrn.

Was blieb also den armen Berlinern anders übrig als sich zu unterwerfen, und da sie keine andere Hülfe hatten, sich zu helfen mit schweigendem Gehorsam und unterwürfiger Ruhe. Alles hatte sie verlassen und aufgegeben, selbst der Gouverneur der Stadt war geflohen, und sein Stellvertreter, der Fürst Hatzfeld, schien gar keine andere Aufgabe zu kennen, als die Berliner zur Ruhe und zum Gehorsam zu ermahnen, und sie zu beschwören, nichts zu unternehmen, zu sprechen, oder auch nur zu denken, was dem neuen französischen Gouvernement empfindlich sein könne, sondern sich freudig und willig in Alles zu fügen, was der Sieger von ihnen fordern möchte.

Die Berliner Bürger hatten sich also gefügt, sie hatten sich schweigend und gehorsam unterworfen, und sie eilten jetzt nach den Linden und dem Brandenburger Thor hin, um den Einzug des Kaisers mit anzuschauen.

Aber nicht blos die Bürger und das Volk wollten diesen Einzug sehen, auch die Leute aus den höhern Ständen, auch die Damen drängten sich diesem Schauspiel zu. Jeder war es sich bewußt, daß es ein großer

welthistorischer Moment sei, den man jetzt erleben sollte; Jeder glühte vor Verlangen, den merkwürdigen Mann zu sehen, den man haßte, indem man ihn zugleich bewunderte, den man als seinen Feind verwünschte, und doch anstaunte wegen seiner Großthaten und seiner Siege.

Nicht blos die Straßen und die Bäume waren daher mit Neugierigen angefüllt, sondern auch zu beiden Seiten der Straße in den hohen und glänzenden Häusern sah man Tausende von Zuschauern. An jedem Fenster drängte sich Kopf an Kopf, hoch bis zum Dach hinauf war kein Fenster, keine Dachluke unbesetzt, selbst die Dächer hatte man hier und da abgedeckt, um sich zwischen dem Gesparr einen Platz zum Schauen zu erobern.

Die Linden boten daher einen imposanten, festlichen Anblick dar, aber es war doch nur, als ob man ein Trauerfest begehen wolle, als ob man gekommen, um einem großen Leichenzug beizuwohnen. Nirgends sah man freudige Gesichter, nirgends hörte man fröhliches Lachen, oder diese heitern, neckenden Witzworte, mit denen das Berliner Volk sich sonst jedes Fest zu würzen pflegt; überall waren die Gesichter ernst und düster, und die Damen, welche da an den geöffneten Fenstern standen, waren nicht geschmückt wie zum Fest,

sondern sie trugen schwarze Kleider, und schwarze Schleier wehten von ihren Häuptern nieder.

Auf einmal begannen die Glocken von allen Thürmen zu läuten, und der Donner der Kanonen verkündete den Zuschauern, welche von Morgens eilf Uhr bis Nachmittags vier Uhr diesem Moment geduldig entgegen geharrt, daß der Kaiser von Charlottenburg her sich dem Brandenburger Thor nähere.

In athemloser Stille, bewegungslos standen die Tausende und aber Tausende von Zuschauern; selbst die Bäume regten sich nicht mehr, denn auch die unruhige Jugend da oben schien wie erstarrt vor Staunen und Verwunderung über den außerordentlichen und unerhörten Anblick, der sich jetzt ihren Augen darbot. Diese Menschen, die jetzt in das Thor einzogen, das waren nicht Soldaten, wie man sie sonst hier in Berlin zu sehen gewohnt war, das waren nicht geputzte schlanke Leute mit hübschen Uniformen und glänzendem Bandalier, mit steifem Halskragen, und wohlgepudertem Zopf, es waren Soldaten von wunderbarer, mährchenhafter Erscheinung.

Ihre Gesichter waren dunkelbraun, und in diesen Gesichtern flammten Augen wie Dolchspitzen so scharf. Statt der Perrücke und des Zopfes trugen sie bunte

Turbane auf ihren Häuptern, statt der enganschließenden knappen Uniform weite rothe Pluderhosen und dazu dunkle Jacken mit reicher Goldstickerei, runde Säbel hingen an ihrer Seite nieder, und ihre kleinen kraftvollen und schmiegsamen Gestalten paßten gar wundersam zu den kleinen schlanken arabischen Rossen mit den wallenden Mähnen und den blitzenden Augen, auf welchen diese Söhne der Wüste, die Mamelucken des Kaisers, daher ritten.

Hinter ihnen zeigte sich jetzt eine andere Schaar, groß und gewaltig anzuschauen wie die Cyclopen, mit bärtigen, gebräunten Gesichtern, das Haupt bedeckt mit hohen Bärenmützen, die Brust verhüllt von dem großen Schurzfell, das bis zu den Knieen herabfiel, über die Schulter geschwungen das ungeheure Beil, das wie funkelndes Silber in der Sonne blitzte. Und hinter ihnen, den Sappeurs, kamen die berühmten Grenadiere der Garde zu Fuß und zu Pferde, dann die Jäger von Vincennes in ihren grünen Uniformen, und endlich jetzt mit lustigem Spiel zogen die Musikbanden in das Thor. Der Tambour-Major warf seinen gewaltigen Rohrstock mit dem silbernen Riesenknopf hoch in die Luft, und mit schmetterndem Jubelklang tönte sie durch die weite, prächtige Berliner

Straße dahin, die Musik der Marseillaise. — Niemand hatte es bis jetzt wagen dürfen, diese verpönte Melodie, welche Frankreich einst mit so viel Blut zu seiner Volkshymne getauft hatte, in Berlin hören zu lassen, nur leise und verstohlen hatte man sich die Melodie einander ins Ohr gesummt, aber aus den Concerten und von den Straßen war sie durch strenges polizeiliches Verbot verbannt gewesen. Vielleicht wußte das der Kaiser, und es war deshalb, daß er befohlen hatte, die Marseillaise bei seinem Einzug zu spielen, oder vielleicht wollte der Sohn der Revolution, indem er in die Residenz des legitimen Königs einzog, durch dieses Lied der Schreckenszeit das Volk daran erinnern, daß man nicht nöthig habe, unter einem Thronhimmel geboren zu sein, um eine Krone zu tragen und der Gesalbte des Herrn zu sein.

Aber Niemand hörte jetzt eben auf diese geächtete und gefürchtete Melodie; alle diese Tausende, die da auf den Gassen, auf den Bäumen, an den Fenstern und auf den Dächern waren, alle diese Tausende waren wie gelähmt vor Ueberraschung, und schauten staunend hin in die neue Welt, welche da vor ihnen aufging. Sie, welche bis jetzt nur stolze Offiziere hoch zu Roß, mit übermüthigen Blicken jeden Bürger an=

stierend, um jeder Kleinigkeit willen ihre Untergebenen züchtigend, gekannt und gesehen, sie, denen man es eingeprägt, daß die Offiziere gar stolze und erhabene Wesen seien, vor denen man sich beugen müsse, Wesen, welche nie zu Fuß gehen, nie irgend eine Last tragen dürfen, sie sahen jetzt da vor sich die Officiere der Kaiserlichen Garde, wenig unterschieden fast von dem gemeinen Mann, und nicht allein zu Fuß gehend, wie dieser, sondern sogar den schweren, vollgepackten Tornister auf dem Rücken tragend, und was noch wunderbarer, sogar im feierlichen Parade-Marsch sich hier und da freundlich mit den Soldaten unterhaltend.

Aber auf einmal jetzt entstand ein ungeheures Gewoge zwischen den Säulen des Brandenburger Thors, und wie eine goldene, sternenfunkelnde Lawine rollte die Schaar der Marschälle und Generäle durch das Thor herein. Man sah nichts als goldene Epaulettes, als in Brillanten funkelnde Ordenssterne, als goldgestickte Uniformen, und lange weiße Straußfedern, die von den Marschallshüten herniederwehten.

Doch nicht auf diese hin waren Aller Blicke geheftet, nicht sie, die Marschälle und Generäle in ihren glänzenden Uniformen, schaute man an, sondern nur ihn sah man, diesen ernsten bleichen Mann, der allein

und abgesondert ihnen Allen voran ritt. Er trug keine Ordenssterne und keine Gold-Epaulettes, keine Straußfedern auf dem goldgeränderten Hut. Einfach und schlicht war seine grüne Uniform mit den weißen Aufschlägen, einfach und schmucklos der kleine dreieckige Hut, der sein Haupt bedeckte. Nachlässig und stolz zugleich saß er auf seinem wundervollen Schimmel, der mit seinem Bäumen und Schnauben die Menge statt seines Herrn zu grüßen schien. Er, der Herr, saß kalt und nachlässig da, eine eherne Ruhe sprach aus seinen Zügen, nur zuweilen schossen seine Augen mit einem glühenden Blitz über die Menge hin, dann wieder starrten sie ernst und gleichgültig grade aus, und der lebende Kaiser verwandelte sich wieder in einen der marmornen Triumphatoren aus der alten Römerzeit. Wie ein Bild von Stein und Erz saß er auf seinem nickenden bäumenden Rosse da, gleichgültig nur dankend für das immer wieder neu, immer wieder mächtig wie gewaltiges Meeresrauschen aufbrausende: vive l'Empereur! mit dem ihn die Jugend auf den Bäumen, und die bezahlten Leute auf der Gasse, und die verkleideten Polizisten bei jedem Schritt, den er vorwärts that, begrüßten. Ihm schien das nur die gewohnte unentbehrliche Musikbegleitung zu dem Schritt

seines Pferdes, er hörte und beachtete diese Musik nicht, wenn sie ihn accompagnirte, er vermißte sie nur, wenn sie fehlte.

Gleichgültig, ruhig und kalt ritt der Imperator vorwärts, aber desto neugieriger, lebendiger und flammender waren die Blicke, welche die Marschälle, und das glänzende Gefolge des Kaisers nach allen Seiten hin richteten, desto mehr ließen sie es sich angelegen sein, die Menge zu beobachten, und zu den Fenstern hinauf zu grüßen, um den schönen und liebreizenden Frauen, welche da wie eine Blumenguirlande die Häuser schmückten, ihre Huldigung darzubringen. Aber diese schönen Frauen erwiederten ihre Grüße nicht, und die sieggewohnten, triumphirenden Generäle sahen, was sie selten gesehen, sie sahen, daß die Frauen ihre Huldigung nicht annahmen, daß sie mit ernsten, traurigen Mienen zu ihnen niederschauten, ja, daß die meisten dieser schönen liebreizenden Gesichter von Thränen überfluthet waren, nicht von Thränen, wie sie die Freude erglänzen macht, sondern von solchen, wie sie der Schmerz und Zorn dem düstern Auge erpreßt.*)

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. II. p. 30.

Der Imperator hatte ebensowenig das Jubelgeschrei der Menge, als die Thränen der Damen an den Fenstern beachtet, ernst und in sich versunken ritt er weiter dem Königlichen Schlosse zu. Die Glocken des Doms, in dessen untern Gewölben die Leichen der Königsfamilie ruhten, in dessen obern Hallen die feierlichen Trauungen der Könige und der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses stattfanden, die Glocken des Doms begrüßten jetzt mit freudigem Hallen den siegreichen Feind des Königs, und die Pforten seines Schlosses thaten sich vor ihm auf und in den glänzenden Galasälen, in welchen sonst nur die ehrfurchtsvollen gehorsamen Vasallen und Beamte des Königs ihrem Souverain gehuldigt hatten, waren jetzt dieselben Vasallen und Beamte, und die Hofleute und Cavaliere versammelt, um dem französischen Imperator zu huldigen als ihrem Herrn und Souverain. Da waren sieben Minister des Königs, da war der Magistrat von Berlin mit seinen beiden Bürgermeistern, da waren die hohe Geistlichkeit beider Confessionen und die Justiz-Collegien, da waren die Beamte des Königlichen Hauses mit dem Ober-Ceremonienmeister des Königs, dem Grafen von Neale, an der Spitze. Und alle diese Herren waren gekommen, dem Kaiser zu huldigen,

der ihre Armee geschlagen, ihren König und ihre Königin vertrieben, und Berlin in eine französische Präfectur verwandelt hatte.

Jetzt öffneten sich die breiten Flügelthüren, und der Groß-Marschall schritt durch die Säle dahin, mit lauter Stimme verkündend: Se. Majestät der Kaiser!

Eine tiefe feierliche Stille trat ein. Aller Augen waren nach der Thür hingewandt, durch welche der Kaiser eintreten mußte. Und jetzt erschien er auf der Schwelle, ernst, gleichgültig und kalt, wie immer.

Aber die feierliche Stille dauerte fort, das vive l'Empereur, welches Napoleon auf der Straße begrüßt hatte, es war doch noch nicht hinaufgedrungen bis in die Räume des weißen Saals, wo die marmornen Statuen der Hohenzollern standen, und es schauen sollten, wie jetzt der Feind ihres Hauses von den Dienern des Königs als ihr Herr begrüßt werden sollte.

Aber diese stumme Begrüßung, welche den Ahnen des Königs schon zu viel scheinen mochte, sie war der Seele des stolzen Kaisers doch zu wenig, und eine düstere Wolke lagerte sich auf seiner Stirn.

Diese Wolke war noch nicht verschwunden, als der Groß-Marschall sich dem Kaiser nahte, um ihm den Ober-Ceremonienmeister Grafen Neale vorzustellen, und

zu fragen, ob es diesem vergönnt sein dürfe, dem Kaiser die einzelnen Behörden und Chargen vorzuführen, und namentlich zu bezeichnen.

Ah, rief Napoleon, Sie sind der Graf Neale, dessen Tochter eine so kriegsdurstige Amazone ist.*). Die Berliner Frauenzimmer, mit Ihrer Königin an der Spitze, haben ja den Krieg durchaus gewollt; sehen Sie nun das Resultat. Sie sollten Ihre Familie besser in Schranken halten, mein Herr, Sie sollten sie nicht so unvernünftige Kriegstiraden aussprechen lassen. Gewiß, ich will den Krieg nicht; nicht etwa, weil ich meiner Stärke mißtraue, sondern weil das Blut meiner Völker mir kostbar, und weil es meine erste Pflicht ist, dasselbe nur für ihre Ehre und ihre Sicherheit zu vergießen. Das gute Volk von Berlin ist nur ein Opfer des Krieges, während die Anstifter desselben in Sicherheit sind. Aber ich will diesen

*) Die französische Polizei, welche auch die Posten überwachte, hatte kurz vor dem Ausbruche des Krieges einen Brief der Comtesse Neale an eine Freundin in Darmstadt aufgefangen, in welchem die Comtesse sich mit Leidenschaft für den Krieg mit Frankreich erklärte, und unter Anderm sagte: „Napoleon will keinen Krieg, man muß ihn dazu treiben." Diesen Brief hatte man dem Kaiser mitgetheilt. Siehe: Le Normand II. 99.

Hofadel, der es wagt, sich wider mich aufzulehnen, ich will ihn so arm und klein machen, daß er sein Brod wird betteln müssen*).

Graf Neale stammelte bleich und zitternd einige unverständliche Worte, und wollte sich zerbrochen und zerschmettert von dem Zorne des Imperators zurückziehen. Aber Napoleons flammendes Auge ruhte fest und unverwandt auf ihm, und als errathe er seine innersten Gedanken, sagte er mit kalter, wegwerfender Ruhe: Bleiben Sie und thun Sie Ihre Pflicht!

Der Graf Neale mußte also bleiben, er mußte seine Pflicht thun und dem Kaiser die einzelnen Behörden und Körperschaften vorstellen, nachdem der Kanzler des Königs ihm zuvor die sieben preußischen Minister präsentirt hatte.

Zu beiden Seiten des weißen Saals standen alle die zur Audienz Befohlenen aufgereiht, und der Kaiser schritt langsam in der Mitte des Saales dahin, während Graf Neale, der unmittelbar hinter ihm ging, mit lauter Stimme die Chargen und Würden der Herrn, welche in der ersten Reihe standen, verkündete.

---

*) Le Normand II, 98. — Mémoires d'un homme d'état, IX. — Goujou Collection des Bulletins. Nro. XXI.

Sire, begann er jetzt, auf die beiden mit reichen goldenen Ketten geschmückten Herrn hindeutend, welche da im Vorgrund standen, Sire, die beiden Bürgermeister mit der Munizipalität von Berlin.

Ich kenne diese Herren, sagte der Kaiser und ein milderer Ausdruck flog über sein Antlitz hin. Sie gehörten Beide zu der Deputation, welche mir schon in Potsdam die Schlüssel von Berlin übergeben wollte. Sie versicherten mich damals, daß die Gerüchte, welche man über diese Stadt verbreitet hätte, falsch wären, daß die Bürger und die Masse des Volks den Krieg ungern gesehen und daß nicht ein vernünftiger Mann gewesen, der nicht eingesehen, was man zu fürchten hätte. Ich habe jetzt bei meinem Einzug gesehen, daß Sie Recht hatten; die guten Berliner sind nicht Schuld an diesem Kriege und nur eine Hand voll alter Weiber und junger Officiere hat diesen Lärm gemacht und dies Unheil herbei geführt. Die Reise des Kaisers Alexanders ist an Allem Schuld, dann die Veränderung, welche diese Reise in dem Gemüth der Königin bewirkt, die aus einer schüchternen, bescheidenen Hausfrau auf einmal eine unruhige, kriegerische Amazone ward. Die Königin wollte auf einmal ein Regiment haben und dem Staats=

rath beiwohnen; sie hat die Monarchie so gut geleitet, daß sie dieselben in wenigen Tagen an den Rand des Abgrundes geführt hat.*) Ich werde wohl zu unterscheiden wissen zwischen Denen, welche hier den Krieg anstifteten und Denen, welche ihn zu vermeiden suchten. Ich werde die Ersteren strafen und die Letztern belohnen. Wäre Ihr König nicht so schwach gewesen, hätte er sich nicht von einer Partei leiten lassen, die, das wahre Wohl des Staats und des Königs verkennend, ihn zur Feindschaft wider mich aufstachelte, so würde er jetzt nicht da sein, wo er ist. Aber man hat ihn einzuschüchtern gesucht, man hat ihn mit allerlei Demonstrationen zu erschrecken gewußt. Sie, meine Herren von der Municipalität, hätten dafür sorgen müssen, daß der König besser von der guten und friedliebenden Stimmung der Berliner überzeugt würde. Sie werden auch jetzt dafür sorgen, daß hier keine Unordnungen geschehen.

Sire, wagte der erste Bürgermeister mit schüchterner und demüthiger Stimme zu sagen, Sire, Ew. Majestät werden heute an dem Enthusiasmus der

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Goujon Collection des Bulletins XX.

Bürger und Einwohner dieser Stadt gesehen haben, welcher Geist sie beseelt.

Der Kaiser warf auf ihn einen raschen flammenden Blick und schien seine Worte gar nicht gehört zu haben. Es versteht sich von selbst, sagte der König mit lauter grollender Stimme, es versteht sich von selbst, daß Niemanden die Fenster eingeschlagen werden! Sie haben dafür zu sorgen, daß solche Brutalitäten nicht wieder geschehen. Mein Bruder, der König von Preußen, hat an dem Tage aufgehört König zu sein, wo er den Prinzen Louis Ferdinand nicht hängen ließ, als dieser es wagen durfte, die Fenster seiner Minister einzuschlagen.*)

Ohne dem Bürgermeister Zeit zu einer Antwort oder einer Rechtfertigung zu lassen, ging Napoleon weiter, und als der Graf Neale ihm jetzt die Justiz-Collegien vorstellte, verschwand sofort die Wolke von seiner Stirn und seine Mienen nahmen jenen sanften, milden Ausdruck an, welcher stets einen so unwiderstehlichen Einfluß übte auf Alle, die von dem Sonnenglanz dieser kaiserlichen Milde bestrahlt wurden.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. IX.

Der Kaiser sprach mit diesen Herren von der Art und Weise der preußischen Rechtspflege und hörte ihre Antworten und Auseinandersetzungen mit freundlicher Aufmerksamkeit an.

In Ihrer Rechtspflege scheint viel Gutes zu sein, sagte der Kaiser sinnend. Sie hat eine treffliche Grundlage der Gleichheit und läßt sich nicht willkürlich beugen und deuteln. Mich wundert, daß Sie mit diesem Gesetzbuch Friedrichs des Zweiten in der Hand nicht alle diese Aufrührer und Revolutionärs, welche hier in Berlin zuletzt ihr Wesen trieben und Preußen jetzt so unglücklich gemacht haben, unschädlich machen und für immer zum Schweigen bringen konnten. Aber statt diese Bewegungen rechtzeitig zu unterdrücken, haben Sie zugesehen, wie elende Scribenten und von den Frauen fanatisirte Journalisten immer neues Oel in's Feuer gossen. Man hat mir da erzählt von einem elenden Journal, das hier in Berlin mit dem Fanatismus des Wahnsinns gegen Frankreich gewüthet und in die Kriegstrompete geblasen hat. Sie hätten diesen Berserker zum Schweigen bringen sollen. Warum thaten Sie es nicht?

Sire, die Gesetze unseres Landes gestatten uns nicht, das freie Wort zu unterdrücken und die Discussion

der öffentlichen Verhältnisse zu verbieten. So lange in den Journalen, Zeitungen und sonstigen Schriften nichts gegen die bestehenden Gesetze gesagt, nicht zu Aufruhr, Hochverrath oder Empörung angeregt wird, dürfen wir sie nicht inhibiren. Ein jeder Staatsbürger hat das Recht, öffentlich und frank und frei seine Meinung zu sagen, vorausgesetzt, daß dies in anständiger und den Gesetzen genügender Form geschieht.

Das heißt also, Sie haben eine freie Presse, rief Napoleon, und Sie gestatten jedem Unbefugten das Recht über Dinge zu sprechen, von denen er nichts versteht. Mit einer freien Presse läßt sich keine Monarchie aufrecht halten und regieren und besonders nicht in Zeiten der Bewegungen und Gefahren. Sie sehen, wohin Ihre sogenannte freie Discussion der öffentlichen Zustände Sie gebracht hat! Ihre Journalisten haben Krieg und immer Krieg geschrieen, haben die Bürger und das Volk aufgehetzt und dem König vorgespiegelt, daß sie das Organ der öffentlichen Meinung seien, während sie doch ganz einfach nur das Echo der Garde-Officiere und der kriegerischen Frauenzimmer waren! Ihre Königin hat den Journalismus als eine Waffe benutzt, um damit ihren Gemahl aufzuregen. Ach, diese kriegführenden und politisirenden Frauen sind das

Unglück der Völker. Die Königin Louise von Preußen ist gleich der Königin Marie Antoinette von Frankreich und Marie Caroline von Neapel das Unheil ihres Landes geworden. Die Türken haben ganz Recht, daß sie ihre Weiber einsperren. Es ist das Beste, was man thun kann.*)

Er nickte leicht mit dem Kopf, und weiter gehend, ließ er sich von dem Grafen Neale die Geistlichkeit vorstellen.

Die Herren von der Kirche haben, wie ich glaube, Grund mit mir zufrieden zu sein, sagte Napoleon mit einem Lächeln, das sein Antlitz wie mit einem Sonnenschein der Grazie und Schönheit verklärte. Ich war es, der die Kirche in Frankreich wieder hergestellt hat, ich brauche daher ihnen nicht zu sagen, wie wichtig und unentbehrlich ich die Religion und die Kirche für das Wohl der Völker erachte. Es liegen große Aufgaben und große Pflichten in den Händen der Geistlichkeit. Suchen Sie dieselben treulichst zu erfüllen, meine Herren. Besonders vermeiden Sie es, Sich in die Politik zu mischen.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Häusser. Deutsche Geschichte III. 41.

Bekümmern Sie Sich nur um Ihre Privat-Angelegenheiten, und thun Sie, wie die heilige Schrift es Ihnen gebietet, geben Sie dem Kaiser, was des Kaisers ist.*)

Er wandte sich an den Ober-Consistorialrath Ermann, den Senior der Geistlichkeit von der französischen Gemeinde, und schaute den ehrwürdigen Greis mit seinen flammenden Blicken durchbohrend an.

Sie vor allen Dingen, mein Herr, sollten diesen Spruch wohl bedenken, sagte Napoleon mit lauter Stimme. Denn Sie sind ein Franzose, und es ist daher Ihre Pflicht, wo Sie auch seien, dem Vaterlande treue und ergebene Unterthanen zu erziehen. Sie hätten in dieser Stadt durch Ihren Geist und Ihr belehrendes Wort viel Gutes wirken können. Sie hätten der Bevölkerung die Augen öffnen müssen über ihre wahren Interessen, und über das Unheil, welches ein Krieg mit Frankreich nothwendig herbeiführen müsse. Sie haben das versäumt, Sie haben geschwiegen, während die fanatische Kriegspartei laut schrie und brüllte, und das wilde zuchtlose Treiben der

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Goujou Collection etc. Bulletin XXI.

Garde=Offiziere die Gutgesinnten einschüchterte. Ich weiß wohl, daß Sie an diesen Dingen nicht Schuld sind, aber Sie hätten suchen sollen, sie zu verhindern. Ich kenne sehr wohl diejenige Partei, welche hier mit ihrem Fanatismus gegen Frankreich so viel Unheil gestiftet hat. Ich weiß, daß die Königin an der Spitze dieser Partei stand. Wie einst Marie Antoinette die Garden bei jenem berühmten Bankett fanatisirte, so hat auch die Königin Louise ihre Garde-Officiere fanatisirt. Sie ist daher verantwortlich für das wüste Kriegsgeschrei, und für den tollen Uebermuth der Officiere. Diese Frau, welche ihrem Volk so verderblich geworden ist, wie Helena den Trojanern, diese Frau ist an allem Unglück Preußens Schuld!*)

Seine Stimme rollte wie Donner durch den Saal dahin, seine Augen schossen Blitze, und wie von Entsetzen ergriffen, sah man Alle um ihn her erblassen und die Augen zu Boden schlagen.

Nur der alte Consistorialrath Ermann schlug die Augen nicht nieder, und sein Antlitz zeigte nichts von Furcht und Schrecken. Mit ernstem, fast zürnendem Ausdruck blickte er auf den Kaiser hin, und inmitten

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Häusser III. 32.

der Stille, welche den Worten des Kaisers gefolgt war, vernahm man plötzlich seine ernste Stimme, welche das angstvolle Schweigen unterbrach.

Sire, sagte er, laut genug, um von Jedermann verstanden zu werden, Sire, Ew. Majestät sagen, die Königin sei an Allem Unglück Preußens Schuld? Sie habe den Krieg veranlaßt und die bösen Leidenschaften aufgeregt? Sire, das ist nicht wahr! Die Königin ist eben so edel als tugendhaft.*)

Wie von einem electrischen Schlag getroffen fühlte sich die ganze Versammlung, alle Blicke richteten sich scheu und angstvoll auf Napoleon hin, Jeder hielt den Athem an, um die Antwort des Kaisers zu vernehmen, Jeder fühlte schon im Voraus inniges Mitleid mit dem unglücklichen Greise, den der Zorn Napoleons jetzt zerschmettern werde.

Aber der Kaiser schwieg. Einen Moment nur flammte es in seinen Augen auf, einen Moment zuckten seine Blicke wie zwei blinkende Dolchspitzen auf das Antlitz des Greises hin, aber er sagte nichts, er schien die Worte Ermann's gar nicht gehört zu haben, sondern wandte sich mit vollkommener Gelassen-

*) Ermann's eigene Worte. Siehe: „Königin Louise." S. 406.

heit an die katholische Geistlichkeit, um mit ihnen über die Interessen ihrer Kirche sich zu unterhalten.

Aber der Kaiser schien jetzt erschöpft und ermüdet, er ging rascher an den Vorgestellten vorüber, er richtete nur einige kurze, höfliche Worte an sie, und eilte sichtlich, seinen Umgang durch den Saal zu vollenden. Dann grüßte er die Versammlung mit einem raschen Kopfnicken, und verließ den Saal wieder, gefolgt von dem Groß-Marschall und seinen beiden Ober-Kammerherrn.

Einen Moment standen noch Alle schweigend und unbeweglich da, Jeder hatte ein Gefühl, als sei eben ein glänzendes Meteor an ihm vorüber gerauscht und als seien ihm die Augen noch so sehr davon verblendet, daß sie nichts Anderes zu sehen vermöchten. Dann aber richteten sich wieder Aller Blicke auf Ermann hin, er stand ruhig und lächelnd da, und fast mitleidig schaute er auf Diejenigen, welche sich sonst seine Freunde genannt, welche aber jetzt nicht den Muth hatten, sich ihm zu nähern, und es vermieden, seinen Blicken zu begegnen. Dann wandte er sich ruhig um und schritt, gefolgt von den andern Geistlichen, der Thür zu. Aber auch die Herren vor ihm hatten sich jetzt angeschickt, den Saal zu verlassen, und an den Thüren desselben

entstand jetzt ein Wogen und Drängen, das Alle in einen Knäuel zusammenschob und am ruhigen Hinausgehen hinderte. — Ermann sah sich plötzlich inmitten des Gedränges, das sich langsam der Thür zuschob, aber es schien nicht zufällig, daß grade um ihn, den hohen, ehrwürdigen Greis, sich die Massen zusammen drängten. Indem diese sich an ihm vorüberschoben, nahmen sie hastig seine Hand und drückten sie, Andere neigten sich wie zufällig dichter zu ihm hin, und flüsterten: Fliehen Sie! Verbergen Sie Sich! Wieder Andere schauten ihn an mit Blicken voll Zärtlichkeit und Rührung und murmelten: Haben Sie Dank im Namen aller Getreuen! Aber immer wieder wiederholte man dies angstvolle leise: Fliehen Sie! Verbergen Sie Sich!

Aber der Greis schaute mit einem ruhigen, stolzen Lächeln auf Alle Diejenigen, welche sich zu ihm drängten, und sagte laut und ruhig: ich fliehe nicht! Ich verberge mich nicht!

Auf einmal, grade in dem Augenblick, als der Consistorialrath Ermann die Schwelle des Saals überschreiten wollte, umdrängt von seinen ängstlichen Freunden und heimlichen Bewunderern, hörte man eine laute Stimme rufen: Herr Ober-Consistorialrath Ermann!

Hier bin ich, sagte der Greis sich umwendend, gleich allen Denen, die ihn umgaben.

Ein leises Gemurmel des Entsetzens ging jetzt durch die Versammlung, die Gesichter erblaßten, die Stirnen verfinsterten sich.

Der Moment, welchen man so sehr gefürchtet hatte, schien jetzt schon gekommen. Ermann konnte nicht mehr entfliehen, sich nicht mehr verbergen, denn Derjenige, welcher seinen Namen gerufen hatte, war Niemand Anders als Duroc, der Groß-Marschall des Kaisers, und er kam offenbar im Auftrage seines Herrn.

Diese bewegte Menge, welche sich so hastig vorwärts geschoben, so eifrig den kühnen Greis umdrängt hatte, blieb jetzt auf einmal wieder wie angefesselt stehen, und durch die zurückweichenden, schweigenden Reihen schritt jetzt der Groß-Marschall grade zu Ermann hin.

In dem Saal herrschte ein tiefes lautloses Schweigen, jeder schien seinen Athem anzuhalten, um zu horchen, jeder schien sogar das Klopfen seines Herzens zu unterdrücken, um den Verhaftsbefehl des Kaisers zu vernehmen.

Jetzt stand der Groß-Marschall vor Ermann, der

ihn ruhig hatte kommen sehen, und ihm nicht einen Schritt entgegen gegangen war.

Duroc verneigte sich vor ihm, und mit lauter Stimme sagte er: Se. Majestät der Kaiser hat mich beauftragt, den Herrn Ober-Consistorialrath Ermann auf morgen Mittag zur kaiserlichen Tafel einzuladen. Se. Majestät wünschen, wie er mir befohlen hat Ihnen zu sagen, die nähere Bekanntschaft eines Mannes, der ein so treuer und muthvoller Diener der königlichen Familie ist, und Edelmuth und Kühnheit genug besitzt, um die Abwesenden und Angeschuldigten zu vertheidigen. Se. Majestät lassen Sie wissen, daß sie, weit entfernt, Ihr vorheriges Betragen zu mißbilligen, dasselbe hochachten und bewundern, denn der Kaiser besitzt einen feinen Sinn für Alles, was hochherzig und edel ist.

IV.

Napoleon und Talleyrand.

Napoleon ging mit großen mächtigen Schritten in seinem Cabinet auf und ab. Sein Antlitz war bleich und finster und seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt, wie sie im Zorn zu sein pflegten, und in seinen Augen wetterleuchtete die Wuth. Er hielt in seiner Hand zwei Papiere, ein gedrucktes und ein geschriebenes, und so oft seine Augen auf diese hinblitzten, ballte seine kleine mit Brillantringen geschmückte Hand sich fester zusammen, und machte das Papier aufächzen und erzittern.

Der Zorn des Kaisers, welcher Jeden, der ihm in solchen Momenten nahen mußte, mit Zittern und Entsetzen erfüllte, machte indeß gar keine Wirkung auf den Mann, der da inmitten des Zimmers an dem mit Karten und Papieren bedeckten Tisch stand, die eine

Hand auf den Tisch aufgestützt, mit der andern ruhig an dem Spitzenjabot zupfend, das zwischen der goldgestickten Sammetweste hervorquoll. Seine kleinen blitzenden Augen folgten ruhig und kalt jeder Bewegung des Kaisers; wenn der Zorn in ihm höher aufzuwallen schien, zuckte ein leises verächtliches Lächeln um die Lippen dieses Mannes, und in seinen Augen zeigte sich dann ein schneller Blitz des Hasses und des Spottes zugleich. Aber dies dauerte immer nur einen kurzen Moment, dann nahm sein bleiches kränkliches Angesicht wieder seinen undurchdringlichen Ausdruck an, und um seine schmalen Lippen schwebte dann nur noch ein verbindliches Höflingslächeln.

Dieser Mann war Talleyrand, der erste Minister des Kaisers, Talleyrand, der einst als Priester der Kirche, dann als Minister der Republik gedient hatte, und der Beide verrathen und verlassen hatte, um jetzt der Minister des Kaiserreichs zu sein, und alle die Principien zu bekämpfen und zu verleugnen, die er früher als die seinigen proclamirt und für das Wohl Frankreichs nothwendig erklärt hatte.

Talleyrand, rief Napoleon jetzt mit zorniger Stimme, indem er vor dem Minister stehen blieb, und die Papiere in seiner Hand fester zusammenballte, Talleyrand,

ich will ein strenges Exempel statuiren. Ich will diesen hochmüthigen preußischen Adel, der mir noch immer zu trotzen wagt, ich will ihn in den Staub treten, ich will ihn erkennen lehren, was es bedeutet, mir zu opponiren! Welch eine Vermessenheit von diesem Fürsten Hatzfeld, während ich mit meiner Armee schon im Anmarsch, während ich schon Herr von Preußen bin, noch seinem fliehenden König und dessen Ministern Nachrichten zu ertheilen, und Spionage zu treiben. Ah, ich werde diesem Herrn Hatzfeld beweisen, daß sein Fürstentitel ihn nicht schützt vor der verdienten Strafe, daß ich den Verräther und Spion von dem Kriegsgericht verurtheilen lasse, gleichviel, ob er ein gemeiner Mann, oder ein hochgeborner Herr ist. Wir Beide haben Zeiten gesehen, wo die Köpfe der Hochgebornen wie Mohnköpfe von den Stielen abgebrochen wurden, und wir wollen diesen Adel, der hier auf seine alten Privilegien trotzt, ein wenig daran erinnern, daß diese Zeit auch für Preußen kommen kann, wenn der Adel nicht sein hochmüthiges Gebahren aufgiebt, und sich in Demuth und Gehorsam mir unterwirft. Lassen Sie diesen Fürsten Hatzfeld sogleich verhaften, geben Sie Ordre, daß das Kriegsgericht in vier und zwanzig Stunden zusam-

mentritt, und über den Verräther und Spion zu Gericht sitze. Dieser Brief hier wird dem Kriegsgericht als Anklage dienen, es bedarf weiter nichts, um ihn zum Tode zu verurtheilen.

Und wollen Ew. Majestät alsdann das Urtheil wirklich vollstrecken lassen? fragte Talleyrand mit seiner sanften, einschmeichelnden Stimme, und seinem feinen Lächeln.

Napoleon schleuderte auf ihn einen seiner flammenden Blitze. Weshalb fragen Sie das? sagte er rauh.

Deshalb, Sire, weil ich glaube, daß diese allzugroße Strenge vielleicht nicht zu dem gewünschten Ziel führen möchte, weil sie, statt den Adel zu demüthigen und ihn willenlos in den Staub zu treten, grade das Gegentheil bewirken und den Adel zum Aufruhr und zur Empörung aufstacheln möchte. Zuweilen bewirkt die Milde mehr, als die Strenge, und jedenfalls muß man bei der Anwendung Beider den Charakter der Völker, die man unterwerfen will, in Betracht ziehen. Die Italiener sind besser durch die Strenge zu regieren, denn sie sind im Grunde feig und entnervt, und wenn das Strohfeuer ihrer ersten Leidenschaftlichkeit verflogen ist, so fühlen sie nach=

her eine enthusiastische Bewunderung für den, der ihnen den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, und sie zermalmt. Die Deutschen aber sind ein zäheres und phlegmatischeres Volk. Sie sind wie die weißen Stiere, die ich in Italien gesehen. Sie verrichten mit stolzer Gelassenheit die Arbeit jedes Tages. Wenn ihr Herr sie nur ein wenig mit der eisernen Stachel des Stabes, mit dem er sie leitet, sticht, so arbeiten sie um so eifriger und gehorsamer, wenn er sie aber mit dem Stachel allzutief verwundet, so verwandelt sich ihr Phlegma auf einmal in die ungeheuerste Leidenschaftlichkeit, und sie erheben sich in wilder Wuth gegen den Herrn, der sie allzusehr gereizt und gepeinigt hat.

Und Sie meinen, daß der deutsche weiße Stier schon gereizt ist? fragte Napoleon mit grollender Stimme.

Ja, Sire! Es ist Zeit, ihn durch Milde und Gnadenacte zu besänftigen, wenn er nicht stößig und wüthend werden soll. Die Hinrichtung Palm's hat viel böses Blut gemacht, und es wäre gut, dasselbe ein wenig zu kühlen. Mögen Ew. Majestät den übermüthigen und stolzen Adel des Königs von Preußen bedrohen, und erschrecken, aber wenn er zittert und bangt, dann üben Sie Milde und Gnade, es ist das

beste Mittel, um die Widerspenstigen zur Unterwerfung zu zwingen.

Der Kaiser erwiderte nichts, sondern ging finster und schweigend einige Male auf und ab. Dann blieb er wieder dicht vor Talleyrand stehen und sah ihm starr und fest in die Augen.

Es bleibt bei meiner Entscheidung, sagte er kalt. Ich will den Fürsten Hatzfeld sogleich verhaften lassen, und das Kriegsgericht soll in vier und zwanzig Stunden zusammentreten, um den Verräther und Spion zu richten.

Der Kaiser trat rasch an seinen Schreibtisch und warf hastig einige Worte auf ein Papier hin. Dann faltete er selbst das Papier zusammen, schloß es mit einer Oblate, und nachdem er die Adresse geschrieben, klingelte er hastig.

Hier nehmen Sie, sagte er, dem eintretenden Ordonnanz-Officiere den Brief darreichend. Senden Sie sogleich eine Ordonnanz mit diesem Briefe an den Gouverneur Clarke. In fünf Minuten muß er den Brief haben. — Als der Ordonnanz-Officier hinausgegangen, wandte sich Napoleon wieder an Talleyrand.

Niemand wage es, mir von Gnade zu sprechen, sagte er, denn ich werde sie Niemanden bewilligen,

weder Ihnen, noch der Gemahlin des Fürsten, von deren Schönheit mir Duroc schon früher erzählt hat. Mögen die Deutschen immerhin wie die italiänischen Stiere sein, ich werde diesem Stier die Hörner abbrechen, und die Zähne ausreißen, dann wird er machtlos sein! Nichts also von Gnade, weder für den Adel, noch auch für die Journalisten und Zeitungsschreiber. Man muß diese elenden Scribenten zittern machen, damit sie verstummen, oder nicht mehr wagen die Feder zu führen. Welche Sprache der elende Journalist hier in diesem Blatte gegen mich zu führen gewagt, welche Sarcasmen und welchen Hohn er gegen mich zu schleudern sich vermessen hat. Und der König von Preußen hat ihn nicht verhaften lassen, und dieses schwachköpfige Gouvernement hat den Libellisten ruhig sein Handwerk weiter treiben lassen!

Sire, der Redacteur dieses Journals, der Telegraph genannt, hat, wie man mir sagt, zu den Freunden und Inspirirten des Prinzen Louis Ferdinand gehört.

Und folglich auch zu den Freunden der Königin! unterbrach ihn Napoleon rasch. Diese Frau hat kein Mittel verschmäht, um mich zu bekämpfen, sie hat mich leidenschaftlich gehaßt, und mit mehr Energie, als ihr schwacher Gemahl. Ich werde ihr diesen Haß ver-

gelten, und sie soll empfinden, was es heißt, meinen Zorn zu reizen. Ja, ich werde ihr vergelten, ich werde sie demüthigen. Schon jetzt mag sie mit Thränen bereuen, was sie gethan hat, schon jetzt irrt sie flüchtig umher; ich will sie hintreiben bis zu den äußersten Grenzen ihres Landes, ich will diese stolze Königin zwingen, sich vor mir in den Staub zu beugen und mich auf ihren Knieen um Gnade anzuflehen. Aber ich werde sie nicht begnadigen, ich werde unerbittlich sein! Mein Zorn wird sie und ihr Haus zerschmettern, wie er noch alle diejenigen zerschmettert hat, welche sich gegen mich auflehnten. Wehe Denen, welche die willigen Werkzeuge der Königin gewesen, sie sollen es büßen, der Königin in ihrem Haß wider mich gedient zu haben! Kennt man den Menschen, welcher dies Blatt redigirt, und diese elenden Artikel geschrieben hat?

Sire, der Redacteur ist ein Professor Lange, einer der eifrigsten Royalisten, und besonders ein glühender Verehrer der Königin.

Er ist also mit ihr geflohen, nicht wahr, und sie wird ihn unterwegs zu neuen Schmähartikeln inspiriren, die er, kraft der hiesigen elenden Preßlicenz, gegen mich ausspeien wird?

Nein, Sire, er ist nicht geflohen, sondern er hielt sich hier verborgen; unsere Polizei hat ihn indeß heute aufgespürt und verhaftet. Ew. Majestät mögen bestimmen, was mit ihm geschehen soll.

Er soll den deutschen Herrn Scribenten als warnendes Beispiel dienen, welchen Lohn diejenigen sich verdienen, welche wider mich provociren und große Worte schleudern wollen. Ich will diese Schreier ein für allemal zum Schweigen bringen und mit der Censur des Henkerbeils ihre jammervolle freie Presse zu Tode bringen. Sie haben nicht genug an der Strafe des Herrn Palm gehabt, so möge ihnen noch der Herr Lange als Beispiel dienen. Er sterbe, wie Palm gestorben ist!

Ew. Majestät wollen also den empfindsamen Deutschen abermals einen Märtyrer machen, zu dem sie beten, und an dessen Märtyrerthum sie sich begeistern können? Sire, es ist mit den Märtyrern wie mit den Narren. Ein Narr macht viele, und so könnte man auch sagen, Ein Märtyrer macht viele Märtyrer! — Lassen Sie diesen Herrn Lange heute erschießen, weil er ein treuer Anhänger der Königin ist, und in ihrem Sinn geschrieben hat, so werden morgen die Pamphletisten wie Pilze aus der Erde

schießen und ihre Libelle gegen Ew. Majestät schleudern, bloß aus der eitlen Begierde, Märtyrer für ihre schöne Königin zu werden, und aus der Hoffnung, die Königin werde um sie Thränen vergießen, wie sie es um den Märtyrer Lange gethan.

Ah, rief Napoleon höhnisch, Sie sind heute sehr zur Gnade und Versöhnung geneigt, wie es scheint; ein krankhaftes Fieber der Milde hat Sie überfallen. Sie sind also der Meinung, ich sollte diesen elenden Pamphletisten der Königin begnadigen, statt ihn zu strafen?

Sire, ich bin der Meinung, daß dieser elende Mensch viel besser gestraft wird, wenn man ihn nicht zum Märtyrer macht, sondern nur zu einem Werkzeuge, das man benutzt, so lange es bequem ist. Da dieser Professor Lange so sehr gut versteht, Pamphlete zu schreiben und Schmähartikel in die Welt zu schicken, so möge er sein Handwerk fortsetzen, nur daß man ihm aufträgt, seine Waffen, statt gegen Ew. Majestät, gegen die Königin zu richten und sie zu schmähen mit eben der Wuth, mit welcher er Ew. Majestät geschmäht hat.

Und Sie glauben, daß dieser Mensch sich dazu verstehen wird, so seine eigenen Worte zu widerrufen

und sich selbst der Lüge zu zeihen? Er hat, wie man mir gesagt hat, bis jetzt mit einem wahren Enthusiasmus seine Königin verherrlicht und mich geschmäht.

Sire, wir werden ihm mit dem Tode drohen, wir werden ihm Geld bieten, und er wird der Angst und der Habgier erliegen! Ich kenne die Herrn Journalisten. Sie sind feig und immer in Geldverlegenheit. Drohen wir dem Herrn Lange, geben wir ihm ein Capital, und er wird besiegt sein, er wird seine vergiftete Waffe gegen die Königin wenden, und aus dem Bewunderer wird ein Ankläger werden!

Napoleon blickte sinnend und mit gerunzelter Stirn vor sich nieder. Elende Race, diese Menschen, murmelte er, man muß sie verschlingen, um nicht von ihnen verschlungen zu werden! — Nun wohl, sagte er dann laut, versuchen Sie es! Wenden wir die Waffen, welche die fanatische Königin gegen uns geschärft hat, wider sie selber. Machen wir aus dem Bewunderer der Königin ihren Ankläger! Aber es müssen gute und begründete Anklagen sein! Man muß diesem thörichten Volk die Augen öffnen, man muß ihm zeigen, daß diese Königin, welche es als eine keusche Lucretia, eine schöne Heilige anbetet, nichts weiter ist, als eine recht niedliche Frau von artiger Figur mit

wenig Geist, aber vieler Coquetterie, und die fern davon eine Heilige zu sein, ein sehr menschliches Herz hat und manche Aventure bestanden hat*). Wenn der Herr Lang in diesem Sinne schreiben will, möge er begnadigt werden**). Man muß zuweilen die Tragödie in eine Farce verwandeln, damit die dummen Menschenkinder über das lachen, worüber sie zuerst

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Goujou: Collection des Bulletins.

**) Talleyrand hatte ganz richtig speculirt. Die Furcht vor dem angedroheten Tode und das Versprechen einer glänzenden Belohnung machte aus dem Redacteur des Telegraphen einen eben so begeisterten Bewunderer Napoleon's, als er früher ein Bewunderer der Königin Luise gewesen, und während er sonst Lobgedichte auf die Königin geschrieben, entblödete er sich jetzt nicht, die schamlosesten Schmähungen und Verläumdungen gegen sie in seinem Journal abzudrucken. Er begann damit, daß er eine Vision publicirte, in welcher Friedrich der Große seinem Groß-Neffen Friedrich Wilhelm dem Dritten erschien und ihm Vorwürfe machte, daß er es gewagt habe, dem großen Napoleon den Krieg zu erklären, und worin er, im Interesse seines Volkes, dem König befahl, sofort Frieden zu machen. Diese elende Spiegelfechterei empörte indeß alle Gutgesinnten, und in Einem Tage verlor der Telegraph mehr als die Hälfte seiner Abonnenten. Aber er fuhr fort in seinen schamlosen Verleumdungen der Königin, denn das französische Gouvernement bezahlte ihn dafür. Mémoires d'un homme d'état. Vol. IX. 314.

Lust hatten, zu weinen. Ah, diese Königin von Preußen wollte durchaus gegen mich kämpfen. Sie mag es haben. Wir wollen kämpfen, und es wird ein Kampf auf Leben und Tod sein. Hat der preußische Gesandte unsere Bedingungen angenommen?

Sire, gestern schwankte er noch, heute wird er nicht mehr schwanken!

Weshalb nicht?

Sire, es ist soeben ein Courier angelangt, und ich kam Ew. Majestät die mündlichen Nachrichten mitzutheilen, welche er bringt. Er kommt von Stettin und meldet, daß diese Festung capitulirt hat. Unsere Husaren haben Besitz von der Festung genommen.

Der Kaiser lächelte. Nun, sagte er, wenn die Husaren schon Festungen einnehmen, dann wird man eine neue Art der Kriegführung erfinden müssen, und man kann die Mauern der Festungen abtragen. Aber Sie haben Recht, der Fall Stettin's ist für Preußen sehr wichtig, und das Gouvernement wird sich schon entschließen müssen, unsere Bedingungen anzunehmen. Wir sollten uns aber mit dem Abschluß der Friedens-Unterhandlungen nicht allzusehr beeilen. Die Bedingungen, welche wir Preußen gestellt haben, sind ziemlich günstig; wenn noch mehrere solcher Couriere ein-

treffen, so werden wir die Bedingungen verschärfen und den Frieden ein wenig härter machen! Suchen Sie den preußischen Gesandten hinzuhalten, es ist noch nicht nöthig, daß wir den Frieden so rasch unterzeichnen. Warten wir die Nachrichten ab.

Eben öffnete sich die Thür, und der Kammerlakai erschien mit der Meldung, daß soeben ein Courier angelangt sei, der dem Kaiser Depeschen vom Großherzog von Berg zu übergeben habe.

Auf einen Wink Napoleon's öffnete sich die Thür und der Courier trat in seinen bestäubten und beschmutzten Kleidern in das Gemach des Kaisers ein.

Wo steht der Großherzog? fragte der Kaiser rasch.

Sire, in Prenzlau.

Ah, in Prenzlau! rief Napoleon. Die Thore haben sich ihm also geöffnet. Geben Sie mir Ihre Depeschen, und dann gehen Sie, sich auszuruhen und zu erquicken. Ich sehe, daß Sie dessen bedürfen!

Sire, ich war seit zehn Stunden zu Pferde, und bin soeben abgestiegen.

Man soll Ihnen ein Frühstück serviren. Sagen Sie es dem Kammerlakaien im Vorzimmer! Gehen Sie!

Der Courier hatte noch nicht die Thür des Ca-

binets hinter sich geschlossen, als Napoleon schon die Depeschen geöffnet und mit einem schnellen Blick den Inhalt überflogen hatte.

Mit einem stolzen triumphirenden Lächeln wandte er sich sodann zu Talleyrand hin. Ich hatte wohl Recht, zu sagen, daß wir zögern wollten mit dem Abschluß des Friedens, sagte er, jetzt werden wir Preußen einige härtere Bedingungen stellen können, und es wird sie doch eingehen müssen. Der Großherzog von Berg sendet mir da sehr gute Nachrichten. Das Armeecorps des Fürsten Hohenlohe hat bei Prenzlau capitulirt*). Die preußische Armee existirt nicht mehr. Zehntausend Mann mit dreihundert und fünf und zwanzig Offizieren, gegen zweitausend Pferden und vier und sechszig Kanonen haben sich ergeben und sind unsere Kriegsgefangenen geworden. Zehntausend Mann! Beim Himmel, wenn ich einmal die Schmach erleben könnte, daß eins meiner Armeecorps solche Kriegsgefangenschaft annähme, ich würde Frieden mit meinem Feinde machen, bloß um meine Kriegsgefangenen wieder zu haben, und die elenden Officiere, welche eine solche Capitulation eingegangen, zum Exempel für die

*) Am 28. Oktober 1806.

ganze Armee erschießen zu lassen. Zehntausend Mann und dreihundert Officiere! Wahrlich, mein Bruder, der König von Preußen, hat kein Glück gegen mich und die schöne Königin wird ihren Haß gegen mich gar bitter bereuen müssen.

Sire, sagte Talleyrand mit einem boshaften Lächeln, man sagt, vom Haß zur Liebe sei nur ein Schritt. Wer weiß, ob die Götter, zur Strafe für die Vermessenheit der schönen Königin, sie nicht diesen einen Schritt thun lassen. Wer weiß, ob nicht schon jetzt der glühende Haß der Königin nur die Maske ist, unter der sich ihre Liebe und Bewunderung für Ew. Majestät verbirgt. Hüten sich also Ew. Majestät wohl, der schönen Helena zu nahen, damit nicht auch Ihr Haß die Gefahr der Verwandlung laufe!

Ach, sagte Napoleon ingrimmig, wenn mein Herz einer solchen Verwandlung fähig wäre, so würde ich es mit meinen eigenen Händen aus meiner Brust reißen, um seine Wünsche zu ertödten. Wenn diese Frau das schönste Weib der Welt wäre und wenn sie mir ihre Liebe anböte, so würde ich mich von ihr abwenden und ihr meinen Haß und meine Verachtung in's Antlitz schleudern. Sie hat mich zu tief gekränkt, denn sie ist es, welche alle meine Pläne zerstört und

ihren Gemahl gegen mich aufgehetzt hat. Frankreich und Preußen sind dazu bestimmt Freunde zu sein und ein Krieg mit Preußen ist für Frankreich so viel, als ob man sich die rechte Hand fesselt.*) Wäre Preußen im vorigen Jahr mein treuer Bundesgenosse geblieben und wäre es nicht der dritten Coalition beigetreten, so hätten unsere vereinten Armeen damals nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa zu unsern Füßen niedergelegt. Aber diese Königin hat es nicht gewollt; kindisch und leidenschaftlich, wie alle Frauen, hat sie nicht ihre Vernunft, sondern nur ihre Gefühle zu Rathe gezogen, und da ihr hochmüthiges Herz den Gedanken nicht ertragen konnte, einen Kaiser, der nicht unter dem Thronhimmel geboren, als Freund und Bundesgenossen anzunehmen, so zog sie es vor, ihren Gemahl gegen mich aufzuwiegeln und Preußen in Unglück, Elend und Schande zu stürzen. Denn diese Capitulation von Prenzlau ist eine Schande, und wenn sie mich als Feind erfreut, weil sie mir Vortheil bringt, so beschämt sie mich als Soldat, weil sie den ganzen Militairstand entehrt. Ach, es ist aber doch Gerechtig-

---

*) Napoleons eigene Worte: Siehe: Las Cases Mémorial etc. Bd. IV.

keit im Himmel, und ein höheres Wesen da oben lenkt diese Dinge hier unten.

Ach, Ew. Majestät glauben an dergleichen? fragte Talleyrand mit einem spöttischen Ausdruck. Sie glauben, daß es einen Gott giebt, welcher sich ein Geschäft daraus macht, die Welt und die Menschen zu lenken und den Fürsten und Diplomaten in's Handwerk zu pfuschen?

Da ich nicht, wie Sie, die Priesterweihe erhalten habe und nicht ein Diener der Kirche gewesen bin, so ist es mir wohl erlaubt, noch einigen Glauben zu haben, sagte Napoleon lächelnd. Ja, ich glaube an ein höheres Wesen und ich glaube, daß dieses höhere Wesen es jetzt so gefügt hat, daß diese übermüthigen Garde-Officiere, welche vermeinten, sie brauchten sich nur zu zeigen, um die Franzosen zu verjagen, und welche in ihrem Wahnsinn so weit gingen, ihre Schwerter auf den Treppenstufen vor dem Hause unsers Gesandten zu wetzen, daß diese Garde-Officiere jetzt ihre Demüthigung und Strafe erhalten. Denn die Garden von Potsdam und Berlin sind unter den Kriegsgefangenen des Hohenlohe'schen Armeecorps und wir werden sie bald hier in Berlin einziehen sehen. Auch ein königlicher Prinz, der Bruder

des Prinzen Louis Ferdinand befindet sich unter den Gefangenen.

Ew. Majestät haben wohl Recht, sagte Talleyrand, wir können Preußen jetzt strengere Bedingungen machen. Wenn Ew. Majestät erlauben, werde ich darüber gleich Unterhandlungen mit dem Marquis Lucchesini beginnen. Er erwartet mich ohnedies zu einer Conferenz.

Theilen Sie ihm diese neuesten Nachrichten mit, das wird ihn gefügig machen. Sie kennen meinen Willen und wissen, was ich noch fernerhin verlange. Der König wollte mir Baireuth anbieten, statt der geforderten hundert Millionen Franks Contribution. Jetzt kann keine Rede mehr davon sein. Ich will Baireuth und die Contribution. Außerdem fügen wir jetzt noch diese andern Bedingungen hinzu: Preußen wird, im Fall die Russen Krieg mit der Türkei beginnen, sich mit allen Kräften an Frankreich anschließen und gegen den Kaiser von Rußland marschiren lassen.*)

Ach, Sire, Sie wollen also durchaus der schönen Königin das Herz brechen? fragte Talleyrand mit einem cynischen Lachen.

Es ist meine Antwort auf ihren Schwur mit Alexander

*) Häusser: Deutsche Geschichte. Thl. III.

am Grabe Friedrichs des Zweiten! Gehen Sie und bringen Sie Lucchesini die neuen Nachrichten und meine Bedingungen.

Ew. Majestät wollten die Gnade haben, heute Vormittag die verschiedenen Gesandten der kleinen deutschen Fürsten zu empfangen, die schon seit gestern Morgen um eine Audienz flehen.

Es schadet diesen kleinen Herren gar nichts, daß sie sich ein wenig in der Geduld des Wartens üben, sagte Napoleon rauh. Ich werde sie morgen annehmen, um endlich von ihren Jeremiaden erlöst zu werden. Erinnern Sie sich noch, daß ich Sie schon vor einigen Monaten beauftragte mir die Statistik eines norddeutschen Staats zwischen dem Rhein und der Elbe zu entwerfen?

. Sire, ich habe Ihren Befehl damals sofort ausgeführt und den Entwurf dieses neuen norddeutschen Staats in Ihre Hände niedergelegt.

Ja, er ist in meinen Händen, und jetzt ist es Zeit, aus dem Entwurf eine Wirklichkeit zu machen. Sie haben ihn mit der Feder aufgezeichnet, ich habe ihn mit dem Schwert ausgeführt und illustrirt. Wir haben also Beide unsere Schuldigkeit gethan. Morgen will ich diese kleinen deutschen Fürsten mit unserm

Entwurf bekannt machen, damit sie uns ihr Land räumen! Gehen Sie zu Lucchesini! Ich will spazieren reiten und meine Garden in Charlottenburg besuchen.

Talleyrand verneigte sich und verließ das Kabinet des Kaisers. In dem großen Saal, welcher sich vor demselben befand, sah er den Großmarschall Duroc, welcher am äußersten Ende desselben in der letzten Fensternische stand.

Talleyrand eilte zu ihm hin, so rasch es sein lahmer hinkender Fuß ihm gestattete, und zog den Großmarschall, der ihm entgegen ging, wieder in die Fensternische zurück.

Herr Groß-Marschall, flüsterte er leise, ich bin im Begriff, ein Hochverräther zu werden und Ihnen ein Geheimniß des Kaisers zu verrathen. Mein Leben liegt in Ihrer Hand, denn wenn Sie mich bei Sr. Majestät denunciren, bin ich verloren. Werden Sie es thun?

Duroc lächelte. Excellenz, sagte er, ich bin ein guter Patriot und da ich weiß, wie sehr nothwendig Ihr Leben für das Wohl und das Glück Frankreichs ist, so werde ich mich wohl hüten irgend Etwas gegen Sie zu unternehmen, vielmehr würde ich es stets als meine heiligste Pflicht erachten, das Leben Ew. Excellenz

zu schützen und für Ihr Wohl bedacht zu sein, wenn sich nur die Gelegenheit dazu darböte. Sie dürfen mir also immerhin Ihr Geheimniß verrathen. Ich würde lieber sterben, als Sie denunciren!

Ich danke Ihnen, sagte Talleyrand, sich verneigend. Nun hören Sie also mein Geheimniß: Der Kaiser hat Befehl gegeben, den Fürsten Hatzfeld zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Unmöglich! rief Duroc erbleichend. Fürst Hatzfeld ist von jeher ein eifriger und warmer Anhänger Frankreichs gewesen, und gerade um dieser Gesinnung willen ist er jetzt bei der Hofpartei in höchste Ungnade gefallen; auch die Berliner machen ihm Vorwürfe, daß er sie gehindert habe sich zu vertheidigen, und daß er es absichtlich versäumt habe, die Waffen aus dem Zeughaus fortzuführen. Was kann also der Fürst Hatzfeld gethan haben, um vor ein französisches Kriegsgericht gestellt zu werden?

Ein unmerkliches Lächeln flog über Talleyrand's feine Züge hin. Er hat einen Brief an den König geschrieben, sagte er, den man allenfalls, wenn man will, für eine Spionage und einen Verrath ausgeben kann, vorzüglich wenn man eine Gelegenheit wünscht, ein Exempel zu statuiren und den stolzen Adel ein=

zuschüchtern, weil er es vermeidet, hierher zu kommen und dem neuen Gebieter zu huldigen.

Wenn das die Absicht des Kaisers ist, seufzte Duroc, so ist Fürst Hatzfeld verloren. Der Kaiser wird unerbittlich sein!

Muß man denn gleich Jemand hinrichten lassen, um die Andern zu schrecken? fragte Talleyrand. Ist es nicht genug, wenn man den ernsten Willen hat? Aber Sie haben Recht! Der Kaiser will keine Gnade üben! Das Kriegsgericht wird morgen zusammentreten.

Morgen schon! sagte Duroc traurig. Oh, welch ein Jammer wird das in der Familie sein! Die junge Fürstin liebt ihren Gemahl leidenschaftlich, sie erwartet in wenigen Monaten ihre Niederkunft und jetzt soll sie schon, ehe es geboren, den Vater ihres Kindes verlieren.

Zum zweiten Mal flog ein leises Lächeln über Talleyrand's Antlitz. Er neigte sich dichter zu dem Groß-Marschall hin und legte seine kleine, kränkliche Hand auf Duroc's kräftigen Arm. Mein Freund, flüsterte er leise, Sie müssen versuchen, den Fürsten zu retten!

Ich? fragte Duroc verwundert.

Talleyrand nickte. Ja Sie! Sie kennen die Familie

seit langer Zeit, Sie sind bei Ihren öftern Gesandtschaften viel in dem Hause gewesen, es ist also ganz natürlich, daß die junge Fürstin in ihrer Noth und Verzweiflung sich an Sie um Beistand und Unterstützung wenden wird. Sie müssen ihr eine Audienz beim Kaiser verschaffen und die junge Fürstin hat somit die Gelegenheit, auf ihren Knieen von Sr. Majestät das Leben Ihres Mannes zu erflehen. Der ganze Adel wird dann in ihrer Person vor dem Kaiser gedemüthigt auf den Knieen liegen, und der ganze Adel wird begnadigt werden in der Person des Fürsten. Mein Lieber, Sie müssen durchaus der Fürstin eine Audienz bei Napoleon verschaffen!

Aber sagten Sie mir nicht, daß der Kaiser keine Gnade üben will? Daß das Kriegsgericht schon morgen zusammentreten wird?

Ich sagte Ihnen das! Ich hätte noch hinzufügen können, daß der Kaiser, als ich ihn um Gnade für Hatzfeld bat, mich zornig zurückwies, und hinzufügte, er verbiete es auf das Allerstrengste, ihn um Gnade zu ersuchen. Auch Duroc solle es nicht wagen, ihn darum anzugehen, oder es versuchen, die junge Fürstin zu ihm zu führen, damit diese um Gnade für ihren Gemahl flehe!

Nun also? rief Duroc.

Nun also, sagte Talleyrand gelassen, grade aus diesem strengen Verbot glaubte ich schließen zu dürfen, daß der Kaiser mir andeuten wollte, er sei geneigt, auf diesem Wege eine Begnadigung zu gewähren.

Wie? rief Duroc lächelnd, der Kaiser befiehlt, daß man es nicht wage, die Fürstin Hatzfeld zu ihm zu führen, er sagt, daß er keine Gnade üben will, und daraus folgern Sie, daß er der Fürstin eine Audienz bewilligen, und ihr Gnade gewähren will?

Gewiß! sagte Talleyrand. Wozu hat man denn die Sprache, wenn man mit ihr nicht seine Gedanken verschleiern wollte? Bei klugen und bedeutenden Leuten nehme ich daher immer an, daß ihre Gedanken grade das Gegentheil sind von dem, was ihre Worte sagen. Nur die Einfältigen und Unbedeutenden sagen, was sie denken! Versuchen Sie es also immerhin. Verschaffen Sie der Fürstin eine Audienz beim Kaiser, und das Uebrige überlassen Sie der Beredsamkeit und der Schönheit der Fürstin.

Aber ich kann doch nicht hingehen, mich der Fürstin als Vermittler anzubieten. Dadurch würde es den Anschein gewinnen, als ob der Kaiser mich zu

ihr sende, und wenn er dann den Fürsten begnadigte, würde es nur wie ein verabredeter Theatercoup sein.

Sie haben Recht, wir müssen es durchaus vermeiden, daß die Affaire diesen Anschein gewinnt, sagte Talleyrand lächelnd. Wenn die Fürstin aber ihren Gemahl wirklich liebt, und wenn sie ihn wirklich retten will, so werden Sie natürlich ihr erster Gedanke sein, denn Sie sind mit ihr und ihrer Familie bekannt, und man weiß, daß Sie des Kaisers naher und vielvermögender Freund sind. Es ist also ganz natürlich, daß die Fürstin Ihre Vermittelung anrufen wird.

Wenn sie es thut, werde ich Alles, was in meinen Kräften steht, versuchen, um ihr nützlich zu sein, denn ich habe in dem Hause des Fürsten viel angenehme Stunden verlebt, und es wäre mir angenehm, der Fürstin einen Dienst erzeigen zu können. Aber ich fürchte, Sie täuschen Sich. Der Kaiser nimmt nie sein Wort zurück, und wenn er gesagt hat, daß er keine Gnade üben, und die Fürstin nicht annehmen will, so wird es dabei bleiben, und all mein Bemühen wird vergeblich sein.

Zum dritten Mal flog ein leises spöttisches Lächeln über Talleyrands Züge hin. Versuchen Sie es nur,

sagte er. Vielleicht gelangen Sie doch zum Ziel! Aber Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn wie gesagt, schon morgen soll das Kriegsgericht zusammentreten. Was geschehen soll, muß also noch im Lauf des heutigen Tages geschehen.

V.

Die Fürstin Hatzfeld.

Der Groß-Marschall Duroc ging in lebhafter Unruhe in seinem Gemach auf und ab. Der Abend begann zu dämmern, und noch immer hatte er keine Nachrichten von der Fürstin Hatzfeld erhalten. Doch war der Fürst schon im Lauf des Vormittags verhaftet und auf das Schloß geführt, wo er in einem Zimmer eingeschlossen und streng bewacht wurde. Die Nachricht seiner Verhaftung hatte sich schnell durch ganz Berlin verbreitet, und eine düstere, trübe und angstvolle Stimmung lag wie eine Gewitterwolke über der ganzen Stadt. Ueberall auf den Straßen bildeten sich einzelne Gruppen von bleichen, ernstblickenden Männern, die sich mit leisem Geflüster diese neueste schreckensvolle Begebenheit erzählten, und ihrem Groll und ihrer Wuth in heimlichen Flüchen und Ver-

wünschungen Luft machten. Jedermann war überzeugt, daß der Fürst verloren sei, Jedermann empfand es als eine neue, Jedem persönlich angethane Demüthigung, daß einer der angesehensten und vornehmsten Männer Preußens jetzt eines gemeinen Verbrechens sollte angeklagt und als Spion verurtheilt werden. Niemand zweifelte, daß das Urtheil des Kriegsgerichts auf Tod lauten würde; und daß Napoleon keine Gnade und kein Mitleid haben würde, das las man in dem strengen, düstern Antlitz des Kaisers, als er, gefolgt von seinem Generalstab, durch die Straßen dahin ritt, um sich nach Charlottenburg zu begeben.

Alle die Vorwürfe, welche man sonst gegen den Fürsten Hatzfeld gerichtet, waren jetzt vergessen, man vergab ihm seine Schwäche, seine Feigherzigkeit, seine Vorliebe für Frankreich, man erinnerte sich in dieser Stunde, wo er von dem allgemeinen Feind und Unterdrücker bedroht ward, nur daran, daß er ein Deutscher sei, daß der Zorn des Eroberers ihn zum Märtyrer der deutschen Sache machen wolle und man flüsterte sich einander zu, daß Napoleon sich den Fürsten nur ausersehen habe, um durch ein Beispiel der Strenge die Widerstrebenden einzuschüchtern, und die Royalisten zu schrecken.

Er ist verloren! sagte man traurig und seufzend. Er ist verloren! Der Kaiser wird ihn nicht begnadigen, denn er will in ihm uns Alle bestrafen, die wir unsern König lieben, und ihm gern Nachricht geben möchten über den Feind und seine Armeen.

Der Fürst Hatzfeld ist verloren! sagte auch Duroc, als er jetzt unruhig und traurig in seinem Gemach auf und abging. Ja, er ist verloren! Dies Mal hat sich Talleyrand mit all seiner diplomatischen Schlauheit und Feinheit doch verrechnet. Der Kaiser will den Fürsten nicht begnadigen, denn er hat Davoust, und Clarke, und Rapp mit in das Kriegsgericht gewählt, und die begnadigen nicht, wenn der Kaiser angeklagt hat. Die Fürstin denkt nicht daran zu mir zu kommen und meine Vermittelung anzurufen. Und wenn sie es thäte, so würde ich ihr ja doch nicht helfen können. All mein Bitten würde ja doch fruchtlos sein! Der Kaiser hat des Fürsten Tod aus Princip, nicht aus Zorn beschlossen, und also wird nichts ihn zu retten vermögen!

Eben öffnete sich die Thür und sein Kammerdiener trat hastig ein. Herr Groß-Marschall, sagte er, draußen steht eine tief verschleierte Dame, welche den Herrn Groß-Marschall durchaus zu sprechen begehrt.

Ich habe sie vergeblich gebeten, mir ihren Namen zu nennen, sie will ihn nur Ew. Gnaden selbst sagen, und —

Duroc hörte nicht mehr auf ihn. Er war selbst in's Vorzimmer geeilt, und der verschleierten Dame, welche er dort fand, den Arm bietend, führte er sie jetzt in sein Gemach.

Geh hinaus, Jean, sagte er hastig zu seinem Kammerdiener, eile hinunter auf den Platz, und wenn Du den Kaiser in der Ferne daherkommen siehst, eile hierher und sage es mir!

Jean schlüpfte hinaus, und Duroc schloß die Thür hinter ihm ab. Nun, Madame, sagte er dann, sprechen Sie! Wir sind allein!

Die Dame riß den Schleier hastig von ihrem Antlitz fort, und ließ Duroc ihr schönes bleiches Antlitz sehen, das von Thränen überfluthet war.

Fürstin Hatzfeld? rief Duroc mit vollkommen gelungenem Ausdruck des Erstaunens.

Ja, ich bin es, sagte sie mit fliegendem Athem und zitternden Lippen, ich komme zu Ihnen, um mir Ihre Hülfe zu erflehen! Sie müssen mir beistehen, Sie dürfen mich nicht verlassen! Mein Gemahl ist verhaftet! Man klagt ihn an, dem König heimlich

Nachrichten über die französische Armee mitgetheilt zu haben. Man beschuldigt ihn der Spionage. Oh mein Gott, mein Gott, er wird sterben, denn der Kaiser will seinen Tod, er will uns Alle zu Boden schleudern und vernichten. Begreifen Sie, meinen Gemahl, ihn, den die Andern verdächtigen, weil er in seinem edlen Bestreben, jedes Blutvergießen zu vermeiden, immer zur Geduld und Unterwerfung ermahnt hat, ihn beschuldigt man jetzt des Verraths gegen den Kaiser, ihn will man als Spion verurtheilen. Man hat den Fürsten von meiner Seite gerissen, man hat ihn fortgeführt. Ich brach zusammen vor Verzweiflung und Schmerz. Oh ich hoffte, ich wünschte, daß es der Tod sei, welcher mich zu Boden warf. Aber Gott hat nicht gewollt, daß ich sterbe, er hat mir das Leben erhalten, damit ich versuchen kann, meinen Gemahl zu retten! Der Arzt hat gewollt, daß ich auf meinem Lager bliebe, daß ich mich zur Ruhe zwinge. Duroc, wie kann ich ruhen, wenn mein Geliebter bedroht ist? Ich habe mich aufgerafft von meinem Lager, denn wie ein Blitz durchzuckte mich auf einmal der Gedanke: Duroc wird mir helfen und beistehen, daß ich meinen Gemahl erretten kann! Und nun bin ich hier, und nun beschwöre ich Sie, haben

Sie Erbarmen mit der Verzweiflung einer Gattin, Erbarmen mit dem Kinde, das unter meinem Herzen ruht, und dem ich, wenn es geboren wird, doch seinen Vater, seinen Beschützer geben muß. Duroc, helfen Sie mir, daß ich meinen Gemahl retten kann! Sie haben ein gütiges und großmüthiges Herz, der Kaiser liebt Sie! Bitten Sie ihn um Gnade für meinen Mann! Bei Allem, was Sie lieben, beschwöre ich Sie, bitten Sie für ihn!

Und ganz außer sich, unter strömenden Thränen, todesbleich und zitternd, wollte die junge Fürstin sich vor dem Groß-Marschall niederwerfen, aber er hob sie rasch empor, und sich tief vor ihr neigend, küßte er ihre kalten, zitternden Hände.

Ich danke Ihnen, Fürstin, daß Sie an mich gedacht, und an mich geglaubt haben, sagte er. Aber ich fürchte, daß Ihr Glaube vergeblich sein wird.

Bitten Sie für meinen Gemahl, sagte sie schluchzend. Sie sehen wohl, daß ich sterben werde, wenn ich ihn verlieren muß. Haben Sie Mitleid mit meiner Jugend, mit meinem Kinde, das noch nicht geboren ist. Bitten Sie beim Kaiser um Gnade für den Fürsten.

Sie glauben, daß der Kaiser mich anhören würde? fragte Duroc traurig. Sie kennen den Kaiser also

nicht, Sie wissen nicht, was es heißt, wenn er zürnt! Ich habe mehr als zwanzig Schlachten mitgemacht, die Kugeln sind um mich hergesaust, der Tod ist dicht neben mir gewesen, und ich habe nicht gezittert, aber vor dem Zorn des Kaisers zittere ich, und wenn ich ihn sehe mit seinen blitzeschleudernden Augen, mit seinem marmornen Angesicht, wenn seine Stimme wie rollender Donner daher fährt, so begreife ich, wie Frauen ohnmächtig werden, und Männer fliehen können, und ich empfinde, was ich noch nie empfunden, ich empfinde Furcht.

Sie wollen mir also nicht helfen! rief die Fürstin, die Hände ringend. Sie wollen Sich seiner nicht erbarmen. Und er ist doch unschuldig. Nimmermehr hat mein edler Gemahl das Verbrechen begangen, dessen man ihn anklagt! Er ist kein Spion, kein Verräther, und er soll sterben! Ich habe keinen Freund, der sich unserer annimmt, und auch der Einzige, auf den ich gehofft hatte, verläßt mich, weil er Furcht hat vor dem Stirnrunzeln seines Kaisers.

Nein, sagte Duroc, ich verlasse Sie nicht, ich sage Ihnen nur, was der Kaiser in seinem Zorn ist, ich sage Ihnen nur, daß das sturmbewegte Meer

lieblich, der Donner milde ist gegen seinen Zorn.*) Indeß ich würde mich freudig diesem Zorn entgegen stellen, wenn es Ihnen und Ihrem Gemahl Nutzen bringen könnte. Aber es ist eine vergebliche Hoffnung. Der Kaiser würde mich nicht anhören, er würde mich unterbrechen und mit seiner Feldherrnstimme mir Ruhe gebieten. Meine Fürbitte würde ihn nur noch mehr reizen, und leicht könnte ich die fürchterliche Entscheidung, statt sie aufzuhalten, noch beschleunigen.

Nun, rief die Fürstin händeringend, wenn Sie nicht selbst sprechen und bitten mögen, so lassen Sie es mich versuchen. Ich fürchte den Zorn des Kaisers nicht, und wenn eine Frau seine Kniee umklammert und zu ihm fleht, wird er sie wenigstens anhören und vielleicht Mitleid haben! Ich flehe Sie also nur um diese Eine Gunst: Führen Sie mich zum Kaiser! Lassen Sie mich bei ihm um das Leben meines Gemahls flehen!

---

*) Sogar der Marschall Lannes, des Kaisers nächster Genosse, und derjenige, der ihm am unerschrockensten und freiesten gegenüber zu treten pflegte, sagte einmal: „Wenn der Kaiser zornig wird, möchte ich weinen wie ein Kind, und mich verkriechen, wie eine Maus.“ **Mémoires de la Duchesse d'Abrantès. Vol. IX.**

Sie haben Recht, es ist das einzige Mittel, um vielleicht noch Gnade erlangen zu können. Der Kaiser hat ein großmüthiges Herz, Ihre Thränen werden ihn vielleicht rühren, denn der Kaiser kann keine weinenden Frauen sehen, und der wirkliche Schmerz bewegt ihn zum Mitleid. Aber gerade, weil er seine Schwäche kennt, wird er es vermeiden, Sie zu sehen, und strengen Befehl ertheilen, Niemand zu ihm eintreten zu lassen! Sie müssen also dies Mal sich entschließen, der Etiquette und Ihrer Fürstenwürde zu entsagen. Sie müssen nicht wollen, daß die Lakayen Sie melden, und die Flügelthüren vor Ihnen aufgerissen werden, sondern Sie müssen es sich gefallen lassen, ganz ohne alle Etiquette und ohne alle Form vor den Kaiser hinzutreten und von ihm eine Audienz zu erzwingen.

Sehen Sie denn nicht, daß ich nichts weiter bin, als ein armes unglückliches Weib, eine arme Bettlerin, die um Erbarmen fleht? fragte die Fürstin mit einem traurigen Lächeln. Würde ich zu Ihnen gekommen sein, wenn ich noch an die Formen und die Etiquette dächte? Verschaffen Sie mir eine Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, und wäre es auf offener Straße, und ständen Tausende um uns her,

ich würde vor ihm auf meine Kniee niederstürzen, und wie eine Bettlerin um das Almosen seiner Gnade flehen, denn das Leben meines Gemahls liegt in seiner Hand.

Nun, wenn Sie so denken, Fürstin, dann hoffe ich, Ihnen diese Audienz verschaffen zu können. Wir müssen es machen, wie man es im Kriege macht, wir müssen den Feind zu überlisten suchen; wir müssen dem Kaiser die Gelegenheit abschneiden, der Audienz zu entgehen. Wenn er heimkehrt von Charlottenburg und erst seine Zimmer betreten hat, ist Alles vergeblich, er wird Niemand einlassen und taub sein gegen alle meine Bitten. Sie müssen ihm daher in den Weg treten, wenn er kommt. Sie müssen —

Ein rasches und hastiges Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und Duroc eilte hin, sie zu öffnen. Bist Du es, Jean? fragte er.

Ja, Herr Groß-Marschall, ich bin es, sagte der Kammerdiener. Ich komme, Ew. Gnaden zu melden, daß der Kaiser so eben mit seiner Suite die Linden herauf reitet. In einigen Minuten wird er hier sein!

Es ist gut! Geh jetzt, Jean!

Lassen Sie auch uns jetzt gehen, sagte die Fürstin,

sich rasch der Thür nähernd. Geben Sie mir den Arm, Herr Groß-Marschall, meine Füße zittern so sehr, und ich möchte niederfallen, ehe ich vor dem Kaiser stehe!

Kommen Sie, Fürstin, sagte Duroc mitleidsvoll, lehnen Sie Sich fest auf mich. Gott wird Ihnen Kraft geben, denn Sie haben ein edles und furchtloses Herz. Kommen Sie! Ich führe Sie hinunter an die Treppe, welche der Kaiser hinaufgehen muß, um zu seinen Zimmern zu gelangen! Dort mögen Sie ihn anreden. Gott und die Liebe werden Ihren Worten Kraft verleihen!

Mit hastigen, beflügelten Schritten durcheilten sie die Reihe der Gemächer, und traten jetzt in den sogenannten Schweizersaal, diese große Halle, in welcher die Ordonnanzen, und die zum Dienst des Tages beorderten Soldaten von der Garde sich befanden.

Staunend und verwunderungsvoll schauten die bärtigen, stolzen Krieger auf den Groß-Marschall hin, dessen Gesicht heut ernst und bleich war, wie sie es nie in der Schlacht gesehen, und auf diese Frau, die so schön und so bleich wie eine Lilie an seinem Arm hing.

Duroc, der sonst immer ein Lächeln, ein freundliches Wort für die Soldaten der Garde, die treuen Gefährten so vieler Schlachten gehabt, Duroc beachtete sie heute gar nicht. Er eilte mit der Fürstin durch den Saal dahin, hinaus auf den Corridor, und hinunter die breite Wendeltreppe, die unmittelbar auf den zweiten Hof des Schlosses ausmündet. Nun führte er sie über diesen Hof durch das innere Portal nach der mit kostbaren Teppichen ausgelegten Haupttreppe, die in der nach dem Schloßplatz hin belegenen Vorhalle sich befindet.

Hier erwarten Sie den Kaiser, sagte Duroc hochathmend. Diese Treppe geht er hinauf, und hier also kann er Ihnen nicht entfliehen! Aber der Kaiser hat ein scharfes Auge, und wenn er Sie aus der Ferne gewahrte, möchte er leicht, Ihre Absicht errathend, umkehren, und die andere Treppe hinauf gehen. Gehen Sie also die Stufen hinauf bis zu der Mündung der Treppe. Dort kann der Kaiser Sie nicht eher sehen, als bis er die untern Stufen schon betreten hat, und dann wird er nicht zurückweichen wollen.

Die Fürstin flog die Stufen hinauf, welch sie sonst oft mit freudigem Herzen, in strahlender Toilette

hinauf geschritten war, wenn sie sich zu den Festen des königlichen Hofes begab. Duroc folgte ihr, und bedeutete der Schildwache, welche oben an der Treppe stand und vor dem Groß-Marschall salutirte, daß die Dame Befehl habe, hier den Kaiser zu erwarten, der —

Eben wirbelten die Trommeln, und draußen auf dem Hof ward die Wache ins Gewehr gerufen.

Der Kaiser! flüsterte die Fürstin, indem sie auf ihre Kniee sank, und die Hände faltend, leise betete.

Der Kaiser! sagte Duroc, indem er die Stufen hinunter und auf den innern Schloßhof eilte.

So eben ritt der Kaiser in diesen Hof ein, und mit angstvollen Blicken schaute Duroc zu ihm hin. Er sah, daß das Antlitz des Kaisers jetzt noch düsterer war, als vor seinem Spazierritt, er sah die Blitze des Zorns, welche in seinen Augen flammten, und ganz bereit waren, den Ersten, der ihnen nahe kam, zu zerschmettern. — Der Kaiser hatte heute, indem er die Linden hinauf ritt, wieder einmal die gewohnte Musik des Vive l'Empereur! vermißt, er hatte gesehen, daß die Leute, die hier und dort in dichten Gruppen auf der Straße standen, ihn, indem er vorüberritt, mit finstern grollenden Gesichtern betrachteten, ohne ihn zu

grüßen und ohne ihm entgegenzujubeln. Dieser Mangel an Ehrfurcht, dieser sichtbare Trotz hatte sich wie ein dunkler Schatten über das Antlitz des Kaisers gelegt, und seine Seele mit finsterm Groll erfüllt.

Eben, wie er sich aus dem Sattel schwang, und seinem Mamelucken Roustan die Zügel hinwarf, trat der Groß-Marschall heran, bleich, mit hochgehendem Athem und in sichtbarer Erregung.

Der Kaiser sah es, und der erste Blitz zuckte aus seinen Augen und traf das Antlitz des Groß-Marschalls.

Sie wollen mir anzeigen, daß Berlin revoltirt, nicht wahr? fragte er mit strengem, rauhem Ton. Das befremdet mich nicht. Dieses Berlin scheint mir allerdings sehr zur Revolte geneigt. Aber es soll morgen ein fürchterliches Beispiel erhalten, wie ich die Empörer strafe, und dies Beispiel wird es wohl von der Sucht, sich zu empören, heilen.*)

Und mit der Reitpeitsche gegen seine Stiefel schlagend, wie er es im Zorn zu thun pflegte, schritt Napoleon über den Hof dahin nach der Treppenhalle.

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Mémoires de la Duchesse d'Abrantès. Vol. IX. p. 240.

Nein, Sire, sagte Duroc, Berlin revoltirt nicht. Ich wollte nur Ew. Majestät edles und großmüthiges Herz um eine Gnade anflehen.

Der Kaiser sah ihn mit düstern, erstaunten Blicken an, und rascher vorwärts schreitend, betrat er eben die erste Stufe der Treppe, das Auge immer noch dem Groß-Marschall zugewandt.

Nun, was ist es? fragte er, die zweite Stufe betretend und zu Duroc zurückschauend, der hinter ihm ging.

Sire, ich flehe um Gnade für die unglückliche Fürstin Hatzfeld. Ich erflehe für sie die Gnade einer Audienz.

Nein, nein, rief der Kaiser, sagen Sie mir kein Wort davon! Ich will sie nicht sehen, ich — Aber was bedeutet dies? unterbrach er sich selber, indem er bei seinem hastigen Vorwärtsschreiten jetzt den Absatz der Treppe erreicht hatte, und die Fürstin gewahrte.

Sie lag auf ihren Knieen, und ihre gefaltenen Hände dem Kaiser entgegenstreckend, heftete sie ihre großen himmelblauen Augen mit dem Ausdruck rührenden Flehens auf den Kaiser hin.

Napoleons Stirn legte sich in noch tiefere Falten,

und sich mit zorniger Miene rückwärts wendend, fragte er: Was bedeutet dies, Herr Groß-Marschall? Wer ist diese Frau?

Sire, es ist die Frau Fürstin Hatzfeld, sagte Duroc leise. Sie hat mich beschworen, ihr eine Audienz bei Ew. Majestät zu verschaffen. Sire, vergeben Sie es mir, daß ich die Fürstin hierherführte, Ew. Majestät selbst um diese Audienz zu bitten. Sire, ich rechnete auf Ihr großmüthiges Herz, welches der Frau verzeihen wird, die für ihren Gemahl zu bitten kommt.

Hat man Ihnen nicht gesagt, daß ich verboten habe, mir von dieser Sache zu sprechen? rief der Kaiser mit drohender Stimme. Das Kriegsgericht allein hat den Fürsten zu richten, und ich werde und darf seinen Spruch nicht beeinflussen.

Oh Sire, flehte die Fürstin, immer noch auf ihren Knieen liegend, haben Sie Erbarmen mit mir, Erbarmen mit meinem unglücklichen Gemahl! Thränen erstickten ihre Stimme, und stürzten in hellen Bächen über ihr bleiches Antlitz nieder.

Napoleon schien gerührt von diesem Anblick, sein Auge ward milder, die Falten auf seiner Stirn glätteten sich ein wenig.

Madame, sagte er, sein Haupt zu ihr neigend, stehen Sie auf. Eine Frau in Ihrer Lage darf nur vor Gott knieen; in Rücksicht auf Ihre Lage bewillige ich Ihnen eine Audienz. Herr Groß-Marschall, folgen Sie mir mit der Fürstin in mein Cabinet.

Er schritt rasch die Stufen hinan, und ging, ohne sich umzuschauen, durch die Säle und Gemächer dahin nach seinem Cabinet. Athemlos, kaum mit den Füßen die Erde berührend, gehoben und getragen von ihrer innern Bewegung, schritt die Fürstin an Duroc's Seite hinter ihm.

Jetzt tritt der Kaiser in sein Kabinet ein, flüsterte Duroc. Jetzt sind Sie am Ziel!

Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich mein, seufzte die Fürstin, und ihre flehenden Blicke richteten sich zum Himmel empor. Als sie ihr Auge wieder niedersenkte, befand sie sich schon im Cabinet des Kaisers, und Duroc ließ ihren Arm los, um sich bis an die Thür zurückzuziehen.

Napoleon stand in der Mitte des Zimmers; das Feuer, das mit großen Flammen im Kamin flackerte, warf einen hellen Schein über seine ganze Gestalt hin, und ließ sein ernstes, strenges Antlitz wie in einem

goldenen Rahmen aus den Dämmerungsschatten des dunkelnden Zimmers hervortreten.

Sire, rief die Fürstin, auf ihre Kniee niedersinkend, Sire, ich flehe um Gnade für meinen Gemahl. Gnade, Sire, Gnade!

Gnade! rief Napoleon rauh. Wissen Sie auch, wessen Ihr Gemahl angeklagt ist? Was er verschuldet hat?

Sire, ich weiß nur, daß er Ew. Majestät anbetet, und ich glaube daher nicht an seine Schuld, rief die Fürstin.

Er hat elende Spionage getrieben, fuhr der Kaiser mit erhöheter Stimme fort. Er hat, während er mir schon den Eid des Gehorsams und der Treue geschworen, an den König von Preußen einen Brief auf die Post gegeben, in welchem er über die Anzahl, die Menge, den Geist und die Bewegungen der französischen Truppen berichtete. Das ist die That eines Hochverräthers und eines Spions, und als solchen wird das Kriegsgericht ihn morgen verurtheilen.

Sire, es ist nicht möglich! Mein Mann kann das nicht gethan haben. Oh, glauben es mir Ew. Majestät nur, er ist unschuldig. Man hat ihn verleumdet, um

ihn in's Verderben zu stürzen, aber er ist unschuldig, gewiß er ist unschuldig. Er hat einen solchen Brief nicht geschrieben, er kann ihn nicht geschrieben haben?

Der Kaiser trat rasch zu seinem Schreibtisch und nahm von demselben ein Papier, das er der Fürstin hinreichte.

Hier ist der Brief, sagte er. Kennen Sie die Handschrift Ihres Gemahls?

Der Fürstin irre, von Thränen umdüsterte Blicke hefteten sich auf das Papier, das sie in ihren zitternden Händen hielt. Dann stieß sie einen Schrei aus, einen so durchdringenden, herzzerreißenden Schrei, daß Duroc, der an der Thür stand, die Thränen in seine Augen treten fühlte, und daß der Kaiser selber leise zusammenschrak.

Es ist seine Handschrift! murmelte die Fürstin, indem sie das Papier zur Erde fallen ließ. Ihre bebenden Lippen hatten jetzt nicht mehr die Kraft und den Muth, die Bitte um Gnade zu wiederholen, sie neigte das Haupt auf ihre Brust, und nur ein leises Aechzen und Wimmern kam aus ihrer Brust hervor.

Der Kaiser schien gerührt von dem Anblick dieses stummen und doch so beredten Schmerzes. Seine Mienen, welche vorher düster und strenge gewesen,

wurden jetzt milde und weich, seine Augen ruhten mit einem sanften Ausdruck auf der knieenden, zerbrochenen Gestalt. Er beugte sich nieder und hob den Brief von der Erde auf, und legte ihn in die Hände der Fürstin, die sie matt in ihrem Schooß gefaltet hatte.

Madame, sagte er, hier ist der Brief. Machen Sie mit ihm, was Ihnen beliebt. Wenn dieses Actenstück nicht mehr vorhanden ist, kann das Kriegsgericht ihn nicht verurtheilen. Denn dieser Brief ist das Einzige, was ihn anklagt!

Die Fürstin schaute mit einem fragenden, staunenden Blick zu ihm empor.

Der Kaiser lächelte und deutete stumm mit der Hand auf das Kaminfeuer hin.

Jetzt sprang die Fürstin von ihren Knieen empor, jetzt stürzte sie zu dem Kamin hin und warf das Papier in das Feuer. Die Flammen zuckten empor und faßten es und zogen es hinein in seine Gluthen.

Es brennt! Es brennt! jauchzte die Fürstin. Mein Mann ist gerettet! Mein Mann ist frei!

Mit einem schrillen, lauten Schrei taumelte sie rückwärts und sank ohnmächtig zu den Füßen des Kaisers nieder.

Duroc stürzte zu ihr hin, und sie emporhebend in seine Arme wollte er sie hinaus tragen. Aber der Kaiser selber rollte einen Lehnsessel herbei und half Duroc, die Ohnmächtige in denselben niederzulassen.

Jetzt rufen Sie Roustan, sagte Napoleon, er soll Ihnen helfen, die Ohnmächtige fortzubringen. Aber schnell, damit sie nicht noch hier erwacht und mir danken will. Führen Sie die Dame zu ihrem Gemahl, der ja hier im Schloß sich befindet. Sie mag ihm selbst seine Freiheit ankündigen und ihm sagen, daß er dieselbe nur ihrer Fürbitte verdankt. Eilen Sie!

Roustan war auf Duroc's Ruf schnell aus der Antichambre herbei gekommen, und Beide trugen jetzt die ohnmächtige Fürstin mit dem Lehnsessel hinaus.

Der Kaiser schaute ihnen sinnend nach und ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen. Nun, sagte er leise vor sich hin, ich glaube wohl, daß diese Scene ein würdiges Seitenstück abgeben kann zu dem Schwur an Friedrich's Grabe. Es wird sich auch ein ganz artiges Bild daraus machen lassen, ein Bild, das mir mehr Ehre macht, wie der schönen Königin der Schwur. Man wird sich beeilen, ein solches Bild zu machen und die gute Stadt Berlin wird

sagen, daß ich ein großer Mann bin und daß ich Beleidigungen zu verzeihen weiß.*)

Eben erschien Talleyrand, welcher das Recht hatte, zu jeder Zeit unangemeldet zu dem Kaiser eintreten zu dürfen, mit seinem Portefeuille in der Hand auf der Schwelle des kaiserlichen Kabinets.

Ach Talleyrand, rief ihm der Kaiser entgegen, wären Sie etwas früher gekommen, dann würden Sie hier Zeuge einer sehr rührenden Scene gewesen sein. Die Fürstin Hatzfeld war hier.

Ich weiß es, Sire! Ich begegnete der armen, ohnmächtigen Dame soeben im äußern Vorsaal und Duroc erzählte mir mit begeisterten Worten die Scene, welche hier eben statt gefunden. Welch ein Glück war es, daß gerade im Kamin Feuer brannte!

Der Kaiser warf einen raschen, durchbohrenden Blick auf Talleyrand hin, aber des Ministers Antlitz war vollkommen ruhig und undurchdringlich. Nicht der kleinste Ausdruck von Spott und Hohn zeigte sich in demselben.

Dieser Beweis von Großmuth wird Ew. Majestät alle Herzen gewinnen, fuhr Talleyrand fort. Man

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Le Normand Vol. II, Seite 98.

wird Palm vergessen, um sich nur an Hatzfeld zu erinnern und Sie als zweiten Cäsar zu preisen. Als man Cäsar die Briefe brachte, welche seine Feinde an Pompejus geschrieben hatten, weigerte er sich sie zu lesen und warf sie in's Feuer, — die Kaminfeuer brennen immer zur rechten Zeit, — indem er sagte: obgleich ich sicher bin meinen Zorn zu beherrschen, ist es doch noch sicherer die Ursache desselben zu zerstören. Ew. Majestät haben sich an Cäsar ein würdiges Beispiel genommen und wenn Sie nichts dagegen haben, Sire, werde ich Sorge tragen, daß das Journal des Professor Lange diese schöne und erhabene Scene in recht begeisterter und dramatischer Schilderung den guten Berlinern darstelle.

Sie haben ihn also schon gewonnen? fragte Napoleon. Der feurige Ritter der Königin hat sich bekehren lassen?

Er hat sich bekehren lassen, Sire, Dank seiner Todesfurcht und den fünftausend Francs, die ich ihm anbot, und die auf ihn wirkten wie der Blick des Basilisken auf den Vogel. Es scheint, diese deutschen Journalisten sind noch elender und geldbedürftiger, als die unsrigen, denn sie sind billiger!

Fünftausend Francs, sagte Napoleon sinnend, und

dafür verkauft er seine Ehre, seine Treue, und sein gutes Gewissen. Ach, was für jammervolle Geschöpfe sind doch die Menschen, und wie Recht haben Diejenigen, welche sie verachten, und mit Füßen treten!

Sire, ist es erlaubt, daß ich eintreten und meinen Rapport machen darf? fragte Duroc, durch die Thür hereinschauend.

Treten Sie ein, Herr Groß-Marschall. Und nun sagen Sie, wie geht es der armen Fürstin? Hat sie sich erholt?

Ja, Sire, sie war noch ohnmächtig, als wir sie in das Gemach des Fürsten brachten. Der Fürst stürzte mit einem lauten Schrei zu ihr hin und drückte sie fest in seine Arme. Sie erwachte von seinen Küssen, seinen angstvoll zärtlichen Ausrufungen. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, und beide Arme um den Hals ihres Gemahls schlingend, rief sie: Du bist gerettet! Ich habe Dich wieder! Gott und der Kaiser haben Erbarmen mit mir gehabt.

Arme Frau, sie war wirklich in Verzweiflung, aber sie benahm sich sehr edel und taktvoll, und ich bin sehr mit ihr zufrieden.*)

Ein leises Lächeln flog über Talleyrand's Züge.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Le Normand II. 99.

Ja, sagte er leise in sich hinein, der Kaiser hat wohl Grund, mit ihr zufrieden zu sein, denn die arme kleine Frau hat das kluge Rührspiel wirklich für eine Tragödie gehalten, und weder sie noch auch Duroc haben hinter die Coulissen geschaut!*)

*) Diese Scene ist durchaus historisch, aber sie wird von den deutschen und französischen Historikern ganz verschieden aufgefaßt. Die französischen behandeln sie sämmtlich als einen rührenden Beweis von der Großmuth des Kaisers So erzählt es Thiers in seiner: Histoire du Consulat et de l'Empire Vol. VII. S. 142, so auch die Duchese d'Abrantès in ihren Mémoires Vol. XI. S. 240, so auch Constant in seinen Mémoires III. S. 380. — Aber die deutschen Autoren behandeln diese Scene als eine wohlberechnete Intrigue, um den Adel durch Strenge zu schrecken und Großmuth zu versöhnen. Siehe Mémoires d'un homme d'état Vol. IX. S. 316, Schlosser's Geschichte des 19. Jahrhunderts Th. VI. S. 232, Häusser: Deutsche Geschichte Thl III. S. 42. — Für die Ansicht der deutschen Historiker spricht übrigens der Brief des Fürsten Hatzfeld, der allein der Anklage gegen den Fürsten zu Grunde lag und den daher die französischen Historiker sich wohl hüten mitzutheilen. In diesem Brief, den Fürst Hatzfeld an den König gerichtet und auf die Post gegeben hatte, berichtet der Fürst zuerst von einigen weniger bedeutenden Dingen und fährt dann fort: „Officiell weiß ich von der französischen Armee nichts, als daß ich gestern eine Ausschreibung, unterzeichnet d'Aultanne, gesehen habe, welche an den Magistrat zu Potsdam gerichtet war. Die Franzosen sagen, ihr Corps sei achtzigtausend Mann stark, Andere versichern, es seien nicht funfzigtausend Mann, auch sollen die Pferde der Cavallerie äußerst ermüdet sein. Ich habe die Ehre ꝛc. Fürst Hatzfeld. Siehe: Häusser: Deutsche Geschichte. Thl. III. S. 42.

VI.

Die fürstlichen Bittsteller.

Die zu den Audienzen festgesetzte Stunde war gekommen, und die außerordentlichen Gesandten der kleinen deutschen Fürsten, welche schon seit einigen Tagen den Minister Talleyrand vergeblich beschworen hatten, ihnen eine Audienz beim Kaiser zu erwirken, sollten endlich zu diesem Glück gelangen, und aus Napoleons eigenem Munde die Entscheidung ihres Schicksals empfangen!

Er befand sich in seinem Kabinet, und ging mit hastigen Schritten auf und ab, während Talleyrand an dem Schreibtisch stand und mit dem Bleistift einige Notizen in seine Schreibtafel zeichnete.

Nein, sagte der Kaiser grollend, ich werde diese kleinen deutschen Herren nicht begnadigen, und ihr elendes Gewinsele soll meine Entschlüsse nicht wan=

kend machen. Friedrich der Zweite, der schon die beißendsten Sarkasmen gegen diese kleinen Souveraine schleuderte, hätte wahrlich besser gethan, diese Blattläuse von dem Fürstenstamm fortzublasen, und sich aus ihren Kronen einen neuen Reifen zusammenschmelzen zu lassen. Da er es versäumt hat, werde ich es thun, und mein Bruder Jerome soll diesen Reifen tragen, der ihn zum deutschen König macht.

Ew. Majestät werden also den Plan eines norddeutschen Königreichs, den ich die Ehre hatte zu entwerfen, adoptiren? fragte Talleyrand.

Ich werde ihn adoptiren, nur werde ich die Grenzen, die Sie sehr eng gezogen, ein wenig erweitern. Was haben Sie zum Beispiel von Hessen in Ihren Plan hineingezogen?

Sire, die ganze nördliche Hälfte von Hessen, so daß die Städte Marburg und Hersfeld die südliche Grenze des neuen Reichs bilden, und Cassel eine gute Residenz für den neuen König geben wird.

Und Hanau und Fulda wollen Sie diesem treulosen Kurfürsten belassen? fragte Napoleon. Nein, nein, Sie sind zu großmüthig. Dieser Kurfürst von Hessen und sein ganzes Haus hat es verdient, daß man es ausrotte und vernichte, und ich bin nicht ge-

willt Gnade zu üben, weder an dem Kurfürsten, noch an den andern kleinen Tyrannen. Braunschweig, Nassau, Cassel, alle diese kleinen Herrn sind englisch gesinnt, sie werden nie unsere Freunde sein, es ist also das Beste, sie zu vernichten.*)

Der Kurfürst hat zwei Abgesandte hergeschickt, durch welche er die glänzendsten Freundschaftsbetheuerungen, und die heiligsten Versicherungen ewiger Treue machen läßt, sagte Talleyrand lächelnd.

Ich kenne die Versprechungen dieser legitimen Fürsten, rief Napoleon achselzuckend. Ich weiß, was davon zu halten ist. So lange sie im Glück sind, ist ihr Herz voll Uebermuth und Bosheit, giebt es für sie keine Menschen-, sondern nur Fürstenrechte, keine Unterthanen, sondern nur Sclaven, aber so wie sich ihnen das Unglück naht, werden sie kleinmüthig und verzagt, und in der Feigheit ihres Herzens erniedrigen sie sich vor ihren Völkern bis zur elendesten Schmeichelei, und machen ihnen Versprechungen, die sie weder halten können, noch auch zu halten Willens sind! Man hat mir erzählt, daß mich diese viel-

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Bignon Mémoires. Vol. VI. p. 34.

schwatzenden Deutschen in ihrem Groll die „Geißel Gottes" genannt haben. Nun ja, sie sollen Recht haben; diesen kleinen Fürsten, welche die großen Herren spielen, und die Rolle des Königthums und des Throns zu einer lächerlichen Farce herabziehen, diesen kleinen Souverainetätsfratzen will ich eine Geißel Gottes sein; ich will sie zu Tode züchtigen. Was für Herren befinden sich im Audienzsaal?

Sire, es sind da die Herren von Malsburg und von Lepel, die beiden Abgesandten des Kurfürsten von Hessen, dann der Herr von Müller, der Abgesandte der Herzogin von Weimar, ferner der Herr von Münchhausen, der Abgesandte des Herzogs von Braunschweig, und endlich befindet sich da eine Deputation der Polen, welche kommen, Ew. Majestät ihre Huldigung darzubringen.

Diese werde ich willkommen heißen, rief Napoleon lebhaft. Ich sage Ihnen vorher, ich werde diesen Herren sehr viel Versprechungen machen, ich werde ihnen glänzende Hoffnungen erwecken. Eine Insurrection in Polen ist für den Augenblick meinen Plänen förderlich; ich will sie durch alle mir zu Gebote stehende Mittel zu bewirken suchen, und ich

werde meinen Zweck erreichen.*) Ich werde deshalb sogar mich entschließen nach Warschau zu gehen, um den Enthusiasmus und das Feuer der Polen persönlich anzuregen.

Sire, sagte Talleyrand, das wird dem österreichischen Gouvernement als ein Fehdehandschuh erscheinen, den Ew. Majestät ihm hinwerfen, und wenn es sich seine polnischen Provinzen erhalten will, wird es ihn aufheben müssen.

Wir müssen dafür sorgen, daß Oesterreich den Knochen, den ich den Polen hinwerfe, damit sie sich daran verbeißen, eben nicht für einen Fehdehandschuh halten könne, sagte Napoleon. Sie werden Sorge tragen, daß mein Gesandter in Wien allen Vermuthungen und Befürchtungen zuvorkommt, indem er sich zum Kaiser begiebt, und ihm die Versicherung ertheilt, daß ich nicht gesonnen bin, die Versprechungen, die ich den Polen mache, auch zu verwirklichen, daß vielmehr, wenn eine Erhebung in Polen stattfinden sollte, ich Sorge tragen würde, daß diese sich nicht bis nach Galizien ausbreiten, sondern sich nur auf

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Le Normand: Mémoires. II. 101.

die polnischen Provinzen von Rußland und Preußen beschränken solle! Vorausgesetzt, daß der Kaiser Franz sich ruhig verhalte.*) Fertigen Sie diese Instruction noch heute an meinen Gesandten in Wien ab! Und jetzt will ich die Gesandten empfangen!

Mit welchem von ihnen wollen Ew. Majestät den Anfang machen?

Bringen Sie mir zuerst die Hessischen Herren, sagte Napoleon, sich in den neben seinem Cabinet befindlichen kleinen Empfangssaal begebend. Talleyrand durcheilte dieses Gemach und trat in den nächstfolgenden großen Audienzsaal ein, in welchem die Gesandten schon seit einer Stunde der Audienz entgegen harrten.

Er winkte die beiden Hessischen Gesandten zu sich heran, und führte sie, kraft seines Amtes als Minister des Auswärtigen, in den Audienzsaal dem Kaiser zu.

Sire, sagte er, die Herren Abgesandten des Kurfürsten von Hessen!

Napoleon erwiderte die tiefen Verbeugungen der

---

*) Häuser III. S. 71.

Abgesandten kaum mit einem flüchtigen Kopfnicken, und trat ihnen heftig einige Schritte entgegen.

Ich bewundere den Kurfürsten von Hessen, daß er es wagt, mich noch an ihn erinnern zu wollen, sagte Napoleon strenge. Er hat zu lange gegen mich intriguirt, als daß er hoffen könnte, irgend eine Milderung seines Schicksals von mir zu erlangen. Ich habe dem Kurfürsten früher freundliche Anerbietungen gemacht, ich ließ ihn auffordern, sich dem Rheinbund anzuschließen. Damals war es Zeit, mir seine Anhänglichkeit und Neigung zu beweisen, und mir als treuer Bundesgenosse zur Seite zu stehen. Aber damals hoffte der Kurfürst noch, daß ich in diesem Kampf mit Preußen unterliegen werde; die Rodomontaden der preußischen Garde-Offiziere klangen ihm wie die Musik eines schon vollendeten Siegesmarsches in die Ohren, und übertönten ihm die rufende Stimme Frankreichs. Aber selbst mit Preußen mochte er es nicht ehrlich und offen halten, er wollte auch ihm gegenüber neutral bleiben, bis es sich entschieden, wohin der Sieg sich wenden würde; zweideutig in seinen Worten und Thaten, hat er nur an die Sicherung seiner Person und seiner Schätze gedacht, nicht an sein Land, sein Volk und seine Ehre! Möge er also

auch jetzt die Strafe seiner Zweideutigkeit tragen! Der Sieg hat für mich entschieden, und ich sage dem Kurfürsten von Hessen jetzt ganz offen, und ohne alle Zweideutigkeit: ich nehme sein Land in Besitz, ich mache mich zum Herrn seiner Krone. Der Kurfürst von Hessen hat aufgehört zu regieren.

Sire! sagte Herr von Lepel mit schüchterner, flehender Stimme. Der Kurfürst wagt es, an Ew. Majestät Großmuth zu appelliren. Der General Mortier hat mit seinen Truppen Cassel und das hessische Land besetzt, und es für französisches Besitzthum erklärt. Der Kurfürst und der Kurprinz sind kaum durch eilige Flucht der Kriegsgefangenschaft entgangen.

Sie sind noch allzuglücklich gewesen, daß man sie hat entschlüpfen lassen, rief Napoleon grollend. Es wäre wohl an der Zeit gewesen, einmal ein strenges Exempel zu geben, und den Souverains, welche den Krieg als ein Glücksspiel betrachten, zu beweisen, daß das Spiel sehr ernsthaft werden, und ihnen Krone und Leben kosten kann. Das möchte sie dahin führen, den Krieg in ihren Geheimrathssitzungen reiflicher zu überlegen, ehe sie ihn anfangen.*)

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Goujou Bulletin XXVII.

Sire, der Kurfürst, unser Herr, bereut, was er gethan hat und sieht sein Unrecht ein, sagte Herr von Malsburg demüthig. Se. Hoheit ist bereit, sich in Alles zu fügen, sich allen Bedingungen Eurer Majestät zu unterwerfen.

Was heißt das? fragte Napoleon. Was versteht Ihr Kurfürst unter Bedingungen? Ich entsinne mich nicht, ihm Bedingungen gemacht zu haben, denn diejenigen, welche ich ihm vor einem halben Jahr anbieten ließ, sind durch die Thatsachen aufgehoben.

Aber der Kurfürst hofft, daß Ew. Majestät in Ihrer Großmuth dennoch derselben eingedenk sein, daß Ew. Majestät Gnade für Recht ergehen lassen möchten. Ew. Majestät würden durch diese edle Großmuth unsern Herrn, den Kurfürsten, und sein ganzes fürstliches Haus für immer an Sich gefesselt, Sie würden in Deutschland keinen treuern und ergebeneren Diener haben als den Kurfürsten.

Sire, sagte Talleyrand, näher tretend, ich wage es, eine Fürbitte einzulegen für den Kurfürsten von Hessen, der sich ganz demuthsvoll der Gnade Eurer Majestät zu Füßen legt.

Sire, Gnade für unsern unglücklichen Herrn, der

einsam und verlassen in der Fremde umherirrt, rief Herr von Malsburg mit bewegter, zitternder Stimme.

Gnade für unser Land und unser Volk, das mit Treue und Liebe an seinem angestammten Herrscher hängt, sagte Herr von Lepel. Sire, unsere Soldaten sind entwaffnet und entlassen, unsere Landeskassen mit Beschlag belegt und ein französischer General-Gouverneur hat die Verwaltung des Landes im Namen Eurer Majestät angetreten. Entwaffnet, willenlos liegt der Kurfürst und sein Land zu den Füßen Eurer Majestät, und dennoch hofft der Fürst und das Land auf die Gnade Napoleon's, welcher der Große genannt wird, nicht bloß weil er Länder zu erobern, sondern weil er auch Großmuth zu üben versteht. Sire, die Hand des Eroberers baut sich nur äußere Throne, welche vergehen können, die Großmuth des Siegers baut in den Herzen der Menschen sich Throne, welche unzerstörbar sind.

Ah, ich möchte nicht allzuviel rechnen auf diesen Thron, den ich mir im Herzen des Kurfürsten von Hessen aufrichten könnte, sagte Napoleon achselzuckend.

Sire, wollen Ew. Majestät nicht mindestens die Versprechungen hören, welche diese Herrn im Namen des Kurfürsten machen sollen? fragte Talleyrand.

Nun, was ist's? fragte Napoleon. Was haben Sie mir von Ihrem Fürsten noch weiter zu sagen?

Sire, der Kurfürst ist bereit, sich ganz der Gnade Euer Majestät zu unterwerfen, sagte Herr von Lepel. Er wird sich vor allen Dingen beeilen, dem Rheinbund beizutreten. Er ist außerdem bereit, eine Contribution zu zahlen, die festen Plätze seines Landes den Franzosen einzuräumen und zwölftausend Mann seiner Soldaten zu der französischen Armee stoßen zu lassen. Er fleht nur, daß Eure Majestät in Anerkennung aller dieser Opfer ihm die Souverainetät, und den Besitz seiner Titel und Würden und seines angestammten Landes lasse.*)

Nein, rief der Kaiser heftig, nein, er hat seine Souverainetät verscherzt, er ist es nicht werth ein Fürst zu sein. Es giebt kein fürstliches Haus in Deutschland, welches ein beharrlicherer Feind Frankreichs gewesen wäre, als das von Hessen-Kassel. Es hat die Hand verschmäht, die ich ihm bot, jetzt hat das Schwert zwischen ihm und mir gerichtet. Das Schicksal hat gewollt, daß ich an dem Kurfürsten die Strafe üben sollte, die er durch seine Thaten verdient hat. Sagen

*) Siehe Häusser Deutsche Geschichte. III. S. 35.

Sie mir nicht, daß das hessische Volk Antheil nimmt an dem Schicksal des Kurfürsten, daß es mit Liebe an seinem angestammten Herrscher hänge. Das ist nicht wahr! Das Volk von Hessen verwünscht den Kurfürsten und es hat wohl Grund dazu. Seit vielen Jahren verkaufte der Kurfürst das Blut seiner Unterthanen an England, damit dieses uns in beiden Welttheilen bekriege. Diesem Menschenhandel verdankt der Fürst die Schätze, die er sich gesammelt, und mit denen er jetzt aus seinem Lande entflohen ist. Können Sie das leugnen, meine Herren? Mögen Sie es ferner leugnen, daß der Kurfürst eines Tages einem seiner Generäle, welcher die an England verkauften Truppen in Amerika kommandirte, bittere Vorwürfe darüber machte, daß die Hessen dort zu sehr geschont und nicht genug in's Feuer geführt würden? Weiß das hessische Volk nicht, daß der Kurfürst ihm nur deshalb diese Vorwürfe machte, weil er für jeden Gebliebenen fünfundzwanzig Dukaten erhielt? Nun, sprechen Sie doch? Sagen Sie, daß dies nicht wahr ist, daß das hessische Volk dies nicht weiß, daß die Mütter nicht zu Tausenden um ihre Söhne weinen, die in Amerika gefallen, und deren Grab sie niemals sehen werden, daß die Männer nicht zu Tausenden als

verkaufte Sklaven ihr Land haben verlassen müssen, und daß die Flüche und Verwünschungen der Abziehenden nicht mit Denen der Zurückbleibenden sich vereinigt haben, um dereinst vor dem Throne Gottes zu einer Anklage zu werden wider den Kurfürsten, der sein Land und sein Volk ruinirt, und sich an dem Blut und den Thränen seines Volkes bereichert hat. So reden Sie doch! Vertheidigen Sie doch den Kurfürsten, wenn Sie können. Wagen Sie noch einmal zu sagen, daß das Volk von Hessen seinen Fürsten liebt, und ihn zurück ersehnt. Sprechen Sie, sprechen Sie doch!

Seine Stimme rollte wie Donner, seine Augen schleuderten feurige Blitze hinüber auf diese beiden Männer, welche bleich und bestürzt da standen und es nicht wagten, ihr Auge zu dem bleichen Marmorangesicht des Kaisers zu erheben. Selbst Talleyrand hatte sich in einem unwillkührlichen Instinct der Furcht einige Schritte weiter nach der Thür hin zurückgezogen, und sein sonst so ruhiges und stilles Antlitz verrieth einige Besorgniß, daß dies furchtbare dämonische Gewitter sich auch auf ihn entladen und einen seiner Blitze auf ihn schleudern möchte.

Die beiden Abgesandten des Kurfürsten versuchten es, einige Worte zu sagen, aber sie sprachen so leise,

daß Niemand sie verstand. Sie fühlten immer noch die Blicke Napoleons wie Dolchspitzen auf ihrem Antlitz stechen, und das machte sie verwirrt und zu jeder Antwort unfähig.

Ein Sonnenstrahl des Lächelns fuhr durch die Wetterwolken auf des Kaisers Angesicht und sein Blick ward milder. Ich sehe wenigstens, daß Sie die Wahrheit nicht verleugnen können, sagte er. Kehren Sie heim, meine Herren! Sagen Sie dem Kurfürsten, daß seine Laufbahn vollendet und abgeschlossen ist, daß er aufgehört hat zu regieren. Dem Volke aber von Hessen-Kassel sagen Sie, daß seine Leiden jetzt ein Ende haben werden, daß es von nun an glücklich sein soll. Befreit von jenen grenzenlosen und grausamen Frohndiensten, die der Kurfürst seinem Volke auferlegte, wird das Volk ungestört dem Bau seiner Felder sich widmen können; seine Abgaben sollen vermindert, es soll nach großmüthigeren und liberaleren Grundsätzen regiert werden.*) Sagen Sie das dem Volke von Hessen-Kassel! Gehen Sie!

Er winkte mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thür hin und wandte den Herrn den Rücken.

---

*) Goujou. Bulletin XXVII.

Gesenkten Hauptes, bleich und zitternd verließen die Abgesandten des Kurfürsten von Hessen den Saal. Napoleon war an's Fenster getreten und trommelte mit kräftiger Hand einen Militairmarsch auf den klirrenden Scheiben.

Sire, sagte jetzt hinter ihm die klanglose spitze Stimme Talleyrand's, Sire, der Abgesandte des Herzogs von Braunschweig.

Des Herzogs? fragte Napoleon sich rasch umwendend, und einen flammenden Blick hinüberschleudernd auf den Herrn, der neben Talleyrand stand, und als das Auge des Kaisers ihn traf, sich tief verneigte. Des Herzogs? wiederholte Napoleon noch einmal. Ich kenne keinen Herzog von Braunschweig. Es ist möglich, daß ich mich noch auf ihn besinne. Bis dahin mag der theure Abgesandte warten. Ich habe wichtigere Dinge zu thun, als um abgestandene und verlorene Titel zu streiten. Wer ist noch sonst zur Audienz da?

Sire, der Abgesandte der Herzogin von Weimar, sagte Talleyrand.

Führen Sie ihn her, befahl Napoleon, und während der Zeit erklären Sie mir, mein Herr, wandte

er sich dann an den braunschweigischen Gesandten, erklären Sie mir, wer der Herzog von Braunschweig ist?

Sire, er ist ein bis zum Tode verwundeter blinder Greis, der Ew. Majestät um die Gnade bittet, ruhig in seiner Hauptstadt sterben und in der Gruft seiner Väter ruhen zu dürfen, sagte der Gesandte tief bewegt. Damit er aber ruhig sterben könne, fleht er Ew. Majestät um die Zusicherung an, daß Sie dem Sohn des Herzogs das Erbe seiner Väter nicht entziehen, daß Sie an dem Sohn das Unglück des Vaters nicht rächen wollen. Sire, der sterbende Herzog von Braunschweig sendet mich, Ew. Majestät um Gnade für sein Haus und sein Land anzuflehen.

Der Abgesandte der Herzogin von Weimar, sagte Talleyrand, mit Herrn von Müller in den Saal eintretend.

Der Kaiser begrüßte den Gesandten Weimars mit einem flüchtigen Kopfnicken und wandte sich dann wieder an den Gesandten des unglücklichen Herzogs von Braunschweig.

Ich kenne keinen Herzog von Braunschweig, sagte Napoleon strenge. Sein Name und seine Titel sind auf dem Schlachtfeld von Auerstädt begraben. Wenn ich die Stadt Braunschweig zerstörte und keinen Stein

auf dem andern ließe, was würde Ihr Fürst sagen? Erlaubt mir das Vergeltungsrecht nicht, an Braunschweig zu üben, was er meiner Hauptstadt Paris einst anthun wollte?*) Der Wahnsinn, zu dem dieser alte General das Beispiel gab, hat die stürmische Jugend zu Gleichem berechtigt, und den König von Preußen wider seine eigene Ueberzeugung mit fortgerissen. Sagt dem General Braunschweig, er werde mit aller der Rücksicht behandelt werden, die man einem preußischen Offizier schuldet, aber für einen Souverain kann ich einen preußischen General nicht ansehen. Wenn also das Haus Braunschweig das Erbe seiner Vorfahren jetzt verliert, so hat es das einzig und allein dem Urheber und Anstifter zweier Kriege zuzuschreiben, der in dem einen Kriege meine Hauptstadt Paris zerstören, in dem andern zwei Mal hunderttausend Tapfere durch das Gebot, über den Rhein zurückzukehren, entehren wollte.**) Nach solchen Thatsachen kann der

*) Im Jahre 1791, als der Herzog von Braunschweig die Armee des Königs von Preußen als ihr Ober-Feldherr gegen die Franzosen anführte, sagte er in einer Ansprache an das Heer: wir wollen dieses räuberische Paris erobern und in Schutt und Asche legen. —

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Goujon Bulletin XVI.

General Braunschweig nicht erwarten, daß ich an ihm eine lächerliche und unverzeihliche Großmuth üben soll. Er hat sein Schicksal in unbedachtem Uebermuth herausgefordert. Jetzt muß er tragen, was es ihm auferlegt! Sagen Sie das Ihrem Herrn! Entfernen Sie Sich!

Seufzend und mit Thränen in den Augen zog sich der braunschweigische Gesandte zurück.*) Des Kaisers düsterer Blick ruhte auf ihm bis er verschwunden war.

---

*) Sobald Herr von Münchhausen nach Braunschweig zurückgekehrt, und dem unglücklichen Herzog das gänzliche Mißlingen seiner Sendung und die drohende Antwort Napoleons mitgetheilt hatte, verließ der schwer verwundete, sterbende Greis seine Hauptstadt und sein Land, um nicht noch der Gefahr ausgesetzt zu sein, von den Franzosen als Kriegsgefangener aufgehoben zu werden. Als er auf einer Sänfte, getragen von seinen treuen Dienern, sein Schloß verließ, hörte man ihn leise wimmern: quel honte! Ah quel honte! Und die Thränen rannen aus seinen erloschenen Augen über die eingefallenen Wangen nieder Ueber Zelle, Hamburg und Altona ließ sich der Herzog von Braunschweig nach Ottensen, auf dänisches Gebiet, tragen. Aber von dem Tage an, wo er das Schloß seiner Väter und sein Land als Flüchtling hatte verlassen müssen, nahm der Herzog keine Nahrung mehr zu sich, er wollte das Leben nicht länger ertragen; der Hungertod sollte ihn von demselben erlösen. Vergeblich beschworen ihn seine Diener und sein getreuer Leibarzt, diesem unheilsvollen Vorsatz zu entsagen, der Herzog blieb standhaft. Einmal nur gelang es den dringenden Bitten seines Leibarztes, ihn zu bereden, eine Auster zu essen. In

Und jetzt, Talleyrand, will ich gehen, die Herrn Polen zu begrüßen, sagte er dann, indem er seinen Hut nahm und einige Schritte vorwärts that. Aber in diesem Moment schien sein Blick, wie zufällig, den Herrn von Müller zu gewahren, der neben Talleyrand stand.

Ah, sagte er, ich vergaß den Gesandten der Herzogin von Weimar. Nun, vielleicht wäre es ein Glück für Sie gewesen, wenn ich Sie vergessen hätte. Denn wenn ich mich Ihrer erinnere, muß ich des Uebermuthes und Trotzes dieses kleinen Herzogs gedenken, der

seinen gesunden Tagen waren Austern eine Lieblingsspeise des Herzogs gewesen, und auch jetzt erregten sie seinen Appetit. Er gab also den Bitten seines Arztes nach und nahm die Austern. Aber kaum hatte er sie über die Lippen gebracht, als er seine Schwäche bereute und der Entschluß, Hungers zu sterben, wieder mit all' seiner Kraft in ihm zurückkehrte. Er spie die Austern von sich und schrie: „Mensch, was thust Du? Du giebst mir ja meine Augen zu essen." Von nun an konnte nichts mehr ihn in seinem Entschluß wankend machen. Ohne irgend ein Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, starb der Herzog nach langen qualvollen Leiden am 10. November 1807 zu Ottensen. Erst am 10. November 1819 ward seine Leiche von seinem Sohne und Nachfolger, dem Herzog Friedrich Wilhelm, dem Anführer des so berühmten „Corps der Rache," nach Braunschweig gebracht, und dort in der Familiengruft beigesetzt.

es gewagt hat, mir zu opponiren und meinem Willen den Weg zu treten.

Sire, sagte Herr von Müller, der Herzog glaubte, daß seine Ehre, seine Pflicht und sein Rang ihm geböten, vor allen Dingen die militairische Treue nicht zu verleugnen. Er war durch langjährige Militairverträge mit Preußen verbunden, er hielt sich daher auch dann noch an diese gebunden, als der König von Preußen zu des Herzogs tiefem persönlichen Schmerz in offene Feindschaft gegen Frankreich trat.

Ah bah, Verträge! rief Napoleon. Ich sage Ihnen, Ihr Herzog hatte den Kopf verloren, als er mir zu opponiren wagte. Es ist jetzt die beste Zeit, seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie haben eben gesehen, wie ich es mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Keine Nachsicht mit denen, welche wider mich sind, und mir zu trotzen wagen! Ich will diese Wölfe in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen sind.

Und indem er mit einer zornigen Bewegung seinen Hut zur Erde niederwarf, fuhr der Kaiser mit donnernder Stimme fort: Wie diesen Hut hier will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutsch-

land nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten auch so zu machen.*)

Sire, Ew. Majestät hatten indeß die Gnade, den Bitten der Herzogin von Weimar ein gnädiges Ohr zu leihen, sagte der Gesandte mit schüchterner Stimme.

Es ist wahr, sagte Napoleon, die Herzogin ist eine edle Frau, und wenn ich ihrem Gemahl verzeihe, so geschieht es nur um ihretwillen, und weil sie die Schwester einer mir nahe verwandten Fürstin ist. Aber man soll nicht zu viel auf meine Nachsicht und meinen guten Willen wagen. Wenn der Herzog noch länger in seinem Widerstand beharrt, wenn es wahr ist, daß er auch jetzt noch den preußischen Dienst nicht verlassen hat, so nehme ich mein der Herzogin geleistetes Versprechen zurück und Ihr Herzog möge dann erfahren, was es heißt, mir zu opponiren!

Sire, sagte Herr von Müller, die Herzogin von Weimar sendet mich, um Ew. Majestät anzuzeigen, daß ihr Gemahl den preußischen Dienst verlassen hat, und nach Weimar zurückkehren wird, um sich nur mit dem Wohl seines eigenen Landes zu beschäftigen. Die

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Friedrich von Müller: Erinnerungen aus den Kriegsjahren. S. 41 u. 52.

Frau Herzogin wagt es also jetzt, Ew. Majestät an Ihr Versprechen zu erinnern, dem Herzog verzeihen und ihn im Besitz seines Landes belassen zu wollen.

Nun wohl, wenn es so ist, werde ich mein Versprechen erfüllen, sagte Napoleon mit milderer Stimme. Ich werde dem Herzog die Souverainetät nicht entziehen, aber es versteht sich von selbst, daß er einige Opfer wird bringen müssen. Ich werde meinem Minister Talleyrand darüber meine Willensmeinung mittheilen, und von ihm werden Sie das Nähere erfahren. Der Herzog soll seine Souverainetät behalten, aber machen Sie es ihm recht einleuchtend, daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der Achtung verdankt, die ich für seine Gemahlin und deren Schwester, die Markgräfin von Baden, hege.*)

Er nickte dem Gesandten einen kurzen Gruß und ging der Thür zu, welche in den großen Audienzsaal führte. Talleyrand hob rasch den Hut des Kaisers vom Boden auf, und ihm denselben nachtragend, sagte er: Sire, Eure Majestät haben Ihren Hut verloren.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Erinnerungen aus den Kriegsjahren. S. 62.

Napoleon lächelte. Nun, sagte er, in diesen Tagen, wo so Manche die Krone und so Viele den Kopf verlieren, ist es wohl verzeihlich, wenn man einmal seinen Hut verliert. Kommen Sie zu den guten enthusiastischen Polen!

VII.

Triumph und Niederlage.

Der Kaiser hatte kaum die Schwelle des großen Audienzsaales überschritten, als dieser wiederhallte von enthusiastischen Jubelrufen, von dem jauchzenden, immer wieder sich erneuernden: Vive l'Empereur!

Der Kaiser dankte den polnischen Abgeordneten für diesen Gruß mit einem Lächeln, das wie ein Sonnenstrahl sein Antlitz verklärte. Er schritt rasch zu den Herren hin, die in ihrer schönen, mit Goldstickerei und Brillanten geschmückten Nationaltracht einen gar prächtigen Anblick darboten.

Stellen Sie mir diese Herrn vor, Talleyrand, sagte der Kaiser, ich will die Namen derjenigen, die ich von heute an als meine treuen Freunde betrachte, in meinem Gedächtniß aufbewahren.

Und als Talleyrand ihm Einen nach dem Andern

der polnischen Herren präsentirte, empfing Napoleon jeden dieser hochtönenden alten Grafennamen mit einem freundlichen Kopfneigen und einer Anmuth des Ausdrucks, welcher die Polen entzückte.

Sire, sagte der Graf von Dombrowsky, ein siebenzigjähriger Greis mit langwallenden Silberlocken, Sire, indem wir jetzt unsere Kniee vor Ew. Majestät beugen, ist es ganz Polen, welches sich Ihnen zu Füßen legt, ganz Polen, welches ruft und jauchzt: Heil Napoleon dem Großen! Heil dem Befreier der Völker!

Heil Napoleon dem Großen, Heil dem Befreier der Völker! riefen die andern Polen ihm nach, ihre Kniee beugend, ihre Arme und Blicke dem Kaiser zugewandt.

Dem Befreier der Völker! wiederholte Napoleon lächelnd. Niemand kann die Völker befreien, wenn sie es nicht selber thun.

Aber die Völker bedürfen, um sich befreien zu können, eines edlen und hochherzigen Anführers! rief Graf Dombrowsky. Sire, das polnische Volk hofft auf Euch, es liegt auf seinen Knieen und betet zu Gott und zu Ew. Majestät, daß Ihr ihm der Befreier sein wollt, den es so lange mit Schmerzen und Thränen

erwartet hat. Der große Napoleon ist über Frankreich wie ein leuchtender Stern aufgegangen, er ist gekommen, er hat gesehen, und er hat das Weltall besiegt! Oh unüberwindlicher Cäsar! Indem ich Euch sehe, sind alle meine Wünsche und die meiner Landsleute erfüllt. Schon jetzt betrachten wir unser Vaterland als gerettet, denn in Eurer Person verehren wir den weisesten und gerechtesten Gesetzgeber.*) Ihr werdet uns erlösen! Ihr werdet es nicht dulden, daß Polen noch länger zerstückelt, zerrissen und elend sei. Oh Sire, Polen hofft auf den Befreier der Völker, Polen hofft auf Napoleon den Großen, daß er es wieder aufrichte aus seiner Erniedrigung!

Oh Cäsar, großer Cäsar, Polen hofft auf Euch, riefen die Polen, und in dem Enthusiasmus ihrer Vaterlandsliebe der Etiquette vergessend, drängten sie sich näher zu Napoleon hin, umringten sie ihn, um, abermals auf ihre Kniee niedersinkend, seine Hände und sein Gewand zu küssen.

Napoleon ließ es lächelnd geschehen, aber dann nahmen seine Züge einen ernstern, strengern Ausdruck an. Jetzt stehen Sie auf, meine Herren, sagte er,

---

*) Siehe: Le Normand II. 101.

ich habe durch Sie die Huldigung der armen, weinenden Polonia empfangen, aber jetzt will ich auch die tapfern Männer dieser weinenden unglücklichen Königin empfangen, und zu den Männern Polens will ich jetzt reden. Stehen Sie also auf.

Die Polen erhoben sich und blickten mit flammenden Augen in athemloser Erwartung zu dem Kaiser hin, dessen Antlitz wieder die strenge Schönheit der römischen Antiken zeigte. Eine lautlose Stille herrschte jetzt in dem Saal, und als der Kaiser dann sprach, hallte seine Stimme wie rollender Donner in dem weiten Raume wieder.

Ich würde mit lebhafter Theilnahme den polnischen Königsthron wiederhergestellt sehen, sagte er, denn durch ihn würde auch die Unabhängigkeit seiner Nachbarn, welche durch den ungemessenen Ehrgeiz Rußlands bedroht werden, gesichert sein. Aber Reden und thatenlose Wünsche sind nicht genügend. Wenn die Priester, der Adel und die Bürger gemeinschaftliche Sache machen, wenn sie den festen Entschluß fassen, zu siegen und zu sterben, dann werden sie triumphiren, und sie dürfen auf meinen Schutz rechnen!*)

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Goujon. Bulletin XXIX.

Sire, der Adel, die Priester und die Bürgerschaft sind einig und entschlossen, rief der Graf Dombrowsky. Wir harren nur auf das Wort unsers Erlösers, daß er unsere Unabhängigkeit proclamire.

Napoleon wiegte ernst sein Haupt. Ich kann Eure Unabhängigkeit nicht eher proclamiren, als bis Ihr entschlossen sein werdet, Eure Rechte als Nation mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

Sire, wir sind dazu entschlossen! riefen die Polen wie aus Einem Munde.

Napoleon nahm diese Unterbrechung mit einem gütigen Lächeln auf und fuhr fort: Man hat Euch den Vorwurf gemacht, daß Ihr während Eurer beständigen innern Zwistigkeiten Eure wahrhaften Interessen und das Wohl Eures Vaterlandes aus den Augen verloren hättet. Belehrt durch Euer Unglück, einiget Euch und beweist der Welt, daß die gesammte polnische Nation nur von Einem Geist beseelt wird.

Sire, wir werden es der Welt beweisen! riefen die Polen, indem sie wie zum feierlichen Schwur ihre Rechte emporhoben.

Des Kaisers glühende, tiefernste Augen wandten sich langsam und durchbohrend von Einem zum An-

dern hin; er schien Alle zu grüßen, und auf dem Grunde ihres Herzens lesen zu wollen.

Dann rief er mit lauter, machtvoller Stimme: Zur Wiederherstellung Polens gehört Blut, und noch ein Mal Blut, und zum dritten Mal: Blut!*)

Sire, wir sind freudig und jubelnd bereit, unser Blut zu vergießen für die heilige Sache des Vaterlandes, rief Graf Raczinsky begeistert. Nur müssen wir wissen, oder doch hoffen können, daß es nicht umsonst geschieht. Sire, Polen streckt Euch seine Arme entgegen, es winkt Euch mit Blicken voll anbetender Liebe, es ruft Euch sehnsuchtsvoll entgegen: Großer Cäsar! Komme zu mir, damit mir die Sonne wieder scheine, damit die lange fürchterliche Nacht meiner Qualen vor Deiner glanzvollen Gestalt zerreiße, und es wieder hell und licht werde! — Oh, Sire, werdet Ihr das Flehen Polens erhören, werdet Ihr zu ihm kommen, und seine Ketten lösen?

Nein, sagte der Kaiser, ich werde nicht kommen zu dem weinenden Polen, welches mit seinen Ketten rasselt, und nur jammert und klagt, statt zu handeln,

---

*) Napoleons eigene Worte, eben so wie auch die vorhergehenden.

aber ich werde kommen zu den polnischen Männern und Helden, welche ihre Ketten abgeworfen und ihr Blut vergossen haben für ihr Vaterland! Gehet heim und sagt das Euren Landsleuten, und fragt sie, wann ich kommen werde!

Sire, sie werden sagen, wie wir jetzt sagen: Heil Cäsar! Wir schlagen unsere Schwerter zusammen, und tanzen den heiligen Waffentanz, damit er komme und uns sein Antlitz schauen lasse!

Ich werde kommen, sobald es an der Zeit ist! sagte Napoleon bedeutungsvoll. Geht, meine Freunde, und sagt das Euren Landsleuten. Die Zeit des Weinens und der Thränen ist vorüber, jetzt ist die Zeit der Thaten gekommen! Benutzt sie und seid weise! Kehrt heim, so schnell Ihr könnt, denn ich möchte gern bei Euch sein, noch eh' dies Jahr zu Ende gegangen! Lebt wohl!

Er grüßte die Polen mit einem so anmuthigen Lächeln, daß sie, wie bezaubert von seiner Huld, wieder in den begeisterten Ruf ausbrachen: es lebe Napoleon der Große, der Befreier der Völker!

Umrauscht von dieser Jubelmelodie der sanguinischen Polen ging Napoleon in den kleinen Audienzsaal zu-

rück, begleitet von Talleyrand, dem er einen Wink gegeben hatte, ihm zu folgen.

Nun, fragte der Kaiser, als sie wieder allein waren, was meinen Sie? werden die Polen sich erheben?

Ich bin davon überzeugt, Sire! Ihre Worte waren wie Stahl, der auf den Feuerstein schlägt, und den Zunder der polnischen Nationalbegeisterung entzündet. Es wird brennen, Sire, und zwar so hell brennen, daß Rußland, Oesterreich und Preußen sich an ihren polnischen Provinzen gar sehr die Finger verbrennen können.

Oesterreich soll es nicht, sagte Napoleon rasch, und im Uebrigen werden wir das Feuer schon zu dämpfen wissen, wenn es zu hell brennt. Lassen Sie noch heute Ihre Depesche an unsern Gesandten in Wien abgehen: Er soll dem Kaiser auf das Allerdringendste versichern, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, die polnische Erhebung allzuweit um sich greifen zu lassen, und daß seine galizischen Provinzen jedenfalls ungefährdet ihm verbleiben sollen. Nun, Duroc? Was bringen Sie mir? rief der Kaiser, als die Thür sich eben öffnete, und der Groß-Marschall mit einem Brief in der Hand herein trat.

Sire, ich bringe Ew. Majestät zwei Nachrichten auf einmal. Die erste ist, daß ein neuer Abgesandter des Königs von Preußen so eben angelangt ist, und Ew. Majestät dies Schreiben des Königs, welcher sich jetzt in Graudenz befindet, überbringt.

Ah, rief Napoleon, er befindet sich in Graudenz, das ist schon wieder etwas näher zu den Grenzen seines Landes. Ich will ihn aber zurücktreiben bis in die letzte Stadt an der Grenze. Die Königin soll es erfahren, was es heißt, einen Krieg veranlassen!

Er nahm den Brief, welchen Duroc ihm darreichte, und erbrach ihn hastig. Sire, sagte Duroc, der Ueberbringer dieses Briefes, ein Major von Rauch, bittet um die Gnade einer persönlichen Audienz, um Sr. Majestät die Wünsche und Bitten seines Königs, welche dieser ihm mündlich mitgetheilt, vortragen zu dürfen.

Napoleon wandte sich an Talleyrand. Empfangen Sie zuvörderst diesen Herrn, sagte er, nachher berichten Sie mir, und wir wollen dann sehen, ob ich ihm eine Audienz bewilligen kann. Aber warten Sie noch! Erst wollen wir sehen, was der Brief des Königs enthält.

Er brach das Siegel, und schlug das Papier aus-

einander, dann eben im Begriff zu lesen, hob er das Auge wieder von dem Brief zu Duroc empor.

Ich vergaß, daß Sie mir zwei Nachrichten zu bringen hatten, sagte Napoleon. Nennen Sie Ihre zweite.

Sire, so eben ist der Prinz August von Preußen, unter Militairbegleitung, als Kriegsgefangener hier eingetroffen. Der Großherzog von Berg sendet ihn Ew. Majestät als Trophäe Ihrer Siege. Der Obrist von Gérard begleitet ihn.

Der Prinz hat sich tapfer gehalten? fragte Napoleon.

Sire, der Oberst von Gérard erzählt, daß selbst die Unsrigen seinen Heldenmuth bewundert haben. Der Prinz hatte sich mit einem Grenadierbataillon von dem Hohenlohe'schen Armeecorps getrennt, und war längs der Uker hingezogen. Unsere Dragoner verfolgten ihn, aber der Prinz schlug sie mit seinem Bataillon mehrmals zurück, und es würde ihm gelungen sein, sich und die Seinen durch die Flucht zu retten, wenn nicht das Terrain ihn aufgehalten hätte. Er gerieth auf Moorgrund, das, von vielen Abzugs-Canälen durchkreuzt, seinen Marsch aufhielt. Die Pferde versanken in den Morast, die Reiter mußten

absitzen und sie zu Fuß weiter führen. Auch der Prinz war gezwungen, zu Fuß durch den Moor zu waten; er führte sein Pferd an der Hand und eben, wie er wieder festern Grund unter sich fühlte und sein Pferd wieder besteigen wollte, um rascher fortzukommen, riß das Thier sich los und sprang in die Uker, um sein eigenes Leben zu retten. Nun gelang es unsern Grenadieren, den Prinzen einzuholen und gefangen zu nehmen, und wie die Preußen ihren Führer verhaftet sahen, ergaben auch sie sich. — Der Großherzog läßt Ew. Majestät dies so ausführlich vermelden, weil er weiß, daß Ew. Majestät die Tapferkeit des Kriegers auch im Feinde ehrt, und weil diese lebendige Siegestrophäe, die er Ew. Majestät sendet, dadurch gewiß noch in Ihren Augen an Werth gewinnen würde.

Wo ist der Prinz? fragte Napoleon rasch.

Sire, er befindet sich im Vorsaal, und erwartet, daß Ew. Majestät über ihn, den Kriegsgefangenen, bestimme. Sire, er bittet um die Gnade, sich zu seinen Aeltern begeben zu dürfen, um bei ihnen seine Wunden heilen zu lassen.

Ich will den Prinzen sehen, befahl Napoleon. Führen Sie ihn sogleich hierher.

Sire, wollten Ew. Majestät ihm nicht gnädigst gestatten, erst ein wenig Toilette zu machen? fragte Duroc. Der Prinz befindet sich nicht in einem Aufzug, um würdig vor Ew. Majestät erscheinen zu können.

Nun, so mag er unwürdig vor mir erscheinen, sagte Napoleon rauh. Führen Sie ihn sogleich hieher!

Er winkte Duroc mit der Hand und wandte dann seine Augen wieder dem Brief zu, den er noch immer ungelesen in der Hand gehalten.

Talleyrand, welcher unfern von ihm stand, heftete seine scharfen, listigen Augen auf das Antlitz des Kaisers. Er sah, wie es aufleuchtete in stolzer Befriedigung, und wie dann allgemach ein kaltes, verachtungsvolles Lächeln um seine Lippen zuckte.

Ich werde dem neuen preußischen Abgesandten sehr harte Bedingungen stellen können, sagte Talleyrand zu sich selber, der König scheint sich demuthsvoll zu unterwerfen, denn der Stolz des Triumphators leuchtet von des Kaisers Stirn!

Eben warf Napoleon den Brief mit einer raschen Handbewegung auf den Tisch hin. Lesen Sie, Talleyrand, sagte er nachlässig. Es ist immer lehrreich

zu sehen, wie klein diese Menschen im Unglück, wie hochmüthig sie im Glück sind! Und solche Leute wollen Fürsten sein und Kronen tragen!

Talleyrand streckte eben die Hand nach dem Brief aus, als die Thür sich öffnete, und der Groß-Marschall hereintrat.

Sire, rief er, der Prinz August von Preußen!

Lassen Sie ihn eintreten, sagte Napoleon, indem er sich langsam und nachlässig auf den vergoldeten, mit purpurrothem Sammet bezogenen Lehnsessel niedersetzte, welcher in der Mitte des Zimmers stand, und Talleyrand winkte, zu ihm zu kommen.

In demselben Augenblick, als Talleyrand hinter den Lehnstuhl des Kaisers trat, erschien da drüben auf der Schwelle die hohe schlanke Gestalt des Prinzen August von Preußen.

Duroc hatte wohl Recht, der Prinz war nicht in einem Aufzug, um würdig vor dem Kaiser erscheinen zu können. Seine Uniform war zerrissen und mit Schmutz bespritzt, den einen Fuß nur bedeckte ein mit Schlamm und Morast wie mit einer Kruste überzogener Stiefel. Der andere Stiefel war im Moorgrund bei Schönermark stecken geblieben, und durch einen schweren Holzpantoffel, wie ihn die Bauern

tragen, ersetzt worden. Den rechten verwundeten Arm trug der Prinz in einer leinenen Binde, die hier und da mit Blutspuren beschmutzt war, schräg über die Stirn zog sich eine, mit einem breiten schwarzen Pflaster bedeckte Wunde.

So, in diesem jammervollen Aufzug, erschien der Neffe Friedrichs des Großen in dem glänzenden Saal des preußischen Königsschlosses vor dem Besieger seines Vaterlandes, und seines Hauses, vor dem Kaiser Napoleon, der ihn sitzend empfing und kaum das Haupt bewegte, um die steife militairische Begrüßung des Prinzen zu erwidern. Seine Augen ruhten mit einem düstern strengen Ausdruck auf dem Antlitz des Prinzen, seine zusammengepreßten Lippen verriethen den Zorn, der in der Brust des Kaisers aufwogte.

Der Prinz indeß schien das gar nicht zu gewahren, und sich gar nicht bedrückt und gedemüthigt zu fühlen von der seltsamen Situation, in welcher er sich befand. Seine großen feurigen Augen begegneten furchtlos und ruhig den düstern Blicken des Kaisers, er trug sein Haupt nicht demüthig gesenkt, sondern aufrecht und frei, keine Spur von Furcht oder Sorge sprach aus seinem jugendlichen schönen Angesicht, ein

leises Lächeln sogar umspielte seine rothen, üppig aufgeworfenen Lippen, als er seine Augen rasch in dem Saal umhergleiten ließ, und sie dann wieder auf den Kaiser heftete, der da in seinem goldenen Lehnstuhl saß und hinter dem Talleyrand und Duroc voll Ehrfurcht und Unterthänigkeit standen.

Sie sind ein Bruder des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld gefallen ist? fragte Napoleon mit rauher, hastiger Stimme.

Ja, Sire, ich bin der Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, sagte der Prinz ernst.

Ein Neffe Friedrichs des Zweiten! rief Napoleon. Ein Neffe des großen Heldenkönigs, welcher Frankreich so sehr liebte, daß er in seinem Herzen und seiner Gesinnung ganz Franzose war.

Sire, sagte der Prinz ruhig, die Geschichte lehrt indessen, daß der große König nicht immer der Freund Frankreichs war und daß seine Liebe zu Frankreich ihn doch nicht hinderte es zu bekämpfen. Seine Feindschaft gegen Frankreich brachte ihm nicht mindern Ruhm als seine Freundschaft für Frankreichs Dichter und Gelehrte.

Ach, Sie wollen von Roßbach reden, sagte Napoleon achselzuckend. Wir haben den Namen Roßbach mit

den Namen Jena und Auerstädt ausgelöscht und die Siegessäule, die auf dem Schlachtfeld von Roßbach stand, wandert jetzt nach Frankreich, um eine Trophäe unserer Siege zu sein.*)

Der Prinz neigte leise sein Haupt. Es ist wahr, sagte er, das Glück des Krieges ist sehr dem Wechsel unterworfen. Dies tröstet diejenigen, welche in der Gegenwart unterlegen sind, mit der Zukunft.

---

*) Am Tage nach der Schlacht von Jena sagte der Kaiser zum General Savary, Herzog von Rovigo, als sie zwischen Merseburg und Halle über das Schlachtfeld von Roßbach dahin ritten: Galoppiren Sie doch in dieser Richtung hier links vorwärts; Sie werden ungefähr eine halbe Meile von hier die Säule finden, welche die Preußen zum Andenken an jene Schlacht aufgerichtet haben. — Savary ritt in der von dem Kaiser angegebenen Richtung vorwärts und fand wirklich bald inmitten eines abgemäheten Kornfeldes die kleine steinerne Säule. Sein Taschentuch hoch empor schwenkend gab General Savary ein Zeichen seines glücklichen Fundes und Napoleon sprengte mit seinem Gefolge über die Ebene daher, um die kleine, vom Sturm und Wind eines halben Jahrhunderts verwitterte Säule zu betrachten und die vielen kaum noch leserlichen Inschriften, mit denen sie bedeckt war, zu entziffern. Da eben in der Nähe die Division des Generals Suchet vorbeizog, ließ der Kaiser ihm befehlen, er solle die Säule ausheben, weil er sie nach Paris senden wolle. General Suchet ließ die Säule von seinen Sappeurs aus der Erde heben und sie ward sofort auf drei bis vier Wagen gelegt, um nach Paris gebracht zu werden. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo II. 293.

Der Kaiser warf einen zornigen Blick hinüber nach dem Prinzen, welcher diesen Blick mit keckem, furchtlosem Ausdruck erwiderte, ihre flammenden Augen kreuzten sich wie zwei Degenspitzen im Duell.

Ich sehe, Sie sind nicht bloß der Geburt, sondern auch der Gesinnung nach ein Bruder des Prinzen Louis Ferdinand, sagte Napoleon zürnend. Gleich ihm haben Sie zu den unruhigen Köpfen gehört, welche den Krieg um jeden Preis wollten. Es hat harter Schicksalsschläge bedurft, um Ihr Kriegsfieber ein wenig abzukühlen. Jetzt werden Sie hoffentlich davon genesen sein. Ihr Bruder hat seinen tollen Uebermuth auf dem Schlachtfeld von Saalfeld gebüßt. Sie haben es dahin gebracht, daß Sie in dem elendesten Aufzug als Kriegsgefangener in die Hauptstadt Preußens zurückgekehrt sind, welche Sie vor wenigen Wochen mit so tollen Siegeshoffnungen verlassen hatten. Sie hätten zur rechten Zeit der Stimme der Vernunft Gehör geben und nicht achten sollen auf die Syrenenstimme der Königin, welche zu Preußens Unglück alle junge Männer in die Charybdis des Krieges hineingelockt hat, und —

Sire, unterbrach ihn der Prinz mit fast drohender Stimme, Sire, nichts gegen die Königin, wenn ich

bitten darf! Es steht Ihnen, dem Sieger, frei, die Ueberwundenen zu demüthigen und zu schelten, wenn Ew. Majestät Gefallen finden an diesem Triumph, aber die edle und unglückliche Königin darf nicht hineingezogen werden in den Streit der Männer; wir begehren nicht die Entschuldigung, daß sie uns aufgereizt habe, und ihre hohe und leuchtende Tugend verdient nicht die Beschuldigung, daß sie es gethan habe!

Ach, rief Napoleon mit einem höhnischen Lächeln, Sie scheinen, gleich allen jungen Männern, zu den enthusiastischen Anbetern der Königin zu gehören.

Sire, das beweist, daß die jungen preußischen Männer noch Gefühl haben für die Tugend, die Keuschheit und die Sitte. Es ist wahr, wir Alle beten die Königin, wie unsere Heilige an; sie ist das leuchtende Vorbild unserer Mütter, unserer Frauen und unserer Töchter, sie ist das Ideal unserer Männer und Jünglinge, und vor ihr neigt sich in Bewunderung und Liebe Jeder, der einmal das Glück genossen hat, sie gesehen und gesprochen zu haben.

Hätten Sie sich Alle weniger vor ihr geneigt, so würde Preußen jetzt nicht so gebeugt und gedemüthigt im Staube liegen, sagte der Kaiser rauh. Preußen und Frankreich sind von der Natur dazu bestimmt,

Freunde zu sein und ich, welcher den Krieg niemals gesucht, sondern ihn nur als eine traurige Nothwendigkeit betrachtete, ich war sehr geneigt, in Frieden und Freundschaft Preußen meine Hand zu reichen. Aber Ihre Königin und Ihre Garde-Officiere wünschten und wollten den Krieg, von dem sie vermeinten, daß er ihnen Lorbeeren bringen sollte. Jetzt haben Sie den Krieg mit allen seinen Schrecknissen. Was hat er Ihnen gebracht? Sie haben durch ihn einen Bruder verloren und Sie selber haben jetzt in Prenzlau vor dem Sieger Ihre Waffen niederlegen müssen.

Sire, sagte der Prinz edel und stolz, ich bitte Ew. Majestät mich nicht mit denen verwechseln zu wollen, welche die Capitulation von Prenzlau abgeschlossen haben. Ich habe nicht capitulirt; ich bin mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden, aber ich habe sie nicht freiwillig niedergelegt.*)

Junger Mann, sagte Napoleon mit ernster kalter Ruhe, hüten Sie sich, daß Ihr Hochmuth Sie nicht noch tiefer in's Verderben führe. Die preußischen Prinzen sind jetzt nicht in der Lage, hochtönende und

*) Des Prinzen eigene Worte.

stolze Worte sprechen zu dürfen. Ihr König weiß das und hat das eingesehen; er hat mich, hören Sie wohl, was ich Ihnen sage, er hat mich in den unterwürfigsten Ausdrücken um Frieden gebeten, er fleht mich an um meine Freundschaft und nennt sich glücklich, daß ich seine Schlösser bewohne.

Sire, das ist unmöglich, rief der Prinz mit aller Unbedachtsamkeit seines feurigen Naturells.

Napoleon zuckte die Achseln und wandte dann sein Haupt ein wenig zur Seite nach Talleyrand hin.

Lesen Sie uns doch den Brief laut vor, Herr Minister, sagte er, ich selber habe ihn erst oberflächlich gelesen! Da Sie, Prinz, vielleicht in diesen Tagen der Unruhe keine directen Nachrichten von dem König erhalten haben, mögen Sie aus diesem Brief über seine Lage und seine Gesinnung sich unterrichten. Lesen Sie, Herr Minister! Und Sie, Prinz, setzen Sie sich!

Er deutete mit der Hand auf einen der vergoldeten Sessel hin, die da unfern von der Thür an der Wand standen. Prinz August indessen nahm diese gnädige Einladung nicht an. Er verneigte sich und sagte lächelnd: Erlauben Ew. Majestät, daß ich stehe, denn mein Anzug paßt wenig zu den vergoldeten Sesseln, und einem armen Vagabunden, wie ich es bin, ziemt

es wohl, demüthig an der Thür zu stehen. Zudem bringt es bei uns in Preußen die Etiquette mit sich, daß wir stehend den Worten unsers Königs und Souverains zuhören.

Lesen Sie, Talleyrand, sagte der Kaiser, und, indem er sich nachlässig und bequem in den Lehnstuhl zurückwarf, heftete er seine Augen fest auf den Prinzen, um in seinem Antlitz den Eindruck zu lesen, den der Brief des Königs auf ihn machen würde.

Talleyrand erhob jetzt seine Stimme und las: „Mein Herr Bruder! Als ich Ew. Kaiserliche Majestät um Frieden bat, berieth ich mich mit meiner Vernunft, aber ich habe mich jetzt auch mit meinem Herzen berathen. Ungeachtet der fürchterlichen Opfer, welche Sie, Sire, mir so eben auferlegen, wünsche ich dennoch auf das Lebhafteste, daß der Friede, der bereits durch die Annahme der Grundbedingungen gesichert ist, mich recht bald berechtigen möge, mit Ew. Kaiserlichen Majestät wieder in die freundschaftlichen Beziehungen zu treten, die der Krieg nur auf einen Augenblick unterbrochen hat. Es ist mir eine angenehme Pflicht, mein Herr Bruder, durch einen Beweis des Vertrauens meinen aufrichtigen Wunsch an den Tag zu legen, unsere Freundschaft zu cultiviren, und ich glaube Ew. Kaiserlichen Majestät diesen Beweis zu liefern, indem

ich, ohne nur die Unterzeichnung des Friedenstractates abzuwarten, den Marsch der russischen Truppen aufhalte."

„Ich hatte den innigsten Wunsch, daß Ew. Majestät in meinen Schlössern auf eine Ihnen angenehme Weise aufgenommen und behandelt werde, und mit Eifer habe ich zu diesem Zweck alle Maßregeln ergriffen, welche die Umstände mir gestatteten. Möchte es mir gelungen sein! Als Erwiderung dafür möge Ew. Majestät mir erlauben, meine Hauptstadt und die Mark Brandenburg Höchst Ihrer Großmuth zu empfehlen. Dies Land, welches von der Natur wenig begünstigt worden, ist gewissermaßen die Schöpfung meines unsterblichen Ahnherrn. Möchten Sie, Sire, dasselbe als ein Denkmal ansehen, welches er sich selber aufgerichtet hat, und die vielfachen Uebereinstimmungen, welche zwischen Ew. Majestät und jenem großen Mann existiren, werden, ich darf es hoffen, für Sie neue Veranlassung sein, eine hochherzige Schonung seines Werkes zu befehlen."

„Außerdem möchte ich noch wagen, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie in Ihrer Güte von den grausamen Verlusten, welche Sie mir auferlegen, das Halberstädt'sche und die zum Herzogthum Magdeburg gehörigen Lande ausnehmen möchten. Ich würde eine

solche Anordnung als eine köstliche Garantie Ihrer persönlichen Gefühle für mich betrachten, und, zählen Sie auf mein Wort, Sire, ich würde mich eifersüchtig beweisen, diese Gefühle auf das Vollständigste zu erwidern. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen gnädigen Schutz nehme und verbleibe, mein Herr Bruder, Ew. Majestät ergebener und wohl affectionirter

Friedrich Wilhelm."*)

Nicht einen Moment hatte Napoleon während der Lectüre seine Augen von dem Antlitz des Prinzen gewandt. Er hatte gesehen, wie er anfangs erröthete vor Unwillen, wie seine Stirn sich verfinsterte und wie dann nach und nach ein tiefer Schmerz aus seinen Zügen sprach.

Nun, hatte ich nicht Recht? fragte Napoleon, als Talleyrand schwieg. Unterwirft Ihr König sich nicht allen meinen Bedingungen, und heißt mich willkommen in seinen Schlössern?

Sire, sagte der Prinz traurig, es ziemt mir nicht zu deuteln an den Worten meines Königs. Wenn der König gesprochen hat, gebührt es mir zu schweigen.

---

*) Dieser Brief, dessen Original natürlich französisch ist, wird mitgetheilt in: Lefèbre: Histoire des Cabinets. Vol. II. S. 221—223.

Nur das wage ich zu bemerken, daß Ew. Majestät aus diesem Briefe ersehen können, wie die Königin sich nicht einmischt in die Regierungsgeschäfte und keinen Theil daran nimmt. Hätte sie es gethan, so würden Ew. Majestät ohne Zweifel diesen Brief des Herrn von Haugwitz nicht empfangen haben.

Des Herrn von Haugwitz? fragte Napoleon. Des Königs, wollen Sie sagen!

Sire, der König lieh nur seinen Namen und seine Handschrift dazu, Herr von Haugwitz gab die Worte und den Geist.

Sie sind also der Meinung, daß die Königin nicht der Ansicht ihres Gemahls ist? fragte der Kaiser hastig. Sie glauben, daß, wenn es auf die Königin ankäme, sie noch immer auf der Fortsetzung des Krieges bestehen würde?

Sire, ich erlaubte mir nur zu sagen, daß sie solchen Brief nicht geschrieben haben würde.

Ich weiß es wohl, rief Napoleon heftig. Ihre Königin haßt mich, sie würde lieber sterben, als um meine Freundschaft bitten, sie würde lieber unter den Trümmern des Thrones sich begraben, als diesen Krieg beenden und mich ihren Bruder nennen. Aber ich will diese stolze Seele beugen, ich will ihr Herz zer=

knirschen, daß es bereut. Ich will — aber mein Gott, unterbrach sich der Kaiser auf einmal, was fehlt Ihnen? Sie erbleichen? Sie schwanken, Prinz?

Und in der ersten Ueberraschung erhob sich der Kaiser hastig aus seinem Lehnstuhl und that einige Schritte vorwärts. Aber der Prinz winkte ihm, zurückzutreten. Es ist nichts, sagte er matt, nur eine augenblickliche Schwäche der Natur, weiter nichts. Ich habe in mehreren Tagen und Nächten nicht geruht, und der Blutverlust hat meine Kräfte erschöpft. Außerdem, — warum sollte ein armer Landstreicher, wie ich es jetzt bin, sich scheuen es einzugestehen, außerdem hungert mich, Sire, denn ich habe seit vier und zwanzig Stunden nichts genossen.

Armer junger Mann, sagte Napoleon mitleidsvoll, indem er dicht zu dem Prinzen heran schritt, und seine dunkelblauen Augen mit einem gütigen theilnahmsvollen Ausdruck auf ihn heftete. Ich beklage Sie um Ihres Mißgeschicks willen. Sie haben es persönlich nicht verdient, denn ich weiß, Sie haben tapfer und heldenmüthig gefochten und sind eines günstigeren Schicksals werth geblieben. Sie sind Kriegsgefangener, aber wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, keine

Versuche zur Flucht zu machen, und nicht mehr in diesem Kriege die Waffen wider mich zu erheben?

Sire, sagte der Prinz, auf seinen verwundeten rechten Arm deutend, Sire, ich muß Ihnen mein Ehrenwort wohl geben! Ich bin Ihr Kriegsgefangener und ich werde keinen Versuch machen zu entfliehen.

So gehen Sie jetzt zu Ihren Eltern. Ich erlaube Ihnen, in dem Hause des Prinzen Ferdinand zu bleiben, bis Sie von Ihren Wunden wieder hergestellt sind. Ich will Ihre Mutter nicht länger der Freude berauben, ihren tapferen Sohn umarmen zu können. Gehen Sie also zu ihr!

Der Prinz verneigte sich, und war im Begriff hinaus zu gehen.

Nun, Prinz, Sie haben nicht ein Wort des Dankes für mich? fragte Napoleon freundlich.

Der Prinz lächelte traurig. Sire, sagte er, sich tief verneigend, Sire, ich danke für gnädige Strafe!

VIII.

Die Victoria des Brandenburger Thors.

Ohne noch eine weitere Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, abzuwarten, öffnete der Prinz hastig die Thür und ging hinaus.

Einen Moment mußte er sich draußen im Vorzimmer niedersetzen, denn seine Füße zitterten so sehr, daß sie ihn kaum zu tragen vermochten, und eine so tödtliche Blässe bedeckte seine Wangen, daß der Oberst Gérard, der den Prinzen im Vorzimmer erwartet hatte, entsetzt zu ihm hineilte und ihn fragte, ob er ihm gestatten wolle, einen Arzt zu rufen.

Prinz August schüttelte lächelnd das Haupt. Der Arzt, dessen ich bedarf, wohnt in der Küche meiner Mutter, sagte er, und Ihr Kaiser hat erlaubt, daß ich ihn da aufsuche.

Eben trat der Groß-Marschall in den Vorsaal und

Gérard zu sich winkend, flüsterte er ihm leise einige Worte zu.

Ew. Königliche Hoheit sind der Last überhoben, mich zur Begleitung zu haben, sagte der Obrist dann zu dem Prinzen. Erlauben Sie mir nur noch, Sie bis zum Wagen, der Sie nach dem Palais des Prinzen Ferdinand bringen soll, zu geleiten. —

Drunten im Hof stand eine kaiserliche Equipage bereit, und der Obrist Gérard selber beeilte sich den Schlag zu öffnen, um dem Prinzen beim Einsteigen behülflich zu sein.

Aber der Prinz winkte abwehrend mit der Hand und trat zurück. Ich bin es nicht werth, die glänzende kaiserliche Equipage zu besteigen, sagte er. Sehen Sie nur, selbst der Kutscher auf dem Bock in der kaiserlichen Livrée sieht elegant aus gegen mich und ganz Berlin würde mich verlachen, wenn es mich in der glänzenden Equipage des Kaisers daher kommen sähe. Lassen Sie mich also ganz demüthig und bescheiden von dannen gehen, und den ersten besten Fiaker, dem ich begegne, besteigen. Leben Sie wohl, Herr Obrist, und nehmen Sie meinen Dank für alle Aufmerksamkeit und Güte, die Sie mir bisher bewiesen haben.

Er reichte ihm freundlich die Hand dar und schritt dann eilig über den Schloßhof nach dem Platz vor demselben, dem sogenannten Lustgarten, dahin.

Schon hatte der Prinz diesen und die breite Brücke, welche hier über einen Arm der Spree führt, überschritten, und noch immer hatte er keinen Fiaker gefunden. Aber die frische Luft und das Gefühl der Freiheit hatte ihm wohlgethan und ihn gekräftigt, er fühlte sich stark genug, den Weg bis zum Palais seines Vaters zu Fuß zurücklegen zu können.

Niemand erkennt mich in diesem elenden Aufzug, sagte er lächelnd, Niemand wird daher Notiz von mir nehmen, und ganz unbemerkt werde ich zu Hause gelangen.

Und mit rüstigem Schritt ging er über den Opernplatz den Linden zu. Eine merkwürdige Oede und Stille herrschte auf diesem sonst so belebten und vielbesuchten Platze, kein einziger Spaziergänger, keins dieser vergnügten, selbstbewußten und selbstzufriedenen Gesichter, deren man sonst so vielfach auf dem Opernplatze und unter den Linden begegnete, war heute zu sehen. Nur hier und da schlich irgend ein altes Mütterchen traurig und gebeugt dahin, und wie der Prinz jetzt an der Hauptwache vorüber kam, sah er

vor derselben französische Soldaten stehen, die trotzig und hohnlächelnd den preußischen Offizier vorübergehen sahen, und denen es nicht einfiel, vor demselben zu salutiren.

Ach mein Bruder, flüsterte Prinz August in sich hinein, Deine Prophezeihung hat sich schnell erfüllt. Es wird nicht mehr getrommelt, wenn wir aus dem Thor fahren und an der Wache vorüber gehen. Meinetwegen! Ich wollte solcher Ehren gern entbehren, wenn nur Preußen selber noch geehrt würde, wenn nur —

Ein seltsames Geräusch, das von dem unteren Ende der Linden daher kam, unterbrach den Prinzen in seinem Selbstgespräch. Er schritt rascher vorwärts, zu sehen, was es dort gäbe. Das Rufen und Schreien kam immer näher, und ein dunkler, verworrener Menschenknäuel wälzte sich von dem Eingang der Linden durch das Brandenburger Thor daher. Allmälig entwirrte sich dieser Knäuel mehr und mehr vor den Augen des Prinzen, allmälig konnte er deutlich diese Masse unterscheiden, die sich ihm da entgegen wälzte. Es waren französische Soldaten, die auf der Straße daher kamen, und auf der Seite der Straße und in der Mitte der Linden begleitete diese das Volk und die Bürger in dem glänzenden Costüm der Na=

tional=Gardisten, das sie, mit der Bewilligung der französischen Behörden, jetzt angelegt, um, da Berlin jetzt ganz von preußischem Militair entblößt war, in Gemeinschaft mit dem französischen Militair die Wachen zu beziehen.

Aber nicht schweigend und still begleiteten das Volk und die Nationalgardisten die französischen Soldaten, sondern deutlich vernahm der Prinz das Hohngelächter, die lauten Spöttereien des Volkes, und der Buben sogar, die sich auf die Bäume geschwungen hatten, und von dort ihr wieherndes Lachen und ihre spöttischen Zurufungen herunter krähten.

Und jetzt, wie der Zug näher kam, wie die Massen des Volks ihn selber umschlangen, jetzt erkannte der Prinz, was dieses Hohnlachen und dieser Spott zu bedeuten habe.

In der Mitte der geputzten, glänzenden französischen Soldaten bewegte sich ein gar seltsamer und trauriger Zug daher. — Es waren die kriegsgefangenen preußischen Garde=Offiziere, die von Prenzlau nach Berlin hatten wandern müssen, und welche die französischen Garde=Grenadiere vor der Stadt empfangen, und außerhalb der Stadt an der Mauer zum Brandenburger Thor geführt hatten, damit sie, wie es der

Kaiser befohlen, grade durch dieses Thor ihren Einzug halten sollten.

Vor zwei Monaten waren sie aus diesem selben Thore dahin gezogen im vollen Glanz ihrer schönen Uniformen, stolz und prächtig anzuschauen, stolz und übermüthig von ihren glänzenden Rossen herniederschauend auf die Bürger und Civilisten, deren demüthigen Gruß sie kaum erwiderten. Vor zwei Monaten noch hatte der General von Rüchel mit Stolz sagen dürfen: „ein preußischer Offizier geht nie zu Fuß"*), vor zwei Monaten noch hatten sie es der Mühe kaum für werth gehalten, ihre Schwerter zu ziehen gegen die Franzosen, sondern gemeint, es genüge, ihnen mit Knüppeln entgegen zu ziehen, um sie zu verjagen.

Aber jetzt, nach zwei Monaten, jetzt hatten die Unglückstage von Jena sie gelehrt zu Fuß zu gehen, jetzt schauten sie nicht mehr stolz von ihren Rossen hernieder auf die verachteten Civilisten, und der stolze Siegermuth war in ihrer Brust erloschen. Traurig und gesenkten Hauptes kamen sie daher, schwer darnieder gebeugt, und doch gezwungen, ihren Wuthschrei und ihren

*) Siehe: Freiherr von Müffling: Aus meinem Leben. S. 80.

Jammer hinunter zu würgen. Ihre Uniform hing in Fetzen um ihre abgemagerten Gestalten, und unter dem Schmutz und Koth, der sie ganz und gar bedeckte, waren die Farben des Tuches und die goldgeränderten Aufschläge verschwunden. Die glänzenden Reiterstiefel mit den silbernen Sporen waren zerrissen, ihrer Sporen beraubt, sie fehlten an vielen Füßen ganz und waren, wie beim Prinzen August, durch Holzpantoffeln ersetzt worden.

Aber trotz dieses elenden und herzzerreißenden Aufzugs der preußischen Garde-Offiziere, hatten das Volk und die Bürger doch kein Mitleid mit ihnen, und begleiteten den traurigen Zug mit Hohnlachen und Geschrei!

Seht sie nur an, die Herren Garde-Offiziere, rief ein Bürgergardist, sich dicht heran drängend an die Soldaten, seht nur die Herren Grafen hier. Wißt Ihr noch, wie stolz sie sonst waren? Wie sie uns auf Bällen, in den Weinstuben und überall sonst immer so stolz übersehen haben? Wie wir immer demüthig bei Seite treten mußten, um nicht von den Herren Garde-Offizieren übergerannt zu werden? Jetzt rennen sie Niemand mehr über!

Nein, hohnlachte und schrie die Menge, jetzt rennen

sie Niemand mehr über! Jetzt ist's vorbei mit ihrer Herrlichkeit!

Und die Buben, die auf den Bäumen saßen, jubelten und krähten es nach: Jetzt rennen die Garde-Offiziere Niemand mehr über! Jetzt ist's vorbei mit ihrer Herrlichkeit!

Seht nur den Herren Baron von Klitzing da, rief ein anderer Bürgergardist. Seht, wie ihm die aufgeweichte Hutkrempe übers Gesicht niedersinkt, als wär' er ein verschämtes Mädchen, das sich verschleiern will. Sonst schaute er immer so stolz und keck darein, und meinte immer, die ganze Welt gehöre ihm, und brauchte nur die Hand darnach auszustrecken, so bammelten ihm zehn Franzosen an allen Fingern.

Ja, ja, sie waren lauter Helden, als sie auszogen, schrie ein Anderer, Jeder von den Herren Grafen und Baronen hatte schon seinen Lorbeerkranz in der Tasche, und zog auf's Schlachtfeld, wie auf den Tanzboden, um sich da seinen Kranz aufzusetzen. Jetzt kommen sie wieder mit hängenden Hutkrempen, und die Lorbeern, die sie mitgebracht, sind nicht mal so viel werth, daß man sich Karpfen damit kochen kann!

Ein brüllendes Hohngelächter der Menge folgte diesem drastischen Witz des Bürgergardisten, und Aller

Augen wandten sich wieder mit spottenden, leuchtenden Blicken den armen Garde-Offiziers zu, die schweigend, und traurig in einer schamvollen aber edlen Haltung dahin zogen.

Wüthend vor Schmerz, mit Thränen des Zorns und der Scham in den Augen, machte Prinz August sich Bahn durch die Menge. Er konnte diesen Anblick nicht ertragen, er mußte sein Haupt abwenden, um die gedemüthigten, unglücklichen preußischen Offiziere nicht zu sehen, er rannte vorwärts, um das Hohngelächter des grausamen Volkes nicht mehr zu hören.

Endlich, endlich lichteten sich die Reihen, endlich war dieser fürchterliche Zug zu Ende, und die Straße ward wieder frei. Der Prinz stürzte vorwärts, nicht achtend seines Weges, nicht wissend, wohin er ging, nur zerschmettert, erfüllt von der Schmach, dem Jammer, der über Preußen hereingebrochen!

Auf einmal befand er sich wieder vor einer dichten Menschengruppe. Verwundert und entsetzt schaute der Prinz um sich. Er war, ohne es zu wissen, bis zu dem großen Platz am Brandenburger Thor hinunter gegangen, und dieser ganze große Platz war dicht angefüllt mit Menschen.

Aber diese Tausende, die sich hier befanden, höhnten

und jubelten nicht, sondern sie standen unbeweglich, wie erstarrt da, ihre Augen blitzten nicht in Spott und Schadenfreude, sondern sie waren trübe und traurig, und Alle nach Einem Punkt, nach dem Brandenburger Thor hingewandt.

Dahin richtete auch der Prinz August jetzt seine Blicke. Er sah ein hohes Gerüst, das an den stolzen griechischen Säulen des Thors hinaufstieg bis zu der Plattform, bis zu der ehernen Victoria, die da oben auf ihrem Triumphwagen stand, ihre ehernen Rosse lenkend. Er sah die Stricke, und Rollen und Ketten, welche die Gestalt der Victoria und ihre vier Rosse einschnürten, und es war ihm, als ob diese Stricke und Klammern ihm selber die Brust zuschnürten, und die Stimme in seiner Kehle erstickten.

Nur mühsam, nur mit gewaltiger Kraftanstrengung konnte er das Wort auf seine Lippen rufen, und sich an den ihm zunächst Stehenden wendend, leise fragen: Was geht hier vor? Was macht man da droben?

Der Mann sah ihn mit einem trüben, langen Blick an. Die Franzosen nehmen die Victoria von dem Thore fort, sagte er leise und mit verhaltenem Ingrimm. Sie meinen, die Victoria paßt nicht mehr für Berlin, und der Herr Kaiser will sie nach Paris

schicken, wo er auch den Degen und die Uhr Friedrichs des Großen hingeschickt hat.

Der Prinz stieß einen Seufzer aus, der wie ein Schmerzensschrei aus seiner Brust hervorquoll, und richtete seine Blicke wieder hinauf zu der Victoria.

Eben erschallte da oben am Thor ein lautes französisches Commandowort, und gleichsam, als habe die Victoria dies Commando verstanden, als wolle auch sie dem Befehl des französischen Kaisers gehorchen, schien plötzlich ein Zittern und Beben die ganze Gestalt der ehernen Göttin zu bewegen. Sie hob sich empor, sie schwankte; nun senkten sich die Pferde ihres Triumphwagens niederwärts, nun beugte sich ihre eigene Gestalt, wie zum letzten Gruß an Berlin, vornüber. Wie lauter Donner rollte es über den Häuptern der schauenden Menge, — langsam und majestätisch rollte auf dem breiten Fahrgeleise, das vom Staßenpflaster bis zu dem Plateau des Thors emporstieg, die Victoria darnieder. —

Der Prinz stieß einen Schrei aus, und schloß, wie vom Schwindel befallen, die Augen.

Als er sie wieder öffnete, waren die schönen Säulen des Brandenburger Thores ihres herrlichsten Schmuckes beraubt, und die Victoria mit ihrem Vier=

gespann stand entthront und demüthig unten auf der Straße.

Prinz August hob seine von Thränen umdüsterten Blicke zum Himmel empor und flüsterte leise: Oh mein Bruder, wie sehr bist du zu beneiden um deinen Tod, denn du hast die Schmach und den Jammer Preußens nicht gesehen!

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Inhalt des ersten Bandes.

Mühlbach, Luise,

Napoleon in Deutschland

Bd.: 2,1

Berlin 1858